Die seelischen Kräfte des Deutschen Heeres im Frieden und im Weltkriege

von

Friedrich Altrichter
Major im Reichsheer



1 9 3 3

Verlag von E. S. Mittler & Sohn / Berlin

Die seelischen Kräfte
des Deutschen Heeres im Frieden und im Weltkriege

Gedruckt bei Ernst Siegfried Mittler und Sohn,
Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin SW 68

Inhaltsverzeichnis.

Erster Teil.

Die seelischen Kräfte des deutschen Heeres im Frieden.

Zweiter Teil.

Die seelische Entwicklung des Heeres im Weltkriege.

Dritter Teil.

Seelische Probleme innerhalb des Heeres.

Erster Teil

Die seelischen Kräfte des deutschen Heeres im Frieden.

A. Der massenpsychologische Charakter des Heeres.

1. Von der Entstehung und Wirksamkeit der Massenseele des Heeres.

Die auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht[1]) beruhenden Heere moderner Mächte stellen sich als Vereinigungen gewaltiger Massen von Menschen dar, die durch gesetzliche Vorschriften zu den Fahnen einberufen und nach bestimmten Grundsätzen gekleidet, ausgerüstet und bewaffnet werden. Eine derartige Ansammlung von uniformierten und bewaffneten Männern bildet aber an sich noch kein Heer. Von einem solchen kann erst gesprochen werden, wenn es gelingt, in der Menge der seine Gesamtheit bildenden Einzelpersönlichkeiten, die hinsichtlich ihrer Lebensauffassung, ihrer beruflichen Tätigkeit und ihrer Charaktereigenschaften die größten Unterschiede aufweist, gleichmäßige Vorstellungen von den großen Leitgedanken, in deren Namen das Heer geschaffen ist, zu erzeugen und den Glauben aller an ihre Wahrheit zu erwecken. Durch die Gemeinsamkeit der Überzeugungen der Soldaten gewinnt das Heer ein einheitliches seelisches Gepräge, das durch die Bereitschaft, für diese Überzeugungen zu kämpfen und zu sterben, eine besondere Note erhält. Das bestimmende Merkmal für den Wert eines Heeres liegt in der Festigkeit und Kraft der seine Einheitsseele begründenden Faktoren. Ihr getreues Spiegelbild ist der das Ganze beherrschende Kampfwille.

Gehören die Heere demnach zu den psychologischen Massenerscheinungen, so nehmen sie doch durch die Art der Entstehung ihrer Massenseele sowie durch deren eigentümliche Merkmale und ihr Verhältnis zu dem Soldaten als Einzelpersönlichkeit unter ihnen eine besondere Stellung ein. So groß die Verschiedenheiten der Volksheere moderner Staaten in ihrem Charakter, der stets von der Beschaffenheit des Volksganzen bestimmt wird, und in ihrer Gliederung auch sein mögen, in massenpsychologischer Hinsicht weisen sie sämtlich dieselben übereinstimmenden Grundzüge auf. Die Massenseele eines Heeres unterscheidet sich in vielen Punkten von der namenloser, psychologischer Zufallsmengen, deren Kenntnis wir den Forschungen des Franzosen Le Bon verdanken. Nach seiner Darlegung kann sich jede beliebige, aus den verschiedenartigsten Personen zusammengesetzte Menschenansammlung unter dem Einfluß gewisser Reizwirkungen in eine psychologische Menge verwandeln. Durch Erregung bestimmter Gefühle und Leidenschaften (z. B. Panik, Furcht, Haß, Begeisterung) entsteht eine seelische Einheit der Massen, deren hervorstechendstes Merkmal in dem Verschwinden des Persönlichkeitsbewußtseins des ein-

---

[1]) Die nachfolgenden Ausführungen beziehen sich nur auf diese.

zelnen besteht. Die Gemeinsamkeitsseele bildet sich urplötzlich als völlig neues Gebilde unter dem Einfluß der sie hervorrufenden Faktoren, um ebenso rasch wieder zu verschwinden, wenn die Ursache der seelischen Erregungszustände aufhört. Aus dem Erlöschen des Bewußtseins der Einzelpersönlichkeit als solcher erklärt es sich, daß die psychologische Menge ganz anders denkt; fühlt und sich betätigt, als der ihr angehörende einzelne Mensch denken, fühlen und sich betätigen würde. Ihre stets wiederkehrenden Merkmale sind folgende: Mangel an Einsicht und Überlegung; daher handelt sie nur triebhaft und rein gefühlsmäßig. Infolge ihrer Suggestibilität und Leichtgläubigkeit ist sie leicht beeinflußbar und lenkbar, zugleich aber auch höchst unbeständig, unduldsam und außerordentlich reizbar. Die gewaltige Macht der Massenseele überwindet die Unterschiede in Charakter und Bildung und vermag die Kräfte des einzelnen in gutem oder schlechtem Sinne über sich selbst hinaus zu steigern. Da ihr andererseits starke primitive und infantile Züge anhaften, verlangt sie stets nach energischer Führung. Die Massen bringen ihren Führern eine geradezu blinde Ergebenheit entgegen, deren Ergebnis dann die bei diesen immer wieder zu beobachtende Aufrichtung einer unumschränkten Gewaltherrschaft ist. Wie bei allen Wesen, bei denen folgerichtiges Denken nicht in Betracht kommt, spielt auch bei den Massen die Einbildungskraft und der Einfluß von Illusionen eine große Rolle. Alles, was ihre Phantasie erregen soll, muß sich ihnen in bestimmten und klaren Bildern darstellen, denn bei ihrer geistigen Beschaffenheit können sie nur in Bildern denken. Daher vermögen auch nur solche Ideen Macht auf sie auszuüben, die eine ganz einfache und bestimmte Gestalt annehmen.

Diese kurz zusammengefaßte Schilderung der Eigentümlichkeiten der Massenseele war notwendig, weil das geistige Wesen eines Heeres nur von ihren allgemeinen Grundbedingungen aus begriffen werden kann. Es wird nun im folgenden die Aufgabe sein, die besonderen Merkmale der Gemeinsamkeitsseele des deutschen Heeres vor dem Weltkriege zu umreißen und hierbei festzustellen, worin sie sich im einzelnen von der psychologischer Zufallsmengen unterschied.

Der erste grundlegende Unterschied offenbart sich bereits in der Art und Weise ihrer Entstehung. Die Massenseele eines Heeres hat ihren Ursprung nicht in dem zufälligen und natürlichen Zusammentreffen gewisser allgemeiner Gemütserregungen, sondern ist die künstliche Schöpfung eines planvollen Willens zur Durchführung eines bestimmten Zwecks. Ihre Entstehung und Erhaltung ist demnach ohne Anwendung von Zwang nicht zu denken. Sie bildet sich auch nicht plötzlich unter dem Einfluß rasch auftretender und ebenso schnell wieder verschwindender Reize, sondern entwickelt sich organisch aus und mit den Lebensbedingungen eines Volkes. Die Voraussetzung für jedes selbständige nationale Leben bildet die Unabhängigkeit und Freiheit des Staates, sein Dasein so zu gestalten, wie es für das Gedeihen der Gesamtheit der Bevölkerung notwendig ist. Der, wie jeder Naturtrieb, im Unbewußten der

Volksseele schlummernde Wille zur Selbstbehauptung, dessen Stärke stets von dem Grade des Ichbewußtseins des Volkes abhängt, läßt den Kampf für die Freiheit und die Erhaltung der kulturellen Güter in der Stunde der Gefahr als höchste sittliche Pflicht der Gesamtheit erscheinen. Die Vorstellung hiervon führt zur Ausprägung bestimmter großer Ideen, als deren formgewordener Inhalt das Heer aufzufassen ist. Da diese Ideen einen Teil der Geistigkeit der Nation überhaupt ausmachen, sind sie nicht von vorübergehender, flüchtiger Beschaffenheit, sondern haben dieselbe lange Dauer wie das lebendige Sein des Volkes. Dieser Umstand sowie die mit der Erschaffung eines Heeres stets verbundene Absicht, ihm eine möglichst lange Lebensdauer zu geben, bewirken, daß der militärischen Massenseele von vornherein der Charakter der Beständigkeit anhaftet.

Von dem Wesen der Beständigkeit ist der Faktor der Zeit niemals zu trennen. Aus diesem Grunde spielt er auch für die Wirksamkeit der Massenseele eine ganz besondere Rolle. Je länger sich die sie tragenden Ideen in einem Heere auswirken können, um so besser ist es für die innere Geschlossenheit und die seelische Widerstandsfähigkeit des Ganzen in den Stürmen des Krieges. In Preußen-Deutschland bildeten die Grundgedanken der allgemeinen Wehrpflicht das geistige Fundament des Heeres. Wenn diese auch in der Französischen Revolution entstand und in der levée en masse ihren ersten formalen, wenn auch unvollkommenen Ausdruck fand, so wurde sie doch in Deutschland am gründlichsten erfaßt und, nach Umwandlung des friderizianischen Söldnerheeres in ein Volksheer, vom Jahre 1813 ab am planmäßigsten durchgeführt. Für die Entwicklung des Heeres war es von großer Bedeutung, daß der Ausbau der allgemeinen Wehrpflicht weder durch außennoch durch innenpolitische Einwirkungen unterbrochen wurde, sondern in ruhigem und stetigem Fluß blieb. Der kurze Krieg von 1866 ist von diesem Standpunkt aus nur als verstärkter Antrieb im Sinne des Zusammenschlusses zu werten. Das Heer wuchs im Laufe des 19. Jahrhunderts, entsprechend der fortschreitenden Einigung der deutschen Stämme, zu einem Ganzen zusammen, so daß es schließlich trotz der bundesstaatlichen Gliederung des Reiches für den Kriegsfall eine psychologische Einheit unter dem Oberbefehl des Kaisers bildete.

Über ein Jahrhundert hatte Deutschland also vor Beginn des Weltkrieges Zeit gehabt, um seine Wehrmacht durch den Einfluß großer Gemeinschaftsideen innerlich und äußerlich zu festigen. In diesem zeitlichen Vorsprung lag ein wesentlicher Vorteil gegenüber den Hauptgegnern des Weltkrieges. In Frankreich herrschte zwar bis 1870 auch die allgemeine Wehrpflicht, aber nur dem Namen nach. Denn tatsächlich entzogen sich ihr durch die Möglichkeit käuflicher Stellvertretungen bis dahin weite Bürgerkreise. Noch im Deutsch-Französischen Kriege kamen auf ein Kontingent von 75 000 Mann nicht weniger als 42 000 Stellvertretungen. Nach dem Verlust des Krieges wurde dann das Versäumte allerdings mit größter Tatkraft nachgeholt. Von allen Mächten hatte Frankreich seine Volkskraft am meisten für den Kriegsfall ausgeschöpft.

Hierdurch war es ihm gelungen, ein Heer zu schaffen, das dem des 68 Millionen starken deutschen Volkes zahlenmäßig überlegen war. Rußland führte die allgemeine Wehrpflicht im Jahre 1874 ein, Italien folgte ein Jahr später. In England zwang bekanntlich erst die Not des Weltkrieges zur Annahme der allgemeinen Wehrpflicht, und zwar nur für die Dauer des Krieges.

2. Der Inhalt der Massenseele des Heeres.

Die großen leitenden Ideen und Überzeugungen, die die Grundlage für die Gemeinsamkeitsseele des Heeres bilden, sind abhängig von den allgemeinen Charaktereigenschaften des Volkes und den besonderen politischen Verhältnissen des Landes. Den Vorrang nehmen stets die blutmäßig bedingten Charakteranlagen ein. Denn sie sind der Nährboden für die die Allgemeinheit durchdringenden und bewegenden Gefühle und Gedanken. Aus ihnen ergeben sich die Vorstellungen von der Bedeutung und den Aufgaben des eigenen Volkstums und der Drang, die Daseinsansprüche den anderen Mächten gegenüber zu behaupten. Die politische Lage eines Landes schafft die jeweiligen Zustandsbedingungen, die das Wollen der Masse immer in eine bestimmte Richtung drängen.

So spielte in Frankreich stets der Ruhm der Nation sowie der Gedanke, zum Kampf für die Freiheit und die Zivilisation berufen zu sein, eine große Rolle. Als Folge des stark militärisch gefärbten und angriffslustig eingestellten Volksgeistes wurde die Erfüllung dieser Aufgabe niemals anders als Pflicht offensiver kriegerischer Betätigung aufgefaßt. Der Ursprung der aus der Demütigung von 1870/71 und dem Verlust Elsaß-Lothringens erwachsenen Revancheidee lag in dem ausgeprägten Nationalstolz der Bevölkerung begründet, dem das unerträgliche Bewußtsein einer Niederlage zu einer Quelle neuen Kriegs- und Siegeswillens wurde.

Ganz andere Verhältnisse liegen in Sowjetrußland vor. Dort wird das Heer von der Idee des Kommunismus getragen. Aus dem Glauben an ihre Wahrheit soll es die Überzeugung von der sittlichen Berechtigung der bolschewistischen Regierungs- und Wirtschaftsform herleiten und die Weltrevolution als moralische Notwendigkeit betrachten, um die Menschheit von den Fesseln des Kapitalismus zu befreien. Da der Geist eines Heeres immer von dem Offizierkorps entscheidend beeinflußt wird, ist es nur folgerichtig, daß die Kommandeure eine planmäßige Schulung in der kommunistischen Gedankenwelt erhalten und ihr Ersatz aus städtischen und ländlichen Arbeiterkreisen angestrebt wird. Solange die politische Ausbildung der Führer noch nicht genügend gefestigt war, standen ihnen als Teilhaber der Kommandogewalt kommunistische Parteifunktionäre unter der Bezeichnung politische Kommissare zur Seite. Der Sinn dieser Einrichtung entsprang demnach der Sorge um die Aufrechterhaltung der seelischen Einheitlichkeit des Heeres. Wie in dem ganzen Sowjetsystem werden auch in der russischen Wehrmacht die Gesetze der Massenpsychologie auf das genaueste berücksichtigt. Durch eine äußerst ge-

schickte Propaganda hält man die Gefühle der Massen dadurch in ständiger Bewegung, daß man ihren Glauben und ihre Sehnsüchte stets neuen Zielen zulenkt. Diese Propaganda erstreckt sich auch auf den einzelnen Soldaten, der in Unterrichtskursen zu einem bewußten Kämpfer für die kommunistische Lehre erzogen wird.

Die leitenden Ideen, in denen die seelische Einheit des deutschen Heeres ihren Ausdruck fand, spiegeln sich am klarsten in den Grundgedanken der allgemeinen Wehrpflicht wider. Diese konnten nur zu einer lebendigen Wirklichkeit werden, weil sie der eigenartigen Problematik des deutschen Geistes angepaßt wurden. Der weitgespannte Rahmen deutscher Geistigkeit enthält neben einer unendlichen Fülle großartiger Gestaltungskräfte auch eine Anzahl von Mängeln und Widersprüchen, die das deutsche Wesen in der Welt so schwer verständlich machen. Von ihnen sollen in diesem Zusammenhange nur die aus dem Streben nach Unendlichkeit geborenen Vorstellungen eines Humanitätsideals und eines Weltgewissens erwähnt werden. Hand in Hand hiermit geht ein schwach ausgebildetes Volksbewußtsein und eine ausgesprochene politische Minderbegabung, die den Blick für den eigenen nationalen Vorteil trübt und das Wohl der anderen Völker häufig für wichtiger als das eigene hält. Diese unglückliche Veranlagung wird noch ergänzt durch die Unfähigkeit, sich in das rücksichtslos zweckbetonte politische Denken anderer Völker hineinzuversetzen und überhaupt deren Wesen zu erfassen. Aus diesen Charaktereigenschaften erklärt es sich, daß das Volk als Gesamtheit jede Neigung zum Angriffskrieg vermissen läßt und sehr an den Segnungen des Friedens hängt. Das ist eine Tatsache, die um so merkwürdiger erscheint, als der einzelne Deutsche eine hervorragende soldatische Begabung besitzt. Diese schuf die Voraussetzungen dafür, daß das deutsche Heer trotz aller in der Volksmasse liegenden Hemmungen zu einem Kriegswerkzeug von höchster Vollendung gemacht werden konnte. Bei der friedliebenden inneren Einstellung der Gesamtheit der Bevölkerung konnte die allgemeine Wehrpflicht nur im Sinne des Verteidigungsgedankens begründet werden. Scharnhorst prägte den Satz, daß jeder Deutsche der geborene Verteidiger seines Vaterlandes sei. Nur wenn an diesem Grundgedanken festgehalten wurde, war im Kriegsfall mit dem Einverständnis der ganzen Nation zu rechnen, nur dann konnte der Kampf mit der vollen Wirkung der Volkskraft geführt werden. Bekannt ist, mit welcher psychologischen Meisterschaft Bismarck den Deutsch-Französischen Krieg dadurch eröffnete, daß er Frankreich in den Augen der Welt die moralisch belastende Rolle des Angreifers zuschob. Der in der allgemeinen Wehrpflicht liegende Verteidigungsgedanke mußte noch in demselben Maße an Stärke gewinnen, in dem nach der deutschen Einigung positive außenpolitische Kriegsziele fehlten und es nur noch auf die Erhaltung und Sicherung des Gewonnenen ankam. Bismarcks Ahnung, daß Deutschland noch einmal um seinen Bestand werde kämpfen müssen, legte sich in den Jahren vor dem Weltkriege mit immer zunehmender Gewißheit wie ein Alpdruck auf die Öffentlichkeit.

Aus dem Verteidigungsgedanken ist denn auch nicht zum wenigsten die gewaltige Kriegsbegeisterung des Jahres 1914 und die großartige Haltung des Heeres auf den Schlachtfeldern zu erklären. Deutschland fühlte sich verraten und heimtückisch überfallen. Beim Feinde lag nach der übereinstimmenden Ansicht aller die geistige Urheberschaft des Krieges. Die psychologischen Voraussetzungen zur Betätigung der allgemeinen Wehrpflicht waren damit erfüllt. Sie bildeten mit dem Sinn und Zweck des Krieges eine volle Harmonie.

Das Verteidigungsprinzip war aber nur ein Teil der in der allgemeinen Wehrpflicht enthaltenen Grundanschauungen. Deren Schwerpunkt lag im rein Ethischen. Er hatte sich aus der Erkenntnis entwickelt, daß über den Persönlichkeitswert des einzelnen Menschen die Lebensnotwendigkeiten des Staates und des Volkes ständen. Von hier aus wurde die Opferbereitschaft des einzelnen für die Ehre und Freiheit der Nation als ein Gebot sittlicher Pflicht aufgefaßt. Die sittlich begründete Wehrpflicht war ein gewaltiger Gedanke, der dazu führte, daß der Bürger im Staate nicht eine seine Freiheit bedrückende Zwangseinrichtung erblickte, sondern ihn als Wesen höherer Ordnung begriff und sich seiner als Ausdrucksform des Lebenswillens seines Volkes und als Hort seiner Kultur bewußt wurde. Der Gedanke, in der Stunde der Gefahr für das Vaterland sein Leben einsetzen zu müssen, war Allgemeingut des staatsbürgerlichen Denkens geworden. Die im Sittlichen beruhende Staatsgesinnung war daher auch das seelische Leitmotiv des Heeres. Sie verband sich mit der Idee des Kaisertums zu einer untrennbaren Vorstellung. Der Glauben an die Monarchie — in Jahrhunderten organisch gewachsen — bildete das besondere Kennzeichen der Massenseele des Heeres der Vorkriegszeit. Ohne ihn kann dessen Wesen überhaupt nicht richtig verstanden werden. Die Person des Kaisers erschien als Verkörperung der Macht und des Ansehens des Reiches, als Symbol des Willens der Volksgemeinschaft. Er war der allerhöchste Kriegsherr, in dem die Truppe einen der ihrigen erblickte, und in dem sie sich selbst ehrte. Der Soldat trug des „Königs Rock“ und erhielt durch dieses Bewußtsein eine Steigerung seines persönlichen Wertgefühls. Von dem monarchischen Gedanken ging eine außerordentliche moralische Kraft aus, er bildete recht eigentlich den Kitt, der die zahllosen Glieder des Heeres zu einem Ganzen verband. Diese seelische Kraftausstrahlung ist ohne weiteres erklärlich, wenn man bedenkt, daß jedes Heer nach der sichtbaren Verwirklichung der seine innere Einheit begründenden Ideen in der Gestalt des höchsten Führers verlangt. Dieses Bedürfnis besteht in den modernen Volksheeren ebenso wie in früheren Zeiten, nur mit dem Unterschied, daß der damals das Heer formende und gestaltende persönliche Einfluß des Feldherrn sich mehr zum Ausdrucksmittel des nationalen Gesamtbewußtseins abgewandelt hat und auch so empfunden wird. Aus diesem Grunde ist es vorteilhaft für die seelischen Grundlagen eines Heeres, wenn der Träger der höchsten militärischen Kommandogewalt gleichzeitig das Staatsoberhaupt ist. Im Deutschen Reiche ist auch nach Einführung der republikanischen Verfassung an diesem bewährten Grundsatz festgehalten worden: der Reichspräsident ist zu-

gleich Oberbefehlshaber der Wehrmacht. Das deutsche Heer vor dem Weltkriege bildete äußerlich allerdings keine geschlossene Einheit, sondern war entsprechend der Gliederung des Reiches ein Bundesheer. In den Händen der Bundesfürsten ruhte im Frieden mit größeren oder kleineren Einschränkungen der Oberbefehl über die Kontingente ihrer Landeskinder. Vom Standpunkt der seelischen Einheit war dieser Umstand jedoch ebenso bedeutungslos wie für den monarchischen Gedanken an sich. Dieser war trotz seiner örtlichen Gebundenheiten im Kern überall derselbe und verkörperte, im ganzen gesehen, ein einheitliches Prinzip, das seinen Ausdruck in dem Wahlspruch fand: Mit Gott für König und Vaterland.

3. Massenseele und Einzelmensch im Heere.

Durch die inneren Beziehungen des einzelnen Soldaten zu der militärischen Gemeinsamkeitsseele unterscheiden sich die Heere grundlegend von den allgemeinen, natürlich entstehenden Zufallsmengen. Während bei diesen, wie bereits erwähnt, das Bewußtsein der eigenen Individualität schwindet und in der Massenseele aufgeht, verlangt der Beruf des Soldaten Selbständigkeit im Denken und Handeln sogar bei höchster Lebensgefahr sowie ein gesteigertes Persönlichkeitsbewußtsein mit dem Gefühl voller Verantwortung für sein Tun und Lassen. Diese Beibehaltung der Persönlichkeitswerte des einzelnen führt zu einer Beschaffenheit der militärischen Massenseele, die nur ihr eigentümlich ist. Sie verlangt, daß jeder Heeresangehörige zum überzeugten Träger der großen Leitgedanken wird, zu deren Durchführung das Heer geschaffen ist. Sie tritt nicht in der Form eines ganz neuen Gebildes an die Stelle des Ichbewußtseins der Einzelpersönlichkeiten, sondern es haften ihr dieselben Merkmale an wie diesen. Die psychologische Einheit des Heeres äußert sich also nicht in der Aufhebung der Charaktereigenschaften des einzelnen Soldaten, als vielmehr in deren Zusammenfassung zu einem Ganzen und als Folge davon in der Erhöhung ihrer Wirksamkeit. Das in der militärischen Massenseele enthaltene Gesetz der Steigerung bewirkt, daß die Moral, die Opferbereitschaft, der Kampfwille und die Vaterlandsliebe, kurzum alle soldatischen Tugenden der Gesamtheit zu einer viel großartigeren Ausprägung und Vollendung gelangen als in dem einzelnen Heeresangehörigen. Das Heer als psychologische Menge ist von höchster Bewußtheit seiner selbst erfüllt und hat ganz klare Vorstellungen von seinen Aufgaben und Pflichten sowie den Mitteln zur Erreichung seines Zweckes.

Das Bestehen einer psychologischen Gemeinschaft, wie sie das Heer darstellt, ist aber nur möglich, wenn die seine Gesamtheit bildenden Personen in weitestem Umfange gleichartige Charaktermerkmale aufweisen. Diese Gleichmachung ist jedoch niemals die Folge eines von selbst entstehenden, natürlichen Vorgangs, sondern immer das Ergebnis einer zweckbetonten Erziehung und der Aufrichtung einer ganz bestimmten Art von Disziplin, auf deren Eigenart weiter unten näher eingegangen werden soll.

Im Verlauf der Erziehung müssen die zum Heeresdienst eingezogenen jungen Männer, die aus allen bestehenden sozialen Schichten und Berufskreisen stammen, in deren Gesamtheit sich also die Summe der im Volk vorhandenen Eigenschaften des Charakters und Gemütes sowie des Wollens, der Überzeugungen und Hoffnungen widerspiegelt, eine gleichmäßige Umprägung des Charakters erfahren. Aus dem geistigen Inhalt des Soldatentums ergibt sich die Notwendigkeit, ganz bestimmte Grundanlagen zu entwickeln, andere dafür wieder zu unterdrücken. An erster Stelle steht die Erziehung zur Opferbereitschaft und zum Kampfwillen. Denn Soldat sein, heißt Kämpfer sein für seine Idee unter dem Einsatz des Lebens. Der Wille zum Kampf und die Bereitschaft zum Opfer kann aber niemals ohne Einsicht in den Sinn und Zweck des Kämpfens und ohne Bejahung der damit verfolgten Ziele entstehen. Da das Heer dem Schutz des Vaterlandes dienen soll, wird die gleichzeitige Erweckung der Vaterlandsliebe zur unabweisbaren Pflicht. Von den anderen militärischen Tugenden, die den Charakter formen, stehen die Ehre, die Treue und der Gehorsam in vorderster Linie.

Die seelische Einordnung des einzelnen in die Gesamtheit ist erreicht, wenn er eine klare Vorstellung von der soldatischen Berufsidee gewonnen und die Anschauungen und Gewohnheiten der Allgemeinheit zu den seinigen gemacht hat sowie von dem Gefühl kameradschaftlicher Zugehörigkeit zu den übrigen Heeresangehörigen erfüllt ist. Die erfolgte Umgestaltung des inneren Wesens färbt auch auf die äußere Haltung des Soldaten ab, auf seine Art, sich zu geben und zu sprechen. Durch sie entsteht der Typus des militärischen Menschen, der in Deutschland zu scharfer Ausprägung gelangt ist.

Freilich geht die Einfügung des einzelnen in die Gemeinsamkeitsseele nicht ohne innere Reibungen und Krisen ab. Denn sie verlangt eine bewußt durchgeführte Herabminderung und Schwächung der Individualität des neu eintretenden Rekruten, um die Beugung des eigenen Ichs unter die Notwendigkeiten des Soldatentums zu erzwingen. Mit Hilfe der Entindividualisierung wird die Seele des Soldaten für die großen Leitgedanken und Gefühle des Heeres aufnahmefähig gemacht. Die mit diesem seelischen Vorgang verbundene Krise muß jeder junge Soldat anfänglich durchmachen. Der eine erträgt sie leichter, der andere schwerer. Ihre Heftigkeit ist abhängig von der Stärke des Persönlichkeitsbewußtseins und der Empfindlichkeit des Menschen oder auch von dem Maße seines Widerwillens gegen die Einrichtung des Heeres als solcher und damit zusammenhängend gegen den militärischen Dienst an sich. Sie wird um so schneller überwunden, je verständnisvoller der Soldat von seinen Vorgesetzten behandelt wird, und je größer die Lust und Liebe ist, mit der er seine Pflichten erfüllt.

Der Zwang, auf der einen Seite die Individualität des Soldaten zu beschränken, auf der anderen aber die obenerwähnte Notwendigkeit, seinen Persönlichkeitswert zu erhalten und zu stärken, macht die militärische Erziehung zu einem pädagogischen Problem erster Ordnung. Sie sieht sich vor die ungeheuer

schwierige Aufgabe gestellt, zwei völlig entgegengesetzte Prinzipien gegeneinander abzuwägen, auszugleichen und zu einem Ganzen zu verbinden. Sie kann nur zu einem wirklichen Erfolge führen, wenn das Wesen des Soldatentums von den berufenen Vorgesetzten mit Verstand und Herz voll erfaßt wird.

Aus den bisherigen Ausführungen ergibt sich also, daß teils die unbewußt gestaltende Kraft der Massenseele des Heeres, teils die in ihrem Sinne wirkende Erziehungsarbeit einen formenden Einfluß auf die Einzelpersönlichkeiten dahingehend ausübt, daß eine weitgehende Übereinstimmung und Gleichartigkeit in ihrem Charakterbilde eintritt. Die Gemeinsamkeitsseele des Heeres verleiht dem Soldaten für den Teil seiner Individualität, den er ihr zum Opfer bringen mußte, neue Bewußtseinsinhalte, nämlich militärisches Selbstgefühl und Standesbewußtsein.

Wie jeder Entwicklungsvorgang, braucht auch die seelische Umformung des Menschen zum wahrhaften Soldaten eine gewisse Zeit. Es liegt im Wesen der Gemeinsamkeitsideen des Heeres, daß sie nur allmählich von dem Menschen Besitz ergreifen, dann aber mit um so größerer Macht ihre Herrschaft behaupten. Die Folge hiervon ist eine große Festigkeit der militärischen Massenseele, die sie befähigt, allen erdenklichen Reizwirkungen gegenüber ihr Wesen unverändert zu behaupten. Ihr allmähliches Wirksamwerden verlangt eine aktive Dienstzeit, deren Dauer nicht unter ein gewisses Maß herabsinken darf, wenn die militärische Erziehung zu einem befriedigenden Abschluß gebracht werden soll. Wir sehen also, daß der Wertfaktor der Zeit, der schon für die Entstehung der Massenseele des Heeres eine große Rolle gespielt hatte, von nicht minderer Bedeutung auch für die soldatische Entwicklung der Einzelpersönlichkeit ist. Im deutschen Heere dauerte die Dienstzeit bei der Infanterie zwei Jahre, bei den berittenen Truppen sogar drei Jahre. Sie genügte vollständig, um den einzelnen Mann zu einem vollendeten Soldaten zu machen. Die im inaktiven Dienstverhältnis stehenden Wehrmachtsangehörigen wurden zu mehreren Übungen eingezogen. Deren Wert lag nicht nur auf dem Gebiete der rein militärischen Ausbildung, sondern vor allem im Psychologischen, weil das Wiedererleben der soldatischen Zustandsbedingungen mit einem gleichzeitigen Wiederaufleben der Erinnerung an die Gefühlswerte des Soldatentums verbunden war. Hierdurch wurde die Wirksamkeit der Massenseele des Heeres wacherhalten.

4. Die Tradition im Heere.

Der für das Sein des Heeres so bedeutsame Begriff der Zeit findet in der militärischen Tradition eine Abwandlung eigner Art. Sie erwächst aus dem menschlichen Erinnerungsvermögen und erstreckt sich auf die geschichtlichen Taten und Leistungen des Heeres und seiner Führer in Krieg und Frieden. Die äußerliche Kenntnis geschichtlicher Vorgänge und Personen bedeutet an sich aber noch nichts, denn das Wesen der Tradition liegt im Geistigen und Gefühlsmäßigen. Es äußert sich in der inneren Verbundenheit mit der Ver-

gangenheit. Man kann es nicht in konkrete Werte fassen, sondern muß es seelisch erleben. Die militärische Tradition umfaßt den Schatz an Gedanken und Erfahrungen früherer Generationen auf allen Gebieten des Soldatentums, der zum Wegweiser und Maßstabe des eigenen Werterlebens der Truppe wird. Sie ist die Anerkennung und Ehrfurcht vor der Vergangenheit und der Wunsch, es den Vätern gleichzutun. Nur in diesem Sinne aufgefaßt, wird sie zu einer moralischen Aufgabe für das Heer und erhält die Eigenschaften einer seelischen Macht.

Die eigentümlichen Merkmale der Gemeinsamkeitsseele des Heeres, als die wir die lange Lebensdauer der sie begründenden Ideen und die Beständigkeit und Festigkeit der sie tragenden Gefühle kennengelernt haben, führen dazu, daß in der Truppe die Anhänglichkeit an die überkommene Ordnung immer stark ausgeprägt ist. Diese Neigung findet eine weitere Stütze in der Tatsache, daß die Vergangenheit allein der Prüfstein für die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit der bestehenden Grundsätze und Einrichtungen ist, während jede Neuerung als Abkehr von Altbewährtem empfunden wird, gleichsam als ein Sprung ins Dunkle, dessen volle Tragweite sich häufig erst im nächsten Kriege auswirken kann. Jedes ungewisse Herumtasten und jede Unsicherheit widerstrebt aber dem festgegründeten Wesen des Soldatentums.

Die konservativ eingestellte Grundeinstellung der Heere schafft für die Pflege der Tradition ganz besonders günstige Bedingungen. Deren lebendige Kraft formt die Sitten und Gebräuche und bildet bestimmte Anschauungen und Umgangsformen aus. Vor allem leistet sie bei der militärischen Ausbildung und Erziehung außerordentlich wertvolle Dienste. Der Rekrut erhält leichter und schneller eine richtige Vorstellung von seinen Aufgaben und denen der Allgemeinheit, wenn er in eine Gemeinschaft eintritt, in der alle auf ihn einwirkenden Eindrücke das unverrückbare und unantastbare Ergebnis einer geschichtlich gewordenen Entwicklung sind. Er wird sich dann bald in seiner neuen Umgebung zurechtfinden und eine Gefühlseinstellung gewinnen, die ihn befähigt, die seelischen Hemmungen, die sein Aufgehen in der Gesamtheit erschweren, zu überwinden. Die Tradition befördert in ihm das Bestreben, es den älteren Kameraden gleichzutun, um möglichst bald als vollkommener Soldat zu erscheinen. Durch die Auslösung derartiger Willensbestrebungen des einzelnen und deren Entwicklung nach einer bestimmten Richtung trägt die Tradition zur Zusammenschweißung des Gesamtorganismus des Heeres im Sinne einer seelischen Einheit bei.

Allerdings dürfen im Heere niemals die Gefahren übersehen werden, die sich aus einer falsch verstandenen Tradition ergeben. Sie treten ein, wenn der Geist nur rückwärts gerichtet ist, und über der Aufrechterhaltung der Tradition die lebendigen Fragen der Gegenwart vergessen werden. Sobald das geschieht, versiegt der Strom des geistigen Lebens. Es tritt eine Verknöcherung und Erstarrung des Ganzen ein, die ihre Erfüllung nur in äußerlichem Formalismus sieht.

Die Kriegs- und Heeresgeschichte Deutschlands war der Erschaffung und Erhaltung einer lebendigen Tradition besonders günstig. Ihre Anfänge reichten bis auf die Zeit des Großen Kurfürsten zurück. Ihre machtvolle Entfaltung setzte dann auf den Schlachtfeldern Friedrichs des Großen ein. Die unsterblichen Taten des Königs und seines Heeres verliehen ihr eine solche Kraft, daß Einrichtungen, Anschauungen, ja selbst Ausdrücke aus jenen Tagen in Heereskreisen bis in den Weltkrieg fortlebten. Für die Entwicklung der Tradition war es von großer Wichtigkeit, daß die Umwandlung des alten Söldnerheeres in das Volksheer der allgemeinen Wehrpflicht unter dem Bestehenbleiben der Staatsform auf gesetzlichem Wege erfolgte. So wurde ein gewaltsamer Bruch mit der Vergangenheit vermieden, wie er als Folge eines revolutionären Umsturzes leicht hätte eintreten können. Durch die organische Entwicklung des Volksheeres wurde die Tradition nicht nur nicht unterbrochen, sondern sie erhielt sogar eine besondere Pflanzstätte in dem neuen Heere durch das Offizierkorps, das mitübernommen wurde. Ein großer Vorteil war es ferner, daß das Volksheer gleichzeitig mit seiner Gründung in den Freiheitskriegen seine Feuerprobe zu bestehen hatte und der Krieg mit der Zertrümmerung der napoleonischen Herrschaft als gewaltiger Sieg des neuen Systems abschloß. Die hiervon ausgehende Stärkung des Traditionsgedankens trug ihre Früchte in den folgenden politisch so bewegten Jahrzehnten der Reaktion, in welchen das preußische Heer zwar in seinem kriegerischen Wert infolge der Verknöcherung des Friedensdienstes zurückging, aber niemals in seiner Disziplin wankend wurde. Es blieb ein völlig sicherer Machtfaktor in der Hand der Krone. Neue, großartige Antriebe erhielt die Tradition dann durch die in ihrer Art einzig dastehenden Einigungskriege. In dem Heere der Vorkriegszeit lebten und webten die Erinnerungen an die große Zeit von 1870/71. Sie hatten in gleicher Weise das strategische wie taktische Denken und die Vorstellungen von den sittlichen Aufgaben und kriegerischen Tugenden des modernen Soldaten beeinflußt.

Die aus den Quellen der Tradition entspringenden seelischen Kräfte waren im deutschen Heere klar erkannt und bewußt unter einheitlicher Zusammenfassung in den Dienst der Erziehung der Truppe zu einer gemeinsamen Berufsethik gestellt worden. Ein Mittel hierzu bildete der Dienstunterricht, bei dem im Rahmen der vaterländischen Geschichte die Kriegstaten der einzelnen Verbände eine besondere Berücksichtigung erfuhren. Die Namen der Schlachten wurden auf metallenen Ringen an den Fahnenstangen der Regimenter eingraviert. Ferner erinnerte ihre Anbringung auf den Kasernenfluren und in den Stuben den Soldaten dauernd an die ruhmreiche Vergangenheit seines Truppenteils. Jeder Verband hatte seine bestimmten Schlachtentage, deren alljährlich in Feiern aller Art gedacht wurde. Das Andenken an die berühmten Führer des Heeres wurde dadurch wach erhalten, daß die Regimenter nach ihnen ihre Namen erhielten. Dann gab es noch eine Fülle von Abzeichen an den Uniformen sowie eine große Anzahl von traditionellen Einrichtungen

innerhalb der Truppenteile, auf die im einzelnen hier nicht näher eingegangen werden kann.

Abschließend kann gesagt werden, daß das deutsche Heer wie ein mächtiger Baum auf dem kraftspendenden Boden einer stolzen Tradition herangewachsen war. Aus ihr schöpfte es die lebendige Kraft seines Wertbewußtseins und übertrug sie auf alle seine Glieder.

5. Das Mengenmachtbewußtsein im Heere.

Eine Eigenschaft, in der sich der Charakter der Massenseele des Heeres nicht von der einer psychologischen Zufallsmenge unterscheidet, ist das Bewußtsein von der Macht der Menge. Es entsteht dadurch, daß der einzelne als Bestandteil der Masse von sich selbst und ihr als solcher das Gefühl einer unüberwindlichen Kraft bekommt. Genau dasselbe ist bei dem Soldaten der Fall. Das Bewußtsein von der Macht der Zahl im eigentlich militärischen Sinne ist an vergleichende Vorstellungen mit der Stärke des Gegners gebunden. Seine Grundlagen bilden also die Heeresstärken der verschiedenen Länder, die als Feinde in einem Kriege in Betracht kommen. Die zahlenmäßige Überlegenheit wirkt sich als Sicherheitsfaktor und Beruhigungselement aus. Die Erkenntnis hiervon steigert das Vertrauen auf die eigene Kraft, dieses wiederum die Lust zum Kämpfen und den Willen zum Siege. Dadurch, daß der einzelne eine Steigerung aller ihm anerzogenen und angeborenen militärischen Fähigkeiten erhält, wird das Mengenmachtbewußtsein im Heere zu einem hochbedeutsamen Faktor seines kriegerischen Wertes. Auch aus diesem psychologischen Grunde war es von jeher das Bestreben der Feldherren, ihre Heere so stark wie möglich zu machen und an den entscheidenden Punkten der Schlacht eine Überlegenheit herzustellen. Ein Heer, das gezwungen ist, mit offensichtlicher Unterlegenheit einen Krieg zu eröffnen, befindet sich von vornherein moralisch im Nachteil. Das mangelnde Zutrauen zu der eigenen Kraft führt zu einer Reihe seelischer Hemmungsvorgänge, die sich vor allem in einer Verminderung der Kampfenergie und in der Schwächung der inneren Widerstandskraft gegen die auflösenden Einflüsse des Krieges äußern. Hierauf ist es auch zurückzuführen, daß unterlegene Heere bei Niederlagen leichter den moralischen Halt verlieren als zahlenmäßig stärkere. Tatsächlich sind auch die Aussichten, eine Wendung der Lage herbeizuführen, für ein geschlagenes, schwächeres Heer äußert ungünstig. Nur ganz wenigen begnadeten Feldherren ist das in der Kriegsgeschichte gelungen. Die meisten sind an der Schwierigkeit dieser Aufgabe gescheitert.

Die in dem Mengenmachtbewußtsein enthaltenen Triebkräfte drängen stets in der Weise zu einer aktiven Betätigung, daß die Massen das Bestreben haben, sich zu vereinigen, um sich an ihrem eigenen Anblick zu begeistern und das von ihnen ausstrahlende Kraftgefühl auf sich selbst und andere wirken zu lassen. Man kann diese Neigung besonders in der heutigen Zeit an den zahllosen Umzügen und Zusammentreffen der Wehrverbände und der politischen

Parteien beobachten. Wie diese, hat auch die Truppe das Bedürfnis, in geschlossener Masse aufzutreten und sich an dem sichtbaren Zeichen ihrer Machtentfaltung zu erheben. Dieses Bedürfnis findet in der Form der Parade seine höchste Befriedigung. Das seelische Fluidum der zur Parade vereinigten Truppenmengen, die der Ausdruck eines Willens und Gedankens sind, läßt alle Herzen rascher schlagen und auch in dem Trägsten eine Ahnung von der ungeheuren lebendigen Kraft aufdämmern, die in den Rahmen des Heeres gebändigt ist. Ihren Höhepunkt erreicht die Parade in dem Vorbeimarsch vor dem Befehlshaber, der die äußerste Anspannung jedes einzelnen verlangt. In der Vorstellung der Teilnehmer wird der Parademarsch zum Symbol des höchsten militärischen Kraftbewußtseins und Zusammengehörigkeitsgefühls. Hierin liegt seine psychologische Bedeutung. Deren Wirkung ist so nachhaltig, daß sogar bei allen größeren Feiern ehemaliger Soldaten in Regimentsvereinen oder Kriegerverbänden der Parademarsch die Hauptrolle spielt. Zu seiner Teilnahme drängt sich alles, ohne Rücksicht auf das Alter oder vorhandene körperliche Gebrechen, weil jeder das Bestreben hat, die erhebende Wirkung des soldatischen Gemeinschaftsgefühls an sich selbst zu erleben.

Die seelische Schwungkraft des deutschen Heeres beruhte nicht zum geringsten Teil auf der Vorstellung seiner zahlenmäßigen Stärke. Wenn es auch durchaus nicht zutraf, so hielt doch der einfache Mann die deutsche Wehrmacht für die größte der Welt. Das Bewußtsein, dieser gigantischen Organisation anzugehören, erfüllte ihn mit dem Gefühl der Unbesieglichkeit.

6. Das soldatische Überlegenheitsgefühl im Heere.

Ebenso wie das Bewußtsein, zahlenmäßig stärker zu sein als der Gegner, übt auch die Überzeugung der Gesamtheit, ihn an soldatischer Tüchtigkeit zu übertreffen, einen außerordentlich starken Einfluß auf die moralische Beschaffenheit des Heeres aus. Der Soldat, der weiß, daß sein Gegner ihm nicht gewachsen ist, verdoppelt seine Anstrengungen, um ihn zu vernichten. Je geringer das Risiko eines Kampfes erscheint, um so stärker wird der Angriffswille entfacht. Das soldatische Überlegenheitsgefühl im Heere hat seinen Ausgangspunkt in zwei Ursachen: Die erste ergibt sich aus dem Vergleich der eigenen kriegerischen Fähigkeiten mit denen des Gegners, für den die Kriegsgeschichte den untrüglichen Maßstab bildet. Es gibt kein besseres Mittel als eine ununterbrochene Reihe siegreicher Kriege, um in einem Heere das Gefühl überlegener militärischer Kraft entstehen zu lassen. Angesichts der Kriegserfahrungen des 19. Jahrhunderts ist es begreiflich, daß in dem deutschen Soldaten die Auffassung entstand, kein Gegner könne ihm in offener Feldschlacht auf die Dauer widerstehen. Dieses Überlegenheitsgefühl äußerte sich in der Bevorzugung des rücksichtslosen Angriffsgedankens, der in der Truppenausbildung bis zur höchsten Vollendung entwickelt worden war. In der Masse glühte noch — dem einzelnen bewußt oder unbewußt — der alte Furor teutonicus, der im Kampfe zu heller Flamme emporlodernd, als alles nieder-

reißendes Ungestüm und wilde Kampfbegeisterung von jeher der Schrecken der Feinde gewesen war.

Aber damit nicht genug, beschränkte sich die Vorstellung, den Gegner an kriegerischer Tüchtigkeit zu übertreffen, nicht nur auf den Kampfwert des Soldaten, sondern hatte sich auch auf den gesamten geistigen Inhalt des deutschen Führertums übertragen. Man war allgemein davon überzeugt, daß der Generalstab das Geheimnis des Sieges als Vermächtnis der Vergangenheit geborgen habe und wohl bewahre. Der Gedanke, im Kriege durch eine überlegene feindliche Führung geschlagen werden zu können, war unvorstellbar. Hieraus ergab sich ein unbegrenztes Vertrauen in die Führung, deren Einsicht sich jedermann von vornherein widerspruchslos beugte.

Die zweite Ursache für das soldatische Überlegenheitsgefühl eines Heeres entspringt dem allgemeinen Wertbewußtsein, das aus dem befriedigten Stolze auf die eigene Leistung entsteht. Im Wesen des Soldatentums liegt der Gedanke der Härte und der Betätigung männlicher Kraft, verbunden mit dem Ertragen von Mühseligkeiten aller Art. Der Soldat hat ein feines Empfinden für diese Notwendigkeiten seines Berufes und geradezu das Verlangen, vor schwierige Aufgaben und Anstrengungen gestellt zu werden, um zu zeigen, was er leisten kann. So sehr ihn im Augenblick die Zumutung großer Anstrengungen auch verdrießen vermag, so stolz ist er auf sie nach ihrer Überwindung. Eine Truppe, bei der der Dienst scharf gehandhabt und von der viel verlangt wird, fühlt sich innerlich erhaben über eine andere, bei der nach weichen Grundsätzen gearbeitet wird. Voraussetzung ist hierbei jedoch, daß alle besonderen Anforderungen mit dem Zweck des Dienstes, der in der Vorbereitung auf den Krieg besteht, im Einklang stehen. Ist das nicht der Fall, sondern werden die Anstrengungen aus unsachlichen Gründen, etwa aus persönlichem Ehrgeiz der Führer, verlangt, so tritt das Gegenteil ein. Der Soldat erleidet das Gefühl einer Wertminderung, weil er sich falsch behandelt sieht und von einer Abneigung gegen die Vorgesetzten und das ganze militärische System, als dessen Träger sie erscheinen, erfaßt wird. Ebenso darf das Maß der Anforderungen nicht dauernd eine gewisse Grenze überschreiten, weil dann infolge der Überanstrengung die Dienstfreudigkeit und Willigkeit Schaden nehmen.

Im deutschen Heere war die militärische Ausbildung auf Höchstleistung eingestellt. Die Maschinerie des Dienstbetriebes stand unter einer unerhörten Energieentfaltung, die von Offizier und Mann in gleicher Weise die Hergabe der ganzen Kraft verlangte. Die besonderen Kennzeichen des Dienstes bildeten Pünktlichkeit, Ordnungssinn und strengste Pflichterfüllung auch in den kleinsten Dingen. Die Ausbildung steigerte sich, allmählich fortschreitend, zu Anforderungen, die schlechterdings nicht mehr überboten werden konnten. Es war erstaunlich, in wie hohem Grade sie trotz einer 40 jährigen Friedenszeit von Kriegshauch durchweht war. Die Richtigkeit der allgemeinen taktischen Gefechtsgrundsätze bestätigte sich im Kriege. Felddienst und Kampfverfahren, dessen Einzelheiten sich naturgemäß im Weltkriege durch die Veränderung und

Vermehrung der Waffen veränderten, waren musterhaft durchgebildet. Die Schießleistungen standen auf einzig dastehender Höhe. Der Exerzierdienst zeichnete sich durch größte Genauigkeit und Straffheit aus.

Der deutsche Soldat hatte bei der Entlassung am Ende seiner Dienstzeit die innere Gewißheit, dem besten Heere der Welt anzugehören. Er war überzeugt, daß eine gründlichere Ausbildung und ein kriegsmäßigeres Kampfverfahren nicht möglich seien. Seine erworbenen Kenntnisse, die vollendete Beherrschung der Waffe und die Erinnerung an die gewaltigen Leistungen der Truppe, an denen er selbst Anteil hatte, gaben ihm die Berechtigung dazu. Hinzu kam noch das Vertrauen, das die Rüstung des Heeres und die ausgezeichnete Verfassung des riesigen Verwaltungsapparates hervorriefen. Das sich aus dem soldatischen Wertgefühl ergebende gesteigerte Persönlichkeitsbewußtsein und die Vorstellungen von der ungeheuren Kraft des Heeres verdichteten sich zu dem Glauben an die Unbesieglichkeit der deutschen Waffen. Die moralische Stärkung, die dieser Glaube zur Folge hatte, trug im Weltkriege zu der über alles Lob erhabenen Haltung nicht nur der aktiven Truppen, sondern auch der neu aufgestellten Reserve- und Landwehrverbände bei, deren Kampfeseifer mit dem der aktiven Regimenter wetteiferte.

7. Waffengeist und Korpsgeist.

In dem weitgespannten Rahmen der Massenseele des Heeres gibt es Strömungen, die, ähnlich den Golfströmen des Meeres, zwar von derselben Beschaffenheit wie das Ganze sind, ihm aber trotzdem durch ihre besonderen Merkmale ein ganz bestimmtes Gepräge geben. Es handelt sich hier um die psychologischen Gebilde, die sich unter dem Namen Waffengeist und Korpsgeist begreifen lassen. Von ihnen soll zunächst der Waffengeist hinsichtlich seiner Entstehung und Charaktereigenschaften sowie seiner Bedeutung für das Heer betrachtet werden.

In jeder Waffengattung entwickelt sich von selbst ein Gemeinsamkeitsbewußtsein, das seinen geistigen Ursprung den Vorstellungen entnimmt, die die Angehörigen der Waffe von deren Sinn und Zweck haben. Es erfährt eine weitere Stärkung durch den Umstand, daß das militärische Geschehen für die Soldaten ein und derselben Waffengattung zu einem gleichartigen seelischen Erlebnis wird. Hinzu kommt die nach derselben Richtung wirkende Übereinstimmung der Zustandsbedingungen der Leute, die dadurch entsteht, daß bei sämtlichen Truppenteilen einer Waffengattung infolge der Gemeinsamkeit der Aufgaben dieselbe dienstliche Tätigkeit herrscht. Das dienstliche Dasein des Artilleristen in München unterscheidet sich nicht von dem seines Kameraden in Berlin. Der Reiter in Hannover wird in derselben Weise ausgebildet wie der in Potsdam, und der Infanterist in Königsberg könnte genau so gut in einem Kölner Regiment verwendet werden. Einen besonders wichtigen Faktor für die Erhaltung des Gemeinsamkeitsbewußtseins bilden schließlich noch die Farben und besonderen Abzeichen, durch die sich die verschiedenen Waffen von-

einander unterscheiden. Diese Unterscheidungsmerkmale dienen also nicht nur äußeren Zweckmäßigkeitsgründen, sondern gleichzeitig der Erfüllung eines seelischen Bedürfnisses.

Wenn das Gemeinsamkeitsbewußtsein der Waffenkameraden sich aus den niederen Regionen bloßer Empfindung zu dem sittlichen Erfassen der in der Waffe begründeten Pflichten erhebt, dann kann von einem Waffengeist gesprochen werden. Der Waffengeist ist also eine moralische Größe. Er besteht in dem Stolz auf die Zugehörigkeit zu der Waffe und in dem Willen, ihr als Mensch und als Soldat immer und überall Ehre zu machen. Der richtige Stolz auf die Waffe kann aber nur aus dem Bewußtsein von ihrer Leistung erwachsen. Aus diesem Grunde ist der Krieg, der unerbittliche und unbestechliche Wertmesser aller Dinge, auch der eigentliche Schöpfer des Waffengeistes. Im Feuer der Schlachten wird er geprägt und erhärtet, und im Banne einer lebendigen Tradition pflanzt er sich fort von Geschlecht zu Geschlecht.

Der Waffengeist hat die Eigenschaft, in dem einzelnen ein ausgesprochenes „Wirgefühl" entstehen zu lassen. Dieses äußert sich in dem Streben nach einem waffenweisen Zusammenschluß, den man stets beobachten kann, wenn Soldaten verschiedener Waffengattungen z. B. in Schulen, Kursen oder auch nur gesellschaftlich zusammentreffen, und findet seinen Niederschlag in Worten wie „Wir von der Feldartillerie" oder „Wir Pioniere". Durch die den Menschen formende Macht des Waffengeistes erhalten die Angehörigen derselben Waffengattung gewisse gemeinsame Merkmale und Übereinstimmungen in der Haltung, Sprache und Gebärde. Es entsteht also immer eine Art von Typisierung, die um so stärker ist, je klarer sich die Angehörigen einer Waffe ihrer besonderen Aufgaben bewußt sind und je mehr sie sich aus dem allgemeinen Rahmen des Heeres herausheben. Die zwischen den Soldaten der einzelnen Waffengattungen bestehenden Unterschiede sind allerdings nur einem geübten Auge wahrnehmbar. Die alles ausgleichende und nach Vereinheitlichung strebende Massenseele eines gesunden Heeres sorgt dafür, daß sie nicht zu groß werden und sich zu einer Gefahr für das Ganze auswachsen. Immerhin sind sie für den militärischen Fachmann doch so weit wahrnehmbar, daß er von einem typischen Kavalleristen, einem typischen Pionier u. dgl. sprechen kann.

In einem aus den verschiedensten Waffengattungen zusammengesetzten Heer spielt der Waffengeist für den Wertgehalt der Gemeinsamkeitsseele der Gesamtheit eine bedeutende Rolle. Ihr Charakter wird um so edler sein, je mehr die Waffengattungen von dem Bewußtsein ihrer besonderen Ehre getragen werden.

Es darf jedoch nicht übersehen werden, daß der Waffengeist der seelischen Einheit des Heeres auch abträglich werden kann. Das tritt ein, wenn die Interessen der Waffe höher bewertet werden als die des Heeres im ganzen, wenn er also zum Waffendünkel ausartet. Dieser Waffendünkel, dessen Triebfedern stets Überheblichkeit und Egoismus sind, muß nachdrücklich bekämpft werden, damit die innere Geschlossenheit des Heeres keinen Schaden nimmt.

Im deutschen Heere war diese Gefahr nicht vorhanden. Wohl bestanden zwischen den Waffengattungen Unterschiede, recht erhebliche sogar. Das Entscheidende war aber, daß unter ihnen weder die großen Leitgedanken des Heeres noch die das Ganze bewegenden Gefühle litten. In welcher Richtung und in welchem Umfange die Erscheinungen von Waffendünkel Nachteile im Gefolge hatten, wird weiter unten dazustellen sein*). Damit haben wir aber bereits den zweiten Teil dieses Abschnittes erreicht, der der Untersuchung des Korpsgeistes vorbehalten ist.

Der Korpsgeist ist nicht an die Waffengattungen gebunden, sondern die seelische Folgeerscheinung des Gemeinschaftslebens in einem Truppenkörper. Der Korpsgeist entsteht dort, wo die Soldaten davon durchdrungen sind, daß ihr Truppenteil der beste der Welt ist und die Erhaltung seines Ansehens und seiner Ehre als Pflicht aller aufgefaßt wird. Er äußert sich als besonders nahes Kameradschaftsgefühl unter den Angehörigen derselben Formation und verlangt, daß der eine dem andern vertraut und sich in der Not und Gefahr auf ihn verlassen kann. Er kennzeichnet sich also als das Bewußtsein innerer Verpflichtung dem Verbande gegenüber und als das Einstehen der Gesamtheit für den einzelnen.

Es gehört zu den Eigentümlichkeiten des Korpsgeistes, daß die Anwendung seines Begriffes sich nicht auf die unterste Verbandseinheit beschränkt, sondern nach oben hin außerordentlich dehnbar ist. Der Soldat wird ihn ohne weiteres auch auf sein Bataillon oder Regiment, ja sogar auf seine Division übertragen. In welchem Umfange und in welcher Stärke das geschieht, ist von den gefühlsbetonten Vorstellungen abhängig, die er von dem Wesen dieser Verbände erhält.

Zur Stärkung des Korpsgeistes dienen äußere Mittel, wie die Nummern, Namen oder Abzeichen der Truppenteile. Sie vermehren den Stolz auf die Zusammengehörigkeit zu dem Verbande und werden im Lichte des Korpsgeistes zu Symbolen für gemeinsame Ideen und Verantwortlichkeiten. Darin liegt ihre tiefere Bedeutung und zugleich die Erklärung für den von jeher zu beobachtenden Drang der Truppenteile nach Zuweisung von besonderen äußeren Auszeichnungen.

Der Korpsgeist spielt für das Gemeinschaftsgefühl eines Truppenteils eine ähnliche Rolle wie die Massenseele des Heeres für den gesamten Wehrverband. Dadurch, daß er in dem einzelnen den Wunsch erweckt, seinen Kameraden als vollwertiges Mitglied der Gemeinschaft zu erscheinen, schränkt er dessen Ichstrebungen ein und trägt dazu bei, seine Eingliederung in den geistigen Rahmen des Truppenteils zu erleichtern. Die in dem Korpsgeist liegende sittliche Kraft wird so zu einem wichtigen Faktor für die Beschaffenheit der Gemeinsamkeitsseele des Heeres.

Eigentümlich ist das Verhältnis zwischen dem Korpsgeist und dieser Ge-

---

*) Siehe S. 52.

meinsamkeitsseele. Ist deren Macht groß, so erhält auch der Korpsgeist unwillkürlich frische Antriebe. Wenn ihre Wirksamkeit schwach ist, so kann trotzdem der Korpsgeist auch für sich bestehen, ja sie unter Umständen bis zu einem gewissen Grade ersetzen. Ein Beispiel bietet hierfür die friderizianische Armee, deren Angehörige als Ausländer oder zum großen Teil widerwillig dienende einheimische Söldner für Preußen und die hohen Ziele seiner Politik so gut wie kein Verständnis hatten. Dafür lag die moralische Kraft der Armee — abgesehen von der Anhänglichkeit der Truppen an die Person des königlichen Feldherrn — vor allem in dem Korpsgeist der einzelnen Formationen, der von Friedrich dem Großen bewußt gepflegt wurde. Im Sinne seiner Zeit erblickte der König in ihm die einzige sittliche Kraft, die dem Soldaten verständlich gemacht werden könne.

Ähnlich wie der Waffendünkel kann auch der Korpsgeist nachteilige Folgen für das Heer haben, wenn der berechtigte Stolz auf das Ansehen, die Leistungen und die Geschichte des Truppenteils in das Gefühl der Überheblichkeit umschlägt: Hieraus entsteht Zerrüttung der Kameradschaft, die schließlich zu einer Zerstörung des Gemeinsamkeitsbewußtseins des Heeres führen kann.

Im deutschen Heere war der Korpsgeist in den Truppenteilen infolge des Einflusses der Kameradschaft und der Tradition besonders stark entwickelt. Ein Beweis für seine Macht war die Einrichtung der Regimentsvereine, die mit dem Zweck gegründet waren, den Zusammenschluß der alten Kameraden auch im Zivilleben aufrechtzuerhalten. Allerdings darf hierbei nicht verschwiegen werden, daß bei einzelnen Regimentern auf Grund der Zusammensetzung des Offizierkorps und ihrer besonderen Beziehungen zu den Höfen regierender Fürsten eine starke Neigung zur Abschließung und Überheblichkeit vorhanden war. Es handelte sich bei diesen Erscheinungen jedoch nur um einen geringen Bruchteil des Heeres, der im Verhältnis zu dessen Gesamtstärke keine Rolle spielte.

Noch auf einen weiteren Punkt muß in diesem Zusammenhange hingewiesen werden. Bekanntlich ist eine Anzahl von Regimentern mit Abzeichen und Auszeichnungen während der Regierungszeit Kaiser Wilhelms II. geradezu überschüttet worden. Die Verleihung der vielen Litzen, Tressen, Namenszüge, Adler — um nur einiges zu nennen — war für die Friedenszeit ungewöhnlich. Nach altpreußischer Auffassung sollten derartige Auszeichnungen ihren Wert dadurch erhalten, daß sie als Anerkennung und Belohnung für besondere Kriegsverdienste galten. Durch das Abweichen von diesem Grundsatze entstand die Gefahr ihrer Minderbewertung und des Gefühls der Gleichgültigkeit, das unverdienten Wohltaten gegenüber einzutreten pflegt. Außerdem wurde durch dieses wenig glückliche Verfahren die Neigung zur Überheblichkeit bei den bevorzugten Regimentern großgezogen, während bei den übrigen sich das Gefühl der Enttäuschung einstellte. Psychologisch gesehen wurde damit der Korpsgeist bei den ausgezeichneten Regi-

mentern über Gebühr gestärkt, bei den übrigen in gewisser Weise herabgemindert. Allerdings wurde bei der hochstehenden Moral und der vollendeten Disziplin des Heeres ein wirklicher Schaden nicht angerichtet. Dafür hatte die Gemeinsamkeitsseele das Heer zu einer zu festen psychologischen Einheit zusammengeschweißt.

B. Die Psychologie der Disziplin.

1. Das Wesen der Disziplin und die menschliche Seele.

Das Wesen der Disziplin besteht in dem Willen der Einzelpersönlichkeit zur Unterordnung unter die Ansichten, Beschlüsse und Anordnungen einer Gemeinschaft*). Ohne diese Willensrichtung der menschlichen Seele wäre die Entstehung und Erhaltung von Gruppenbildungen überhaupt nicht möglich. Aus dem Umstand, daß jede Gemeinschaft die Art von Disziplin hervorbringt, die zur Verwirklichung ihrer erstrebten Ziele und Zwecke notwendig ist, ergibt sich, daß die Erscheinungsformen der Disziplin dieselbe unendliche Mannigfaltigkeit aufweisen wie die Formen und Namen, unter denen Gemeinschaftsbildungen überhaupt bestehen. Ebenso verschieden ist ihre Bedeutung und ihr innerer Wert. Ihre Rangordnung richtet sich einmal nach der sittlichen Höhe der Antriebe, denen sie dient, und dann nach dem Grade des persönlichen Opfers, das sie von dem einzelnen verlangt.

Hierdurch wird offenbar, daß von allen Möglichkeiten der Disziplin die militärische den vornehmsten Platz einnimmt. Denn ihre Gründung erfolgt zur Wahrung der Ehre und Freiheit des Volkes. Mit ihrer Hilfe werden die Heere erst befähigt, den Kampf für diese sittlichen Höchstwerte mit Aussicht auf Erfolg zu führen. Außerdem verlangt sie von dem Soldaten nicht nur die stärkste Einschränkung seiner Persönlichkeit durch Befolgung der zahllosen militärischen Vorschriften, die häufig noch mit den größten Anstrengungen und Entbehrungen verbunden sind, sondern auch das Höchste und Letzte, was der Mensch zu vergeben hat, nämlich das Leben, und zwar bedingungslos und jederzeit. Die Überwindung des Lebenswillens wird in

*) Der Begriff der Disziplin findet unter der Bezeichnung Selbstdisziplin allerdings auch Anwendung auf den Einzelmenschen außerhalb seines Zusammenhanges mit einer Gemeinschaftsordnung. Man begreift darunter den Willen und die Fähigkeit, bestimmte Triebe zu hemmen und Leidenschaften zu unterdrücken, die im Widerspruch zu den Grundsätzen stehen, die der Mensch für sich aufgestellt hat und als verbindlich betrachtet. Im Grunde genommen handelt es sich hierbei um denselben seelischen Vorgang wie bei der oben angeführten allgemeinen Erklärung der Disziplin, nur daß der Gegenstand des Gehorsams nicht in der Umwelt liegt, sondern in gewissen Seiten des eigenen Ichs besteht. Die Bezeichnung Selbstdisziplin ist nicht sehr glücklich, weil mit ihr etwas anderes gemeint ist, als in dem Begriff des Wortes Disziplin eigentlich liegt. Da man im allgemeinen darunter Selbstzucht oder Selbstbeherrschung versteht, ist es besser, diese guten und klaren deutschen Benennungen zu gebrauchen.

keiner anderen Gemeinschaft auch nur annähernd in derselben Schärfe gefordert.

Die militärische Disziplin, die so Ungeheuerliches von dem einzelnen verlangt, würde niemals Wirklichkeit werden können, wenn nicht vor allem zwei Eigenschaften der Seele ihr entgegenkämen.

Die eine besteht in dem Streben, bestimmte Vorstellungen und Begriffe zu entwickeln und mit diesen das Gefühlsleben so zu erfüllen, daß der Mensch gewillt ist, für sie sein Leben einzusetzen. Zu ihnen gehören die Ideen von Volk und Vaterland. Trotz aller Schrecknisse des Krieges haben gesunde Völker noch immer zu den Waffen gegriffen, um für ihre Freiheit zu kämpfen. Es zeigt sich damit also, daß die Idee stets höher bewertet wurde als die Sicherheit der Person und die Erhaltung des Eigentums. In diesem Idealismus hat das Menschentum seinen edelsten Ausdruck gefunden. Die aus dieser Quelle entspringende Opferbereitschaft bildet die eine psychologische Seite der Disziplin, die sich in der Form des Kampfwillens äußert.

Die andere ergibt sich aus einem ganz anderen Wesenszug der menschlichen Seele. Er besteht in dem Bedürfnis nach Anlehnung und Führung, das sich überall bemerkbar macht, wo sich Menschen zur Durchführung bestimmter Zwecke vereinigen. Diese eigentümliche Eigenschaft erscheint zunächst als etwas rein Passives, tatsächlich ist sie das aber nicht, sondern eine aktiv gerichtete seelische Anlage, durch die all die Triebe ausgelöst werden, die auf die Betätigung des Gehorsams und der Unterwerfung unter die Autorität abzielen. Sie ist also die Entstehungsursache für den eingangs erwähnten Willen der Einzelpersönlichkeit zur Unterordnung unter eine Gemeinschaft und damit die Voraussetzung für die Errichtung der Disziplin.

Nun ist aber die menschliche Seele ein aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetztes Gebilde. Aus diesem Grunde stehen den der Disziplin förderlichen Trieben, als die wir die im Idealismus wurzelnde Opferbereitschaft und das Bedürfnis nach Führung kennengelernt haben, solche mit gerade entgegengesetzter Neigung entgegen. Unter ihnen spielen das Selbstbewußtsein und der Selbsterhaltungstrieb die Hauptrolle. Die in dem Selbstbewußtsein sich auswirkenden Strebungen des Ichs drängen nach freier Entfaltung und ungehinderter Betätigung. Sie liegen in dauerndem Widerstreit zu dem obengenannten Willen zur Unterordnung und zum Gehorsam. Sie sind es, die der Erziehung zur Disziplin die Hauptschwierigkeiten bereiten und den Ursprung der inneren Krise des jungen Soldaten bei seiner seelischen Einordnung in die Gemeinschaft des Heeres bilden*). Die in dieser ursprünglichen Charakteranlage des Menschen begründete Abneigung gegen den lastenden Zwang der soldatischen Disziplin kann noch eine weitere Verschärfung durch das Hinzutreten von Gefühlsmomenten erhalten, die den Zwiespalt zwischen den Trieben des Persönlichkeitsbewußtseins und

*) Siehe S. 18.

den Notwendigkeiten des Soldatentums vertiefen. Zu ihnen gehören auf der einen Seite die Summe der Unlustgefühle, die sich aus dienstlichen Enttäuschungen oder gar gekränktem Ehrgefühl ergeben, und auf der anderen der Widerwille gegen die Dienstpflicht, der durch wehrfeindliche Beeinflussung hervorgerufen wird oder durch mißverstandene Vorstellungen von der Freiheit des Menschen gegenüber den Ansprüchen des Staates.

Der Selbsterhaltungstrieb äußert sich in seiner ganzen Gewalt, wenn es im Kampfe um den Einsatz des Lebens geht. Dann führt er zu dem gewaltigen inneren Konflikt, der in dem Wunsche nach der Erhaltung des Ichs und dem Muß der Pflicht beruht. Die Überwindung des Selbsterhaltungstriebes wird um so leichter gelingen, je mächtiger der Kampfwille durch das Feuer der Kriegsbegeisterung und die Vaterlandsliebe sowie das Bewußtsein, für eine gerechte Sache zu streiten, angefacht wird. Von wesentlicher Bedeutung ist hierbei auch die suggestive Kraft, die von der Autoriät des Staates ausgeht. Je größer sie ist, um so mehr überwindet sie die im Selbsterhaltungstriebe wurzelnden, der Disziplin abträglichen Regungen und stärkt damit den Willen des einzelnen zum Kampf für die Gemeinschaft.

Im Kriege wird die Ausschaltung des Selbsterhaltungstriebes um so schwieriger, je tiefer die körperlichen Erschöpfungszustände der Soldaten infolge übergroßer Anstrengungen oder mangelhafter Ernährungsverhältnisse werden und je mehr die seelische Spannkraft unter den erschütternden Eindrücken des Kampfgeschehens oder fortgesetzter Niederlagen leidet.

Wenn das Hauptwirkungsgebiet für den Selbsterhaltungstrieb naturgemäß auch der Krieg ist, so machen sich seine Spuren doch auch im Friedensdienst bemerkbar. Ihm entspringen die Neigungen des Soldaten, sich vor großen Anstrengungen zu drücken, und das Streben nach sogenannten „Druckposten“ oder das unauffällige Verharren in passivem Widerstande gegenüber unbequemen Anordnungen und Zumutungen.

Die Erziehung zur militärischen Disziplin besteht in der Schwächung der ihr abträglichen und in der Stärkung der sie fördernden seelischen Faktoren. Ihr Ziel ist erreicht, wenn es gelungen ist, dem Willen des Soldaten zum Gehorsam und zum Kampfe eine solche Kraft zu geben, daß er unter allen Umständen die ihm entgegenstehenden seelischen Hemmungen und Widerstände zu überwinden vermag.

2. Veränderlichkeit der Anschauungen über die Disziplin und der Mittel zu ihrer Erhaltung.

Solange Heere bestehen, ist das Wesen der Disziplin, das wir im vorigen Abschnitt näher umrissen haben, immer dasselbe geblieben. Anders verhält es sich dagegen mit den Antrieben zu ihrer Betätigung. Die Faktoren, die im Seelenleben des Soldaten den Willen zum Gehorsam und zum Kämpfen zum beherrschenden Element machen, werden von der inneren Einstellung des Soldaten zur Disziplin bestimmt. Diese ist wiederum von verschiedenen Ur-

sachen abhängig, die im Laufe der Zeiten ständigen Veränderungen unterworfen waren. Sie werden maßgebend beeinflußt von dem Zeitgeist, in dem sich die Bedeutung und Bewertung des Soldaten widerspiegelt, sowie von den Beweggründen, die den einzelnen an die Fahne fesseln.

Je lockerer der seelische Zusammenhang des Soldaten mit den Grundideen des Heeres ist und je weniger er die Erfüllung der Gebote der Disziplin als sittlich begründete Pflicht anerkennt, um so schwächer wird seine Neigung zum Gehorsam und seine Bereitschaft zum Kämpfen sein. Das Hauptmittel, um bei einer solchen Einstellung der Allgemeinheit dennoch der Disziplin zu ihrem Recht zu verhelfen, besteht in der Erweckung des Angsttriebes, was durch Anwendung abschreckender Strafen und drakonischer Handhabung der Strafgewalt geschieht. Die Furcht vor Strafe wird also stets eine um so größere Rolle bei der Aufrechterhaltung der Disziplin spielen, je geringer das militärische Ehr- und Pflichtgefühl der Gesamtheit ausgeprägt ist.

Die Geschichte bietet dafür eindeutige Beweise. Bei den gering geachteten, widerwillig dienenden und zum großen Teil landfremden Söldnern des 18. Jahrhunderts konnte das ethische Moment der Disziplin als Wertfaktor nicht in Betracht kommen. Die Folge davon war die Anwendung rücksichtslosen Zwanges und brutaler Gewalt, um den Willen des Mannes zu brechen und ihn zum blinden Gehorsam zu erziehen. Friedrich der Große sagt hierüber in seinem militärischen Testament von 1768 nach den bitteren Erfahrungen des Siebenjährigen Krieges, daß der Ehrgeiz auf die Soldaten nicht wirken könne. Daher sollten sie ihre Offiziere mehr fürchten als alle Gefahren, denen sie ausgesetzt seien. „Sonst wird niemand imstande sein, sie gegen 300 Geschütze, die ihnen entgegendonnern, zum Angriff zu führen. Guter Wille wird den gemeinen Mann nie solchen Gefahren Trotz bieten lassen: So muß es denn die Furcht tun."

Als weiteres Mittel zur Erziehung zur Disziplin trat neben dem Angsttrieb noch der Drill. Er wurde bis zur höchsten Vollendung gesteigert. Allerdings war er auch gleichzeitig taktischer Selbstzweck. Denn die Kampfesweise jenes Jahrhunderts verlangte die exerziermäßige Ausführung der Kommandos der Offiziere in der geschlossenen Ordnung. Für Selbsttätigkeit des einzelnen Soldaten im Denken und Handeln blieb in diesem Verfahren kein Raum.

So wenig hochstehend der heutigen Zeit diese Mittel zur Erzielung der Disziplin erscheinen mögen, so darf doch nicht übersehen werden, daß es bei der Beschaffenheit der Soldaten jener Epoche andere Möglichkeiten nicht gab. Tatsächlich wurde mit ihnen auch der erstrebte Zweck erreicht. Denn wir wissen, daß die damaligen Heere zum furchtbaren Instrument in der Hand des Feldherrn wurden, und daß sie mit größter Tapferkeit die überaus blutigen Schlachten schlugen.

Anders waren die Mittel, mit denen der jugendliche Bonaparte im Jahre 1796 vor seinem Zuge über die Alpen nach Italien die Armee kampfeswillig

zu machen suchte. Bei seinem Eintreffen fand er in ihren Reihen eine niedergedrückte Stimmung und eine stark fortgeschrittene innere Zerrüttung vor als Folge der Entbehrungen und des Mangels an allem, was ein Heer zu seiner Erhaltung braucht. In meisterhafter Psychologie erkannte er, daß der Appell an die Furcht bei einem solchen Zustand nicht das geeignete Mittel war, die Disziplin wiederherzustellen und den Willen der Masse in die von ihm gewünschten Bahnen zu lenken. Das war nur möglich, wenn in der Truppe ausgesprochene Lustgefühle erzeugt wurden, deren Befriedigung durch Befolgung seiner Anordnungen gesichert erschien. Die Erweckung der hierzu notwendigen Vorstellungen war aber nur denkbar durch das Versprechen, den augenblicklichen elenden Zustand zu beenden und durch die Belebung der Hoffnung aller, das, was man entbehrte, in kurzer Zeit im Überfluß haben zu können. In diesen Gedankengängen bewegten sich denn auch die Ansprachen Napoleons, die er an die Truppen richtete. Er hat sie in der berühmt gewordenen Proklamation zusammengefaßt, die er in ihrer bekannten Form allerdings erst später in der Verbannung niedergeschrieben hat: „Soldaten, Ihr seid unbekleidet, schlecht genährt; die Regierung schuldet Euch viel, aber sie kann Euch nichts geben. Eure Geduld, Euer Mut, die Ihr inmitten dieser Felsen zeigt, sind bewundernswert, aber sie verschaffen Euch keinen Ruhm, kein Glanz fällt auf Euch. Ich will Euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen. Reiche Provinzen, große Städte werden in Eure Gewalt kommen, Ihr werdet dort Ehre, Ruhm und Reichtümer finden. Soldaten der Armee von Italien, werdet Ihr es an Mut und Ausdauer fehlen lassen?"

Der Verlauf der geschichtlichen Ereignisse zeigt, wie richtig Bonaparte die Soldatenseele beurteilt hatte. Das Heer gehorchte und folgte ihm auf einer Siegesbahn ohnegleichen. Aus der Proklamation ist ersichtlich, daß zur Erweckung der Lustgefühle nicht nur materielle Vorstellungen dienten, sondern auch ideelle Werte wie Ruhm und Ehre. Damit erhalten die inneren Antriebe zur Betätigung der Disziplin bereits ein ganz modernes Gepräge. Das grundlegend Neue gegen früher ist aber, daß jetzt dem guten Willen des Soldaten der entscheidende Anteil eingeräumt wird.

Die Entwicklung der allgemeinen Wehrpflicht wandelte völlig die innere Einstellung zum Wesen der Disziplin. Mit der Erziehung des ganzen Volkes zur Wehrhaftigkeit ging eine Vertiefung des vaterländischen Gedankens Hand in Hand. Durch den Umstand, daß jeder gesetzlich zum militärischen Dienst verpflichtet war, änderte sich auch von selbst das Ansehen des Soldatenstandes in der Öffentlichkeit. Aus der mißachteten Uniform des Söldners des 18. Jahrhunderts wurde das Sinnbild der nationalen Ehre und Kraft. Mit diesem inneren Umschwung war aber gleichzeitig auch eine tiefgreifende Wandlung der seelischen Triebfedern der Disziplin verbunden. Sie wurde jetzt nicht mehr durch Furcht vor Strafe erzwungen oder durch den Anreiz materieller Werte begründet, sondern stellte sich als Frucht geistiger Erkenntnis und Ausfluß

vaterländischen Gefühls dar. Durch die gemeinsamen Überzeugungen von ihrer Notwendigkeit und die allgemeine Bereitschaft, freiwillig Gehorsam zu leisten und das Leben für die Idee des Vaterlandes einzusetzen, erhob sich der Wille zur Disziplin zu einem Gebot sittlicher Pflicht.

Nur durch diese sittlich begründete Disziplin ist die Durchführung des heutigen Kampfverfahrens denkbar, das viel höhere Anforderungen an den Gehorsam und die Überwindung des Selbsterhaltungstriebes stellt, als es in früheren Zeiten der Fall war. Es genügt keineswegs mehr, den Eigenwillen des Mannes zu ertöten, um ihn zu einem Werkzeug blinden Gehorsams zu machen. Der Soldat kämpft heutzutage nicht mehr unter der suggestiven Macht eines alle mitfortreißenden Massenwillens. Er ist nicht mehr ein Teilchen einer geschlossenen Menge, sondern ein im Kampfe auf sich selbst gestelltes Einzelwesen, das selbständig denken und handeln muß. Ähnlich wie der stärkende Einfluß der Masse ist auch der von dem Führer ausgehende seelische Kraftstrom stark zurückgegangen, oft ganz aufgehoben. Alle diese Umstände wirken sich in einem für die Disziplin abträglichen Sinne aus, weil sie den Willen des Ichs zur Selbstbehauptung stärken und auf die seelische Spannkraft lähmend wirken.

Hieraus ergibt sich die Notwendigkeit, in einer zeitgemäßen Disziplin den Willen des Soldaten zum Gehorsam und zum Kampf so zu stärken, daß er auch dann noch weiterwirkt, wenn Zwangsmittel nicht mehr angewendet werden können oder das Beispiel und Vorbild des Führers fehlt.

3. Die Erziehung zur Disziplin in einem Volksheer.

Mit der Auffassung der Disziplin als sittlicher Pflicht mußten sich auch zwangsläufig die Mittel zu ihrer Herstellung und Aufrechterhaltung ändern. Ihr Schwerpunkt liegt in der Erziehung des Soldaten zu einer sittlichen Erfassung seiner Berufspflichten. Nur wenn es gelingt, ihm diese zu einem wirklichen inneren Werterlebnis zu machen, wird er den guten Willen zu ihrer Erfüllung aufbringen. Dies wird erleichtert durch die Hebung seines soldatischen Wert- und Standesbewußtseins, die aus dem Gefühl des Stolzes hervorgeht, einer Einrichtung angehören zu dürfen, deren Vorhandensein allein den Bestand des Staates sichert. Unerläßlich ist außerdem die Stärkung des Ehr- und Pflichtgefühls des einzelnen, um seinen Willen zum Gehorsam moralisch zu stützen. Es wird gefördert, wenn es durch Anerkennung und Belohnung eine Befriedigung erfährt. Aus diesem Grunde spielen Beförderungen, Abzeichen und sonstige Vergünstigungen für gute Führung oder hervorragende dienstliche Bewährung stets eine die Disziplin fördernde Rolle. Das hohe Ziel der Disziplin in einem Volksheer setzt voraus, daß ihre Forderungen mit allen Kräften des Verstandes und Gemütes erfaßt und bejaht werden und das Moment der Freiwilligkeit zu ihrem entscheidenden Merkmal wird.

Die theoretische Erkenntnis der Disziplin als sittlicher Pflicht allein genügt

jedoch noch keineswegs, um ihr in der Praxis die nötige Festigkeit zu geben. Der menschliche Charakter verlangt, daß noch Mittel zu ihrer Ausbildung hinzutreten, die sich vor allem an das Triebleben richten. Zu ihnen gehört die Ausnutzung der seelischen Wirkungen, die durch die Anwendung des Zwanges hervorgerufen werden. Auf sie wird man niemals verzichten können. Überall, wo Gemeinschaftsbildungen irgendeine Form von Disziplin verlangen, kann man diesen Zwang beobachten, angefangen von den Strafbestimmungen in den Satzungen privater Vereine bis zu den Strafgesetzen des Staates. Der Zwang ist nun einmal mit dem Wesen der Disziplin wie ein Schatten verbunden. Er ist notwendig, um durch die Erweckung des Angsttriebes die Ichstrebungen der Einzelpersönlichkeit zu unterdrücken und ihren Willen dem der Gemeinschaft unterzuordnen. Auch in dem Heer der allgemeinen Wehrpflicht gibt es immer eine Anzahl von Leuten, die nur durch Anwendung des Zwanges, d. h. durch die Bedrohung mit Strafen, zum Gehorsam und zur Pflichterfüllung angehalten werden können. Der Angsttrieb wird also stets seine Bedeutung behalten.

Freilich hat er bei den Soldaten des Volksheeres im Vergleich zu den Söldnern früherer Zeiten eine einschneidende Änderung erfahren. Damals kennzeichnete ihn die Furcht vor den mit der körperlichen Züchtigung verbundenen Schmerzen (Prügelstrafe, Spießrutenlaufen, Fuchteln usw.). Mit der allgemeinen Abschaffung des Züchtigungsrechtes fiel diese Begründung des Angsttriebes von selbst weg. Da der Angehörige des Volksheeres durch das Ehrgefühl gelenkt wird und aus innerer Überzeugung seine Pflicht tut, hat sich auch der Schwerpunkt des Angsttriebes aus dem Bereiche der reinen körperlichen Empfindungen nach der Seite des Geistigen hin verlagert. Das Ergebnis hiervon ist, daß an Stelle der Furcht vor der Strafvollstreckung die Scheu vor dem Makel tritt, der in der Bestrafung an sich liegt.

In der gleichen Weise wie die Art der Strafen muß in einem modernen Volksheer auch die Handhabung der Disziplinarstrafgewalt auf die Grundsätze des das Ganze tragenden Erziehungssystems abgestimmt werden. Da in diesem im Gegensatz zu früheren Zeiten die Betonung der Menschenwürde des einzelnen in den Vordergrund gestellt wird, so kann die Bestrafung nur ihren Zweck erfüllen, wenn einmal der Soldat von seinem Unrecht überzeugt ist und außerdem sein Ehrgefühl geschont wird. Geschieht das nicht, so wirkt die Strafe nicht bessernd, sondern es tritt das Gegenteil des mit ihr beabsichtigten Zweckes ein: der Soldat fühlt sich ungerecht behandelt und innerlich verletzt. Die hieraus entstehenden Unlustgefühle sind seinem Willen zur Disziplin in hohem Grade abträglich. Mit feinem psychologischem Takt verlangte daher die Disziplinarstrafordnung für das Heer, daß die Verhängung einer Disziplinarstrafe „unter möglichster Schonung des Ehrgefühls des zu Bestrafenden und unter Berücksichtigung der Eigenart und persönlichen Führung desselben" zu erfolgen hätte.

Aber die verstandesmäßige Belehrung und die Beeinflussung des Ge-

fühls- und Trieblebens genügen immer noch nicht zur Aufrichtung und Erhaltung der militärischen Disziplin. Ergänzend hinzukommen muß in jedem Fall noch die Übung des Soldaten im Gehorsam. Die Grundlage hierfür bildet schon das militärische Leben an sich, das mit der dauernden Befolgung von Befehlen und der Verrichtung genau vorgeschriebener Tätigkeiten angefüllt ist und hierdurch den Mann unaufhörlich zum Gehorchenmüssen zwingt.

Zur Ausbildung im Gehorsam sind vor allem die Übungen geeignet, die eine sofortige und unbedingte Ausführung gegebener Befehle und Kommandos verlangen. Durch sie wird der Soldat zur bewußten Unterordnung unter den Willen des Vorgesetzten erzogen, gleichzeitig entsteht aber in seiner Seele die Vorstellung von dessen persönlicher Autorität und der jeden Widerspruch ausschließenden Macht des militärischen Systems. Je mehr der Gehorsam durch die fortgesetzte Wiederholung derartiger Übungen zur Gewohnheit wird, um so mehr geht der Wille des Soldaten in dem des Vorgesetzten auf.

Dieses Ziel wird am besten erreicht durch das Ausbildungsmittel des Exerzierens, in dessen Eigenart die genaueste und schnellste Ausführung der Kommandos liegt. Besonders vorteilhaft ist das Exerzieren im geschlossenen Verbande, weil durch die Gemeinsamkeit der Bewegungen in dem einzelnen das Zusammengehörigkeitsgefühl gefördert wird und die stärkende Wirkung der Macht der Gemeinschaft auf ihn ausströmt. Als günstige Nebenwirkung des Exerzierens kommt noch hinzu, daß der einzelne seinen Körper beherrschen lernt und dadurch seine Haltung und sein Auftreten verbessert. Die hiermit verbundene Stärkung des Selbstgefühls hebt den Willen zum Gehorsam.

Wenn das Exerzieren mit dem Verschwinden der geschlossenen Kampfesweise auch seine taktische Bedeutung verloren hat, so ist sein Wert als Mittel der Erziehung zum Gehorsam doch unverändert geblieben. Seine Abschaffung ist so lange unmöglich, bis ein vollwertiger Ersatz dafür gefunden wird. Das ist aber bis jetzt trotz aller Bemühungen noch nicht gelungen. Unter diesen spielt die Absicht, den Drill durch Erziehung zur Zuverlässigkeit zu ersetzen, eine Rolle. Aber auch das kann niemals zu dem gewünschten Erfolge führen. Abgesehen von der beschränkten Anwendungsmöglichkeit dieses Mittels im praktischen Truppendienst, wird eine derartige Erziehung den besonderen Anforderungen der Disziplin an die menschliche Seele niemals gerecht. Den besten Beweis hierfür bietet das bürgerliche Leben. Denn es gibt viele Berufszweige, bei denen die peinlichste Zuverlässigkeit verlangt wird, ohne daß dadurch deren Angehörige auch nur im geringsten das Gefühl für militärische Disziplin erhielten.

Durch die Tatsache, daß das Exerzieren nicht mehr Selbstzweck ist, sondern nur noch als Mittel zur Erziehung zur Disziplin seine Gültigkeit hat, wird seine Anwendung erschwert, weil es ausgesprochenes psychologisches Fingerspitzengefühl des Vorgesetzten verlangt. Wie die Saiten eines Instruments ist es stets auf die inneren und äußeren Verhältnisse, unter denen sich eine Truppe befindet, abzustimmen. Richtig gehandhabt, muß es nach seiner Be-

endigung in dem Soldaten ein Gefühl des Gehobenseins hervorrufen, das sich aus der Befriedigung über seine bewiesene „Strammheit“ ergibt. Großer Schaden entsteht jedoch, wenn das Exerzieren ohne Verständnis für seinen Sinn und Zweck angewendet wird. Denn dann hat es keine die Disziplin fördernde, sondern abschwächende Wirkung, weil in dem Soldaten Unlust- und Haßgefühle gegen den Vorgesetzten und das ganze von ihm verkörperte militärische System erzeugt werden, durch welche die Willensbildung nicht Antriebe zur Unterordnung, sondern zur Widersetzlichkeit erhält.

Aber noch andere Gefahren umschließt das Exerzieren für den Soldaten des Volksheeres. Sie bestehen hinsichtlich der von ihm zu verlangenden Selbsttätigkeit und Selbständigkeit. Durch das Exerzieren wird infolge der Ausschaltung des eigenen Ichs gerade das Gegenteil erreicht. Wird es übertrieben, so tritt die Gefahr ein, daß der Soldat abstumpft und, wie früher der Söldner, nur mechanisch die Befehle ausführt, aber hilflos ist, sobald er im Kampf auf sich selbst gestellt ist. Daraus geht hervor, daß das Exerzieren planvoll in den Rahmen der militärischen Gesamtausbildung eingefügt werden muß. Die Zeit, die darauf verwendet zu werden braucht, kann naturgemäß viel geringer sein als zu der Zeit, in der es noch ein Bestandteil der Kampfesweise war. Wo die Grenzlinie zwischen den beiden Polen, die die Erziehung zum Gehorsam und die Ausbildung zur Selbständigkeit darstellen, zu ziehen ist, dafür gibt es keine einheitliche Regelung. Maßgebend bleibt immer der Blick des Führers für die seelische Beschaffenheit seiner Leute.

4. Führer und Disziplin.

Die Bedeutung des Führers für die Disziplin ist eine doppelte. Sie äußert sich einmal in der Autorität seiner Stellung, die durch die gesetzmäßige Befehlsgewalt begründet wird, und dann in dem seelischen Einfluß, der von seiner Persönlichkeit auf die Untergebenen ausstrahlt.

Als Träger der Kommandogewalt verkörpert er den Inbegriff der Zwangsmittel, die zur Erhaltung der Disziplin unerläßlich sind. Da deren Anwendung aber, wie wir wissen, vor den moralischen Antrieben der Disziplin zurücktritt, beruht der Schwerpunkt seines Führerdaseins nicht in der formalen Durchführung der Vorschriften und Gesetzesbestimmungen, sondern in der Fähigkeit, die Seelen seiner Leute zu beherrschen und ihren Willen in die von ihm gewünschte Richtung zu lenken.

Niemals wird der Vorgesetzte dieses Ziel aber erreichen, wenn es ihm nicht gelingt, in der Masse seiner Untergebenen Achtung, Liebe und Vertrauen zu seiner Person zu erwecken. Auf der Erregung dieser Gefühle und nicht auf verstandesmäßigen Ursachen beruht seine suggestive Macht. Daher wurzelt wahres soldatisches Führertum nicht im Geistigen, sondern im Seelischen. Sein Wertgehalt wird immer maßgebend bestimmt durch die Charaktereigenschaften des Führers, die allein auf das Gefühlsleben der Untergebenen im Sinne einer Steigerung einzuwirken vermögen. Von diesen Eigenschaften spielen

unbestechliche Gerechtigkeit, Menschenkenntnis, Verständnis für die seelischen Bedürfnisse der Truppe und ihre materiellen Angelegenheiten sowie ehrenhafte Gesinnung die Hauptrolle.

In den geordneten, fest gegründeten Verhältnissen des Friedens wird das weniger deutlich. Bei der tadellos funktionierenden Maschinerie des Heeres kann auch ein als Persönlichkeit weniger geeigneter Vorgesetzter die Manns- zucht aufrechterhalten. Anders ist es dagegen im Kriege, besonders wenn seine Heftigkeit und lange Dauer an der Nervenkraft der Truppen zehren und den Willen zum Gehorsam untergraben. Je schwieriger die Zustände werden, um so geringer wird die Bedeutung der äußeren Macht des Vorgesetzten, und um so entscheidenderes Gewicht erhält seine innere Überlegenheit über seine Untergebenen, die allein in seinem Persönlichkeitswert begründet ist. Das Vorbild des Führers wirkt ansteckend und nacheifernd. So wie der Haupt- mann, ist seine Kompanie. Das Autoritätsbedürfnis im Menschen kommt dem Führer entgegen. Der Soldat will ihn anerkennen und stolz auf ihn sein. Wird sein Vertrauen aber durch falsche Behandlung oder offensichtliche Cha- rakterfehler des Vorgesetzten getäuscht, so erleidet sein Wille zum Gehorsam und zum Opferbringen die schwerste Erschütterung. Die gefühlsmäßig betonte, freiwillige innere Gefolgschaft sinkt dann zu einem Muß-Gehorsam herab, der nur so lange geleistet wird, wie er erzwungen werden kann. Damit erfüllt er aber nicht mehr die Forderungen, die in der heutigen Zeit an ihn gestellt werden müssen.

5. Die Disziplin im deutschen Heere.

Eines der hervorstechendsten Merkmale des deutschen Heeres bildete die scharfe Ausprägung der Disziplin. Man darf wohl behaupten, daß ihre weitere Steigerung praktisch überhaupt nicht möglich war. Infolge ihrer einzig dastehenden Vollendung diente sie vielen fremden Armeen zum Vorbild oder war der Gegenstand des Neides der Feinde. Aber auch in Deutschland selbst erweckte sie den Haß aller derjenigen Kreise, denen infolge ihrer weltanschau- lichen oder politischen Überzeugung an der inneren Schwächung des Heeres lag. Ihre Zeitungen und Zeitschriften überboten sich förmlich in dem Be- streben, die Disziplin lächerlich und verächtlich zu machen. Ein Ergebnis dieser Bestrebungen war das in völliger Verkennung des Wesens der Disziplin ge- prägte Schlagwort vom Kadavergehorsam. Es sollte den Eindruck erwecken, als sei der Soldat weiter nichts als ein recht- und willenloses Objekt der Laune und grausamen Willkür des Vorgesetzten. Durch diese Umtriebe entstand all- mählich im In- und Auslande ein vollständiges Zerrbild von der Beschaffenheit und Handhabung der Disziplin im Heere, das nicht zum wenigsten dazu bei- trug, das deutsche Ansehen in der Welt herabzusetzen und der feindlichen Propaganda im Kriege Vorschub zu leisten.

An der großartigen Entwicklung der Disziplin im deutschen Heere waren drei Ursachen maßgebend beteiligt. Die erste beruhte in den seelischen Grund-

anlagen des Deutschen. Sein Sinn für Ordnung und sein ausgesprochenes Autoritätsbedürfnis, das sich in der Neigung zur Heldenverehrung äußert, kommen den Forderungen der Disziplin auf das günstigste entgegen. Nach derselben Richtung wirkt der in ihm liegende Zug zum Idealismus, der dem Wertleben des Volkes seine kennzeichnende Note gibt. Er bewirkt, daß das Streben nach materiellen Gütern geringer bewertet wird als der Dienst an einer Idee und das Verlangen nach geistigem Besitz. Im Seelenleben des Deutschen überwiegt die heldische Seite unstreitig die händlerische. Das zeigt sich mit besonderer Deutlichkeit überall dort, wo die Gefühle der Volksgemeinschaft ungehindert die Rangordnung der Werte bestimmen können, wie in dem alten Sagengut oder in dem Ansehen der verschiedenen Berufsgruppen in der Öffentlichkeit. Das Werterlebnis in den deutschen Sagen ist niemals die Erringung materiellen Besitzes und persönlicher Wohlfahrt, sondern immer das Kämpfen und Leiden um die großen Urtriebe, die das Menschendasein bewegen, und in der öffentlichen Meinung haben die geringer besoldeten, aber dem Gedanken des Staates dienenden Berufe den Vorrang vor denen, deren Zweck in der wirtschaftlichen Verbesserung des einzelnen besteht. Hieraus erklärt sich psychologisch die höhere Bewertung des Offizierstandes und des Beamtentums als die des Kaufmannsstandes, die in keinem anderen europäischen Lande so ausgeprägt war wie in Deutschland. Aus dieser eigentümlichen Sinnesart des Deutschen ergibt sich auch seine kriegerische hervorragende Veranlagung. Ein Teil von ihr ist die Begabung zur Disziplin.

Die zweite Ursache für den hohen Stand der Disziplin im Heere beruhte in dem großen Erfahrungsschatz an militärischer Erziehung und Ausbildung, der sich im Laufe von rund 200 Jahren im Heere angesammelt hatte. In ganz klaren, allgemein anerkannten und bekannten Grundsätzen hatte er seinen Niederschlag gefunden und jeden Führer in den festen Rahmen einer genau geregelten Dienstpraxis gespannt. Er sorgte dafür, daß die Aufrichtung der Disziplin in dem Bewußtsein des Soldaten mit Nachdruck und Verständnis erfolgte, und schuf einen seelischen Zustand der Truppe von überraschender Gleichmäßigkeit.

Als letzte Ursache für die Festigkeit der Disziplin im Heere kamen die staatlichen Verhältnisse in Deutschland hinzu. Das Deutsche Reich der Vorkriegszeit war das Muster eines Obrigkeitsstaates. Die Staatsgewalt war fest und unerschütterlich verankert. Die von ihr ausgehende Macht wirkte sich bis in die letzten Zweige der Verwaltung aus und gab dem ganzen Behördenapparat eine unbeschränkte Autorität. Dasselbe, nur vielleicht in noch unbedingterer Form, war mit der Kommandogewalt im Heere der Fall. Das war für die Disziplin von wesentlicher Bedeutung, denn durch ihr Ansehen wurde der Wille zur Unterordnung von selbst gestärkt. Der gesteigerten Staatsautorität stand auf der anderen Seite die Gewöhnung der Bevölkerung an unbedingten Gehorsam gegenüber, durch die der Erziehung zur Disziplin im

Heer auf das beste vorgearbeitet wurde. Im ganzen spiegelt sich in der strengen Form und Festigkeit der Disziplin deutlich die scharfe Ausprägung und straffe Organisation der Staatsgewalt wider. Das ganze deutsche Leben war so von dem Gedanken der Disziplin durchdrungen, daß ihre lebendige Wirklichkeit im Heere die Aufstellung einer besonderen Theorie ihres Wesens und die Unterweisung der Führer darin unnötig machten. Dafür wurde das entscheidende Gewicht auf ihre praktische Handhabung gelegt, deren geistige Voraussetzungen aus der vorhandenen Summe an Erfahrung auf diesem Gebiete ohne Schwierigkeiten geschöpft werden konnten. Aus demselben Grunde waren die in den Vorschriften enthaltenen Weisungen über die Regelung des Lebens des Soldaten, sein Verhalten und Handeln in und außer Dienst dürftig und allgemein gehalten. Um so größer war dafür aber die Kraft der alles bis ins einzelne bestimmenden, durch eine lange Tradition genormten Erziehung. Durch sie wurde eine einheitliche, genau festgelegte Lebensform geschaffen, die das äußere Kennzeichen der im Heere herrschenden Disziplin war. Diese fand der Rekrut bei seinem Diensteintritt als vollendete Tatsache vor. Er trat damit in den Bannkreis einer gewaltigen Machtoffenbarung, die seine seelische Einordnung in das Ganze und den Willen, sich ihren Forderungen zu fügen, in hohem Maße förderte. Der junge Soldat, der ja ohne Kenntnis von ihrem Wesen eintrat, hatte zunächst an ihrer Gestaltung keinen Anteil, sondern war ihr Objekt und blieb es so lange, bis er zum bewußten Träger der Disziplin herangebildet war.

C. Schlußfolgerungen.

Der kriegerische Wert eines Heeres.

Mit der Darstellung der die seelische Einheit des Heeres begründenden Faktoren und des Wesens der Disziplin sind die Elemente umschrieben, die den kriegerischen Wert eines Heeres bestimmen.

Eine Eigentümlichkeit des Sprachgebrauches will es, daß man die Gesamtheit der zusammenwirkenden seelischen Kräfte als den „Geist" des Heeres bezeichnet. Unter dem Geist eines Heeres versteht man also nicht die Summe seiner verstandes- und vernunftmäßigen Fähigkeiten, sondern stets die besondere Lage seiner Gesinnung, die sich aus der Einstellung der Soldaten zu den großen Leitgedanken des Heeres und den die Gesamtheit tragenden Gefühlen ergibt.

Der Geist und die Disziplin eines Volksheeres sind keine Größen, die durch die militärische Erziehung und Ausbildung gleichsam aus dem Nichts geschaffen werden und unabhängig von dem geistigen Leben der Nation ihr Dasein führen, sondern es sind immer nur die in soldatische Form gegossenen Grundanlagen des Volkscharakters. Wir haben bereits den unlösbaren Zusammenhang der Gemeinsamkeitsseele des Heeres mit der blutmäßig bedingten Gefühls- und Anschauungswelt des Volkes kennengelernt sowie die hieraus sich

ergebende Formgestaltung der Disziplin. Aus alledem geht hervor, daß im Heere die Gesamtheit der im Volke lebendigen geistigen und seelischen Kräfte, sein Gehalt an ethischem Wert den Niederschlag findet. Jedes Heer kann daher immer nur aus seinem Volkstum begriffen werden. Da es ein Teil von ihm ist, steht es mit ihm in untrennbarem Wirkungszusammenhang und kann auf die Dauer nur in Übereinstimmung mit ihm denken und handeln. Allerdings vermag es, wie wir noch sehen werden, infolge seiner seelischen Geschlossenheit und eigentümlichen Disziplin eine Zeitlang auch sein eigenes Leben zu führen, wenn der geistige Kraftstrom zwischen Heer und Volk durch die seelische Zersetzung des letzteren unterbrochen wird.

Das Zusammenwirken von Geist und Disziplin führt zu einem Begriff, der den kriegerischen Gesamtwert des Heeres ausdrückt und als „Moral" bezeichnet wird. Je größer die Kraft der militärischen Gemeinsamkeitsseele und die Festigkeit der Disziplin ist, um so besser ist es mit der Moral des Ganzen bestellt. Man ersieht hieraus bereits, daß, ähnlich wie das Wort „Geist", auch die Bezeichnung „Moral" im militärischen Sinne eine andere Bedeutung hat, als es sonst üblich ist. Der in ihr enthaltene Begriff des Sittlichen erstreckt sich einmal auf die militärischen Berufspflichten an sich und findet seine Begründung in dem Gedanken des persönlichen Opfers, das der Soldat zu ihrer Erfüllung darbringt. Er umfaßt demnach die Gesamtheit der kriegerischen Tugenden, unter denen Mut und Tapferkeit, Entschlossenheit, Ausdauer, Siegeswille sowie das Ertragen von Anstrengungen und Entbehrungen an erster Stelle stehen.

Die Moral wird im Kriege zum entscheidenden Wertfaktor für die Kriegstüchtigkeit eines Heeres. Jeder Kampf stellt sich vor allem als das Ringen der moralischen Kräfte der beiderseitigen Gegner dar. Der Sieg kennzeichnet sich als Verschiebung der moralischen Gleichgewichtslage. Nicht derjenige hat verloren, der die größeren Verluste erleidet, sondern der den Kampf aufgibt, weil er aus dem lähmenden Gefühl der Unterlegenheit den Willen zu weiterem Widerstande nicht mehr aufzubringen vermag. Oft genug in der Kriegsgeschichte ist es vorgekommen, daß der das Schlachtfeld beherrschende Sieger seinen Erfolg mit schwereren Opfern erkaufen mußte, als sie der Besiegte zu ertragen hatte. Die Bedeutung eines Sieges wird in erster Linie durch den Grad der moralischen Überlegenheit bestimmt, die der Sieger durch ihn über den geschlagenen Gegner errungen hat. Die äußeren Merkmale einer gewonnenen Schlacht, die in den Gefangenenzahlen und der Masse des erbeuteten Kriegsgerätes bestehen, sind erst eine Folgeerscheinung der eingetretenen moralischen Erschütterungen des Unterlegenen und zugleich ihr Maßstab.

Die Moral ist auch imstande, bestehende Unterschiede an rein körperlicher Kraft zwischen den Gegnern auszugleichen. Im Russisch-Japanischen Kriege nützte dem russischen Soldaten seine stärkere körperliche Beschaffenheit nichts. Dasselbe war im Weltkriege oft genug der Fall. Man muß es selbst erlebt haben, was für einen geradezu überwältigenden Eindruck es machte, wenn die

bärenhaften Soldaten der sibirischen Korps vor dem Angriff der schmächtigen und ausgehungerten deutschen Kriegsfreiwilligen die Waffen streckten.

Eine ähnliche Rolle spielt das moralische Element auch auf dem Gebiete der materiellen Kriegsrüstung. Die moralische Unterlegenheit eines Heeres kann wohl durch die bessere Ausstattung mit Waffen und Kriegsgerät bis zu einem gewissen Grade ausgeglichen werden, denn das Bewußtsein einer überlegenen Kriegsrüstung stärkt das Selbstvertrauen und den Mut und ist dadurch der Moral förderlich. Aber auch hierdurch wird keine grundlegende Wandlung mehr hervorgerufen, wenn die Masse der Truppen die Überzeugung hat, daß jeder weitere Kampf zwecklos ist und nur zu unnötigen Opfern führt. Auch die besten Waffen werden sinnlos, wenn niemand mehr da ist, der gewillt oder befähigt ist, sie zu bedienen. Immer erweist sich die lebendige moralische Kraft dem toten Material überlegen. Natürlich beschränkt sich diese Tatsache nur auf solche Gegner, deren kriegerische Machtentfaltung sich auf einigermaßen gleichwertigen militärischen Systemen aufbaut. Die Verschiedenheiten hierin ziehen auch den Unterschieden der Moral bestimmte Grenzen. Der Linearangriff der friderizianischen Zeit oder der Kolonnenstoß Napoleons müssen trotz höchster Moral und wildester Angriffsbegeisterung der Truppen im Schnellfeuer der Maschinengewehre und der gesteigerten Artilleriewirkung der heutigen Zeit zerschellen. Ebenso vermögen die tapfersten Soldaten der Welt nichts auszurichten, wenn sie ungeschützt in den Schwaden giftiger Gase, wie sie die chemische Kriegführung hervorgebracht hat, kämpfen sollen.

Je höher die Moral einer Truppe ist, um so leichter und williger wird sie die großen Mühen und Anstrengungen, die mit dem Feldleben verbunden sind, ertragen, ein Umstand, der für ihre Stimmung von größter Wichtigkeit ist. Die Stimmung ergibt sich aus den Lust- oder Unlustgefühlen, die durch die Zustandsbedingungen und die Behandlung durch die Vorgesetzten in dem Soldaten hervorgerufen werden. Sie ist im Gegensatz zur Moral von schwächerer Natur und einem schnelleren Wechsel unterworfen. Ihre Bedeutung liegt in ihrem Einfluß auf den Kampfwillen. Je besser die Stimmung einer Truppe ist, um so leichter erscheint ihr die Durchführung aller ihr übertragenen Aufgaben. Ist das Umgekehrte der Fall, so wird jeder Befehl zur Last, und jede Anstrengung stärkt den Widerwillen und ruft einen Reizzustand hervor, der die Opferbereitschaft des einzelnen ungünstig beeinflußt. Das beste Gegenmittel gegen die abträglichen Auswirkungen einer schlechten Stimmung liegt in der moralischen Beschaffenheit der Truppe. Allerdings ist diese auch nicht unveränderlich: Wird im Kriege durch den Einfluß ungünstiger Lebensbedingungen, falscher Maßnahmen oder übermäßiger Anstrengungen eine fortlaufende Erregung von Unlustgefühlen hervorgerufen und dadurch die Stimmung dauernd nachteilig beeinflußt, so tritt auch allmählich eine Änderung der Moral ein, weil die Masse der Soldaten an der von dem Heere verkörperten Richtigkeit des Systems und der Gerechtigkeit der eigenen Sache zu zweifeln beginnt. Mit dieser inneren Wandlung erleiden auch die die

Moral tragenden Elemente einen Wertverlust, der in demselben Maße zunimmt, wie die die Stimmung schädigenden Ursachen fortbestehen und weiterwirken.

Den sichersten Prüfstein für den moralischen Gehalt eines Heeres bildet der Zustand der Truppe nach einer Niederlage. Auch das beste Heer kann infolge schlechter Führung oder zu großer feindlicher Übermacht geschlagen werden. Je tiefer die Moral verankert ist, um so weniger werden Paniken oder andere Auflösungserscheinungen eintreten. Ein solches Heer wird durch den Glauben an seine Kraft seinen inneren Halt bewahren, die seelischen Folgen der Niederlage leicht überwinden und rasch wieder zur Aufnahme des Kampfes befähigt sein. —

Die beiden großen Grundbestandteile der Moral eines Heeres, der Geist und die Disziplin, durchdringen und ergänzen sich gegenseitig. Infolgedessen sind ihre Grenzen fließend. Ebensowenig wie eine scharfe Abgrenzung läßt sich eine allgemeingültige Bestimmung darüber treffen, welchem der beiden Faktoren die größere Bedeutung für die Wertbemessung eines Heeres zukommt, weil ihr Anteil an der Moral mit den Zeitumständen wechselt. Bei der inneren Beschaffenheit der Söldnerheere des 18. Jahrhunderts mußte der Geist vor der übergeordneten Rolle der Disziplin zurücktreten. Er verkörperte sich allein in dem Offizierkorps, von dem er in nur gebrochenem Licht auf die Masse der Soldaten zurückstrahlte. Der Mangel an geistigem Gehalt der Heere, den auch die strengste Handhabung der Disziplin nicht auszugleichen vermochte, fand seinen Ausdruck in dem ungeheuren Umfang der Fahnenflucht, die wie ein Krebsgeschwür an der Kraft der Heere fraß.

Durch die innere Wandlung des Soldatentums, wie sie sich in den Heeren der allgemeinen Wehrpflicht widerspiegelte, verschob sich notwendigerweise auch das Verhältnis von Geist und Disziplin zueinander. Der Geist wurde zum beherrschenden Element, die von ihm getragene Gemeinsamkeitsseele bildete die Voraussetzung für das Bestehen der Disziplin und, wie wir gesehen haben, zugleich das ihre Formen und Handhabung gestaltende Prinzip. Der Grundunterschied gegenüber den Söldnerheeren bestand jetzt darin, daß der Geist des Heeres nicht nur dem Offizierkorps vorbehalten war, sondern Angelegenheit der Gesamtheit wurde. Das aus friderizianischer Zeit stammende Wort: „Der Geist einer Armee sitzt in den Offizieren" paßte in dieser Einseitigkeit und Einschränkung nicht mehr für die Verhältnisse eines Volksheeres. Der Weltkrieg hat gezeigt, daß auch ein von einem einheitlichen Geist beseeltes Offizierkorps die innere und damit die äußere Führung verlieren muß, wenn die Truppe die von ihm vertretenen und verkörperten Ideen und Grundsätze nicht mehr anzuerkennen gewillt ist. Die militärische Schlagkraft eines Volksheeres verlangt, daß Offizierkorps und Truppe in gleicher Weise gemeinsame Diener derselben geistigen und seelischen Werte sind. Daß trotzdem den Offizieren besondere Aufgaben hinsichtlich der Formung des geistigen Inhalts und der seelischen Führung des Ganzen stets vorbehalten bleiben, bedarf weiter keines Wortes.

Trotz der überragenden Stellung des Geistes in einem Volksheere wird aber die Disziplin etwa keineswegs überflüssig. Sie gehört zum Dasein eines jeden Heeres wie das Blut zum Leben. Sie verleiht der Truppe erst die nötige Festigkeit, ohne die die Führung größerer Verbände ebenso ausgeschlossen wäre wie die Verwirklichung der Pläne des Feldherrn durch das Zusammenarbeiten aller Teile im Sinne des operativen Gedankens. Ohne diesen Einfluß der Disziplin müßte der vortrefflichste Geist nutzlos verströmen. Hieraus erklärt sich die in der Kriegsgeschichte häufig zu beobachtende Tatsache, daß wohldisziplinierte Heere, obwohl sie nur befehlsmäßig kämpften, Sieger geblieben sind über begeisterte Scharen, denen aber die nur in einer längeren Ausbildung zu vermittelnde wahre Disziplin fehlte. Auch im Weltkriege standen anfänglich die militärischen Leistungen der hauptsächlich aus Kriegsfreiwilligen bestehenden Neuformationen trotz aller patriotischen Hochspannung hinter denen der eisern zusammengefügten aktiven Truppenteile zurück.

Im deutschen Friedensheere standen Geist und Disziplin in voller Harmonie miteinander. Beide Grundelemente waren, wie wir gesehen haben, in ihrer Art zur höchsten Vollendung entwickelt worden und bewirkten die einzig dastehende Moral des Heeres.

D. Die Psychologie des Offizierkorps.

1. Ersatz und Eignung.

Die Charakteristik der moralischen Beschaffenheit des deutschen Heeres kann ohne die psychologische Analyse des Offizierkorps nicht als abgeschlossen bezeichnet werden. Wir müssen uns daher jetzt der geistigen Welt des Offiziers zuwenden, sie in ihrer Wesenhaftigkeit begreifen und ihre Bedeutung für die innere Formung des Ganzen erkennen. In den stehenden Heeren der allgemeinen Wehrpflicht mit ihrem dauernden Wechsel der Mannschaften sind die Offiziere das beharrende Element. In ihren Händen ruht nicht nur die äußere Kommandogewalt und die Verantwortung für die Aufrechterhaltung der Disziplin, sondern sie bilden vor allem auch die geistige Führerschicht, die dazu berufen ist, den unter den Waffen stehenden Menschenmassen den Charakter einer psychologischen Einheit dadurch zu geben, daß sie ihnen die großen, die Wehrmacht tragenden Gemeinsamkeitsideen vermitteln und sie mit derselben Gefühlslage sowie mit gleichmäßigen Bewußtseinsinhalten erfüllen. Durch diese Aufgaben erhält das Offizierkorps den entscheidenden Anteil an dem moralischen Zustande und damit dem kriegerischen Wert des Heeres. Der Umfang, in dem ihm die Durchdringung der Truppe mit seinem Willen und Geist gelingt, ist abhängig von der Geschlossenheit seiner Gedanken- und Anschauungswelt sowie der Stärke seines Standesbewußtseins. Je mehr das Offizierkorps sich als Verkörperung der Leitgedanken des Heeres betrachtet und an seine Berufspflichten im Sinne der Überzeugung von ihrer sittlichen Notwendigkeit glaubt, um so machtvoller ist die seelische Auswirkung seines Führertums. Denn

der Glaube an sich selbst und die Richtigkeit ihres Denkens und Handelns ist die gewaltigste suggestive Kraft, mit deren Hilfe sich die Führer die Massen untertan machen. Sie läßt in den Geführten gleichgerichtete Vorstellungen und Gefühle entstehen und macht sie durch Erweckung des Vertrauens zur Gefolgschaft und zum Gehorsam willig.

Eine erfolgreiche Durchführung aller den Offizieren obliegenden Aufgaben ist ferner nur denkbar, wenn der ganze Stand ein bestimmtes Maß von Ansehen genießt, das sich aus seiner moralischen Überlegenheit über die Untergebenen, seinem dienstlichen Können und seiner sozialen Stellung ergibt. Je größer die Achtung des Soldaten vor dem Offizier ist, um so bereitwilliger wird er dessen Ansprüche auf die Befehlsgewalt anerkennen und seinen Befehlen Folge leisten.

Von größter Bedeutung für die innere Einheitlichkeit des Offizierkorps ist die Regelung seines Ersatzes. Bekanntlich bildete das preußisch-deutsche Offizierkorps eine Berufsgemeinschaft, in der die Einheitlichkeit der Lebensanschauung, die Gemeinsamkeit seiner staatlichen Überzeugungen sowie die Übereinstimmung in Sitten und Gebräuchen, in Haltung und Gebärde bis zur Vollendung ausgebildet waren. Die Ursachen hierfür waren etwa nicht darauf zurückzuführen, daß sich der Offiziersersatz aus ein und derselben sozialen Schicht ergänzte. Das war wohl im 18. Jahrhundert der Fall gewesen, in dem fast nur der Adel die Offiziere stellte. Mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht fanden dann auch in stets zunehmendem Maße junge Leute aus den gebildeten Bürgerkreisen Eingang in die Offizierlaufbahn. Die gewaltige Vermehrung des Heeres hatte dann im Laufe der Zeit dazu gezwungen, die Grenzen für den Nachwuchs immer weiter nach unten auszudehnen.

Aber so sehr alle die Kreise, deren Söhne Offizier wurden, sich auch in ihrer Schichtung und in ihrem Lebenszuschnitt unterschieden, so bestanden andererseits zwischen ihnen doch wieder starke Gemeinsamkeiten, die nur in einem Lande mit einem derartig hohen Bildungsdurchschnitt wie in Deutschland möglich waren. Diese Gemeinsamkeiten lagen auf geistig-seelischem Gebiete. Sie waren eine Folge der Entwicklung des 19. Jahrhunderts, das nicht nur die äußere Gliederung des alten Ständestaates, sondern auch die verschiedenen, streng voneinander getrennten Bewußtseinsebenen der einzelnen Stände beseitigt hatte, um an ihre Stelle die allgemeine Anschauung treten zu lassen, daß jeder Bürger in gleicher Weise berechtigt sei, an der kulturellen Entwicklung und politischen Gestaltung des Volksganzen teilzunehmen. Die Sprengung der ständischen Grenzen war der Ausbreitung des Bildungsfaktors außerordentlich günstig gewesen und hatte bewirkt, daß sich die Schichten des Mittelstandes in den Grundzügen ihrer geistigen Struktur nicht mehr von den ehemals führenden Kreisen unterschieden. Der große Umfang der Bildung in Deutschland, der auch die Berufsgruppen des kleineren Bürgertums umfaßte, hatte ein Doppeltes zur Folge. Einmal gestattete er, daß trotz der zahlenmäßigen Vergrößerung des Offizierkorps dessen Ersatz niemals außerhalb

der gebildeten Kreise gesucht zu werden brauchte, und daß zweitens damit den Offizieranwärtern trotz der großen Unterschiede in ihrem sozialen Herkommen übereinstimmend die typischen Kennzeichen des jungen Menschen aus gebildeter Familie anhafteten, die ihrem Wesen eine gemeinsame Grundrichtung gaben.

Aber zu diesen die Gemeinschaftsbildung fördernden Tatsachen kamen noch weitere Umstände hinzu, die in der Eigenart des Offizierberufes selbst begründet waren. Die innere Eignung zu diesem Beruf wird wie wohl zu keinem anderen charakterlich so von positiven und negativen Faktoren bestimmt, d. h. während auf der einen Seite ganz bestimmte Charaktereigenschaften für seine Erfüllung unerläßlich sind, gibt es eine Reihe anderer, deren Vorhandensein von dem wahren Offiziersein ausschließt.

Der Offizier braucht vor allem Kraftbewußtsein und ein ausgesprochenes Herrengefühl. Die Lust zum Befehlen und zum Führen muß ihm im Blute liegen. Sie wird ergänzt durch eine freudige, mitreißende Lebensbejahung und das Streben nach einem männlichen Lebensstil. Der Schwerpunkt seines Wesens liegt in der Entschlußfähigkeit und in frischem Wagemut, nicht im Wissen, sondern im Können. Alle diese Eigenschaften sind mehr auf Willensbildung und praktisches Handeln als auf theoretische Betrachtung gerichtet. Aus dieser Eigentümlichkeit des Berufes ergibt sich, daß Gelehrsamkeit und Neigung zu methodischem, abstraktem Denken, die die Kennzeichen des Wissenschaftlers sind, militärisch wenig nutzen und daher im Heere auch niemals in großem Ansehen standen. Das soldatische Führertum bewertet die geistige Fähigkeit nach anderen Grundsätzen. Es verlangt rasche Auffassung und folgerichtige Überlegung bei der Behandlung der stets gegenständlichen taktischen und operativen Probleme sowie Begabung auf organisatorischem Gebiete.

Niemals genügt aber der Verstand allein, um den Beruf des Offiziers in seiner ganzen Weite und sittlichen Tiefe zu erfassen, weil seine lebendige Kraft im Gefühlsmäßigen verankert ist. Nur aus dem Unbewußten des Gefühls heraus läßt sich die Liebe zu Volk und Vaterland sowie die Bereitschaft begreifen, für die Ehre und Freiheit der Nation das Leben einzusetzen. Auch die großen Aufgaben der Erziehung und Ausbildung des Soldaten werden in hohem Maße von den Kräften des Gemütes bestimmt. Wer diese Tätigkeiten nicht mit der Seele erfaßt, und wem sie nicht das Herz erwärmen, der wird nicht in das Innere seiner Leute eindringen und dort nicht den Widerhall finden, der für das Vertrauensverhältnis vom Untergebenen zum Vorgesetzten unerläßlich ist. Hieraus geht hervor, daß ein kalter, berechnender Mensch, der sich nicht über die Grenzen seines Egoismus zu erheben vermag, unmöglich ein guter Offizier sein kann. Wie kaum ein zweiter erfordert der Offizierberuf Lust und Liebe zur Sache, Begeisterungsfähigkeit und Opfersinn.

Bei dem Opfersinn braucht nicht gleich an das Höchste und Letzte, die Hingabe des Lebens im Kampf, gedacht zu werden. Seine Betätigung äußert sich in schwächerer Form während des ganzen militärischen Lebens in der

Beugung des Ichs unter die Notwendigkeiten der Disziplin und die ungeschriebenen Gesetze, die der Stand als Ganzes für seine Angehörigen bindend festgesetzt und anerkannt hat. Diese standesmäßigen Bindungen beschränken sich nicht nur auf den Dienstbetrieb, sondern erstrecken sich auch auf das gesamte persönliche Dasein des Offiziers. Nur diejenigen können sie auf die Dauer ertragen, die imstande sind, sich in ein scharfgeformtes Gemeinschaftsleben einzufügen, und ein hinreichendes Maß von Autoritätsgefühl besitzen. Aus diesem Grunde sind alle Egozentriker, übertriebenen Individualisten oder überscharfe Kritiker, die stets und an allem etwas auszusetzen haben, zum Offizier ungeeignet.

Diese in verstandes- und gefühlsmäßiger Hinsicht sowie in allgemein charakterlicher Beziehung außerordentlich klaren Anforderungen, die der Offizierberuf stellte, trugen dazu bei, daß sich vor allem solche jungen Leute zu ihm drängten, die die Veranlagung zum Soldaten in sich spürten und den Willen hatten, alle Beschränkungen ihrer Persönlichkeit auf sich zu nehmen. Natürlich ließen sich auch viele von dem Glanz der Uniform und der gesellschaftlich bevorzugten Stellung des Offiziers blenden. Das Vorwiegen dieser äußeren Beweggründe brauchte jedoch die anderen nicht auszuschließen. Daß bei der großen Masse auch manch Ungeeigneter eintrat, ist bei der Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen verständlich. Ebenso gehörte es in weiten Kreisen des Landadels zum guten Ton, einige Jahre als Offizier zu dienen, bis das väterliche Gut übernommen wurde. Hier wurde also der Offizierberuf mehr als die Erfüllung einer gesellschaftlichen Pflicht aufgefaßt. Aber abgesehen von diesen Sondererscheinungen, setzte sich die Masse des Offiziernachwuchses nicht, wie bei mancher akademischen Laufbahn, aus Leuten zusammen, die nicht recht wußten, was sie sonst anfangen sollten, sondern es war bei ihnen eine ausgesprochene Neigung zum Soldatenberuf unverkennbar. Diese Tatsache bewirkte, daß die jungen Offizieranwärter in seelischer Veranlagung und Charakterbildung in großem Umfange übereinstimmende Merkmale aufwiesen. In der Regel handelte es sich um frische, unkomplizierte Naturen von geradem Wesen und mit offenem Blick bei geringer Vorliebe für geistige Problematik. Sie waren getragen von dem romantisch gefärbten Idealismus gesunder Jugend und begeistert für die Ideen von Monarchie und Vaterland. Unbekümmerte Tatkraft und Willensbildung waren ebenso ihre Kennzeichen wie Lebensfreude und Schneid. Diese Gleichartigkeit in den Grundzügen ihres Wesens war die psychologische Voraussetzung für die Ausprägung des Offiziertyps in Deutschland, der in ähnlicher Reinheit keiner anderen Berufsgruppe auch nur annähernd gelang.

Bei der Darstellung des Offiziersersatzes dürfen die Zöglinge der Kadettenanstalten nicht unerwähnt bleiben, die einen erheblichen Bruchteil der Offiziere ausmachten. In der Einseitigkeit ihrer Erziehung lag gerade die Stärke des Systems im Hinblick auf den zukünftigen Offizierberuf. Die Kadetten wurden mit einer scharf betonten Ausschließlichkeit auf ihn geistig und körperlich

vorbereitet, so daß sich ihre innere und äußere Einfügung in das Offizierkorps nach ihrem Diensteintritt rasch und reibungslos vollzog. Hinzu kam, daß sie in überwiegender Zahl aus Offizier- oder Beamtenkreisen stammten und schon dadurch starke Übereinstimmungen in den die Jugend bewegenden Fragen des Lebens aufwiesen. Diese innere Geschlossenheit war für die seelische Einheitlichkeit des Offizierkorps ein nicht zu unterschätzender Vorteil.

Der Fahnenjunker hatte bei der Truppe eine außerordentlich harte dienstliche und gesellschaftliche Schule durchzumachen, die bewußt den Zweck verfolgte, seine ganze Persönlichkeit in den Rahmen seiner zukünftigen Stellung als Offizier zu pressen. Bei den oben geschilderten allgemeinen seelischen Anlagen der Offizieranwärter und ihrem Willen, sich in die militärische Welt einzufügen, gelang der innere Verschmelzungsvorgang in der Regel verhältnismäßig rasch und vollständig, sobald das mit gewaltigen Energiemengen geladene geistige Kraftfeld des Offizierkorps seine formende Wirkung auf den einzelnen ausübte. Andererseits war die Heftigkeit, mit der die Berührung mit ihm erfolgte, insofern sehr heilsam, als sie bald offenbarte, ob der Fahnenjunker zum Soldaten paßte oder nicht.

2. Grundideen, Gefühle und Überzeugungen des Standes.

Die Gedanken und Gefühle, die das Offizierkorps zu einer psychologischen Einheit von höchster Festigkeit und größter Dauerhaftigkeit zusammengeschweißt hatten, waren zwar ihrer Zahl nach nur gering; dafür war aber der ihnen innewohnende Gehalt um so tiefer und die von ihnen ausgehende seelische Macht um so gewaltiger. Sie lassen sich zusammenfassen unter den Begriffen der Vaterlandsliebe, der Berufs- und Standesehre sowie der Kameradschaft. In einer langen Tradition erhärtet, waren sie zu einem unverrückbaren Glaubensinhalt der Gesamtheit geworden. Die Gleichartigkeit der Überzeugungen und der Berufsaufgaben hatten bewirkt, daß einmal die in der Individualität der Einzelpersönlichkeit begründeten Unterschiede in erstaunlichem Maße abgeschliffen wurden und zurücktraten vor dem Gemeinsamen des Standes und dann, daß dieser von höchstem Bewußtsein seiner selbst getragen wurde, durch das er sich als abgeschlossene Gemeinschaft innerhalb der übrigen Bevölkerungskreise fühlte.

Die Vaterlandsliebe erhielt ihr besonderes Gepräge durch die Beziehungen des Offizierkorps zum Monarchen und den sich daraus ergebenden Folgen. Die demokratische Entwicklung des Zeitalters hatte haltgemacht vor der militärischen Kommandogewalt des Landesherrn. Eine von deren wichtigsten Gerechtsamen war die Ernennung der Offiziere, die also ohne Gegenzeichnung eines dem Parlament verantwortlichen Ministers erfolgte. In dem Offizierpatent erhielt die persönliche Bindung des neubeförderten Offiziers an den Monarchen eine scharfe Betonung durch die ausgesprochene Erwartung, daß er dem Könige und dem königlichen Hause „getreu, hold und gehorsam“ sein werde. Durch die enge Kettung an den Monarchen, die bei den großen Ver-

hältnissen des Heeres allerdings viel von ihrer Unmittelbarkeit eingebüßt hatte, war ein persönliches Treuverhältnis zwischen ihm und dem Offizierkorps entstanden. Der Offizier erblickte in dem Träger der Krone vor allem den Offizier, seinen Standesgenossen, der ebenso dachte und fühlte wie er selbst, und der seinerseits in dem Offizierkorps die zuverlässigste Stütze seiner Macht erkannte.

Von geradezu lebenswichtiger Bedeutung für die Erhaltung der Einheitlichkeit und der durchsichtigen Klarheit der Anschauungswelt des Offizierkorps war die Tatsache, daß es durch das Ruhen des Wahlrechts den zersetzenden Einflüssen der Parteipolitik entzogen war. Durch die Herausnahme aus dem politischen Leben konnte es ohne innere Hemmungen nur dem großen Gedanken des Vaterlandes dienen und das Treuverhältnis zum Monarchen als kostbarstes Gut hegen und pflegen. Die aus dieser ungehinderten Hingabe an die Berufsidee sich ergebenden Vorstellungen bildeten den Wertmaßstab für die Beurteilung der politischen Verhältnisse im Staate. Die Folge hiervon war, daß der Offizier, obwohl im wahrsten Sinne des Wortes unpolitisch, innerlich doch mit den Kreisen sympathisierte, die weltanschaulich auf demselben Boden standen und ebenso wie er in der Erhaltung der Macht des Königtums und des Ansehens des Vaterlandes ihre Hauptaufgabe erblickten. Diese Übereinstimmung in der Zielsetzung des Offizierkorps mit den Konservativen hatte in manchen Linkskreisen den Eindruck einseitiger parteipolitischer Bindung erweckt und Anlaß zu allerhand Anfeindungen und Verdächtigungen seiner Überparteilichkeit geführt. Sie entbehrten, äußerlich betrachtet, nicht eines gewissen Scheins des Rechts, denn als Hüter der Tradition und Schützer der bestehenden Ordnung war das Offizierkorps in schärfste geistige Abwehr gegenüber allen den Strömungen gedrängt worden, die die Person des Herrschers und die Grundlagen der Staatsverfassung bekämpften. Hier handelte es sich vor allem um den Freisinn und die Sozialdemokratie. Bei dieser kam als erschwerender Umstand noch die internationale Färbung hinzu, die zu dem Heer als der Verkörperung des nationalen Gedankens in einen unüberbrückbaren Gegensatz treten mußte.

Die Abneigung des Offiziers gegen alles, was Politik hieß, hatte ihre tiefsten Ursachen in den Wesensunterschieden, die zwischen dem Soldaten und dem Politiker bestehen. Der Soldat gehorcht, schweigt und handelt, während der Politiker das Wort als seine Waffe betrachtet. Aus der Grundveranlagung des Soldaten erklärte es sich auch, daß sich der Offizier abgestoßen fühlte von dem lauten Gebaren der Parlamente, das mit der schrankenlosen Redefreiheit der Abgeordneten gegen seine stille, auf das höchste angespannte Pflichterfüllung seltsam abstach. Gleichzeitig bemerkte er aber auch genau die seinem Stande von dort her drohenden Gefahren. Die Parlamente waren die Stätten, in denen der Geist der neuen Zeit immer vernehmlicher und drohender an den überkommenen Anschauungen von Monarchie, Kirche und Staatsautorität rüttelte, also gerade an den Begriffen, von denen aus die Daseinsberechtigung

des Offizierkorps ihre sittliche Begründung erfuhr. Es war daher nur ein Ausdruck des Selbstbehauptungswillens, wenn die Gesamtheit der Offiziere die zunehmende Demokratisierung des geistigen und politischen Lebens nur mit höchstem Mißbehagen wahrnahm und sich gegen eine Entwicklung stemmte, die letzten Endes zur Zertrümmerung ihrer bevorzugten Führerstellung führen mußte. Die Uninteressiertheit an den politischen Dingen konnte einer inneren Empörung weichen, wenn die Regierung den Angriffen und Drohungen gegen das Heer und die bestehende Ordnung im Reichstage nicht mit der erwarteten Entschlossenheit entgegentrat.

Dieselbe großartige geistige Geschlossenheit wie in der Einstellung zu Königtum und Vaterland hatte das Offizierkorps auch in seinen Anschauungen über die Begriffe der Ehre des einzelnen und des Standes entwickelt. Deren Ausgangspunkt lag in dem Wesen des Soldatentums, während die besonderen Berufsaufgaben des Offiziers ihnen Form, Richtung und Ziel ihres sittlichen Gehaltes gegeben hatten. Das Wesen des Soldatentums der allgemeinen Wehrpflicht beruht im rein Geistigen und Seelischen, alle Wertbeziehungen zum Materiellen liegen ihm fern. Sein Daseinszweck besteht in dem Schutz der Ehre und Freiheit des Vaterlandes, derjenigen ideellen Güter also, die ein gesundes, lebenskräftiges Volk als die höchsten und letzten für sich anerkennt. Die Bereitschaft, für diese Ideen die eigene Person zum Opfer zu bringen, findet, wie wir wissen, ihre seelischen Antriebe nicht in irgendwelchen Aussichten und Hoffnungen auf materiellen Gewinn, sondern entspringt allein dem blutmäßig bedingten, zwingenden Muß des Pflichtgefühls, dessen Richtschnur die Ehre ist. Bei einer solchen Bewußtseinslage der Gesamtheit mußte der Ehrbegriff seine höchste Vollendung in dem Offizierkorps finden, einmal, weil sein Anspruch auf Führertum nur hierdurch zu begründen war, und dann, weil der Schwerpunkt seiner beruflichen Erziehungstätigkeit darin bestand, in dem Seelenleben seiner Untergebenen das Ehrgefühl zum entscheidenden Faktor für die Erfüllung aller militärischen Dienstobliegenheiten zu machen. Die Erreichung dieses hohen Zieles war aber nur denkbar, wenn der Offizier selbst sein Denken und Handeln so auf die Gebote der Ehrenhaftigkeit abstimmte, daß er seinen Untergebenen zum unantastbaren Vorbild dienen konnte.

Es ergab sich somit die Tatsache, daß sich die persönliche Ehre des Offiziers, die wie bei jedem Menschen ohne irgendwelche beruflichen Bindungen in dem Gefühl der inneren Würde und Selbstachtung als Ding an sich besteht, in einem Umfange mit der Berufsehre deckte, wie es in dieser Zuspitzung kaum in einem anderen Berufe der Fall war. Eine natürliche Folge der Berufsethik war es, daß den Wertmaßstab für die Beurteilung des einzelnen in erster Linie nicht seine geistige Befähigung oder dienstliche Tüchtigkeit, sondern sein durch den Charakter bestimmter Persönlichkeitswert bildete. Bei der auf das Ideelle gerichteten geistigen Haltung des Offizierkorps mußte es auch von selbst geschehen, daß seine Angehörigen in ihrem innersten Wesen dem Händlergeist,

dessen Werterleben nur materielle Güter umfaßt, fremd und ablehnend gegenüberstand. Im Geschäftemachen und Geldverdienen den Inhalt des Lebens zu erblicken, lag außerhalb des Denkens des wahren Offiziers. Er suchte daher den Lohn für seine Tätigkeit auch nicht in der Höhe der Besoldung, sondern in dem Gefühl der Genugtuung und des Stolzes, Mitglied eines Standes zu sein, der wie kein zweiter Ehren und Auszeichnungen im Staatsleben genoß. Im Zusammenhang damit stand es auch, daß die Vermögenslage des einzelnen für sein Ansehen im Kameradenkreise überhaupt keine Rolle spielte. Es lag im Gegenteil die Gefahr nahe, daß ein Offizier, der durch Reichtum aus dem allgemeinen Rahmen herausfiel, besonders kritisch auf seine innere Entwicklung hin betrachtet wurde. Seine Stellung gestaltete sich ausgesprochen schwierig, wenn er es nicht verstand, sich in wirtschaftlicher Beziehung die nötige Zurückhaltung aufzuerlegen und seine Lebensführung den in dem Offizierkorps seines Truppenteils üblichen Formen anzupassen.

Wie alle Berufsgruppen, die unter gleichen Interessen, Bedingungen und Pflichten arbeiten und daraus gleiche Anschauungen über die Begriffe der Standesehre für ihre Angehörigen ableiten, hatte das Offizierkorps auch die seinigen. In unmittelbarem Zusammenhang mit der Ehrauffassung des einzelnen stellt sich die Standesehre als die sittliche Einstellung der Gemeinschaft im Hinblick auf ihren Zweck und ihre Aufgaben dar. Als etwas völlig Selbständiges drückt sie dem ganzen Stande ihren Stempel auf. Ihre Geltung ist immer um so stärker, je mehr sich die Gemeinschaft ihrer Ideale und Zweckbestimmung bewußt ist, und je weniger sich die Einzelmitglieder in ihrer Gedankenwelt und in ihren Lebensumständen voneinander unterscheiden. Da diese Voraussetzungen in dem Offizierkorps eine besondere Vollendung erfahren hatten, so war die Folge hiervon, daß auch die Auffassungen über die Standesehre eine außerordentlich scharfe Ausprägung erhalten hatten. Das Offizierkorps wachte mit größter Strenge über ihre Reinerhaltung. Bei Verfehlungen einzelner hatte das Ehrengericht in erster Linie zu untersuchen, wieweit die Standesehre verletzt worden war und danach seinen Urteilsspruch zu fällen. Die Standesehre wurde also stets der persönlichen Ehre übergeordnet. Sie griff tief in das Dasein des Offiziers ein, von dem ein starkes Maß von Aufopferungsfähigkeit zugunsten des Ganzen gefordert wurde. Sie verlangte von jedem unbedingte Unterordnung und verbot ihm vieles, was anderen Kreisen ohne weiteres erlaubt war. Andererseits stellte sie auch wieder Ansprüche, wie sie in anderen Berufen unbekannt waren. Hegel charakterisiert dies treffend, wenn er sagt, daß das feine Empfinden des Offizierkorps bereits zum Ausscheiden zwinge bei einer Handlungsweise, in der andere Stände noch keinen Makel erblicken würden.

Diese strenge Auffassung war notwendig mit Rücksicht auf die Stellung des Offizierkorps im Staatsleben. Nur durch sie wurde gewährleistet, daß der einzelne allein durch seine Zugehörigkeit zu dem Offizierkorps als Träger der sittlichen Ideen der Gemeinschaft erschien. Das Ansehen seiner Uniform

kennzeichnete ihn ohne weiteres als Ehrenmann, ohne daß er in der Öffentlichkeit erst den Nachweis zu erbringen hatte, ob er der Mitgliedschaft des Standes auch wirklich würdig sei.

Die Kameradschaft bildete im deutschen Heere den Gegenstand eingehender theoretischer Unterweisung und praktischer Betätigung. In ihrer Pflege wurde eine der vornehmsten Tugenden des Soldaten im allgemeinen und des Offiziers im besonderen erblickt. Das Gefühl für die Kameradschaft war von jeher mit dem Wesen des Soldatentums untrennbar verbunden. Es erhält seine Eigenart durch die Gemeinsamkeit der Lebensbedingungen der Soldaten, die gleichgerichtete Zweckbestimmung ihrer dienstlichen Tätigkeiten sowie durch die Notwendigkeit gegenseitiger Hilfe und der moralischen Pflicht, für einander einzustehen in der Not und Gefahr des Kampfes. Die Entwicklung der Kameradschaft im Offizierkorps wurde begünstigt durch den einheitlichen Aufbau seiner Gedankenwelt und die nach außen hin abgeschlossene gesellschaftliche Stellung des Standes. Der Sinn für die Kameradschaft spielte im Leben des Offiziers eine derartige Rolle, daß von ihm aus die Bewertung des Charakters des einzelnen maßgebend beeinflußt wurde. Das äußere Kennzeichen der Kameradschaft bildete die Grußpflicht sämtlicher Offiziere untereinander und die sofortige Vertrautheit, wenn ein Offizier als Gast bei Kommandos oder Versetzungen in den Kreis eines ihm fremden Offizierkorps trat. Er wurde ohne weiteres als dazugehörig betrachtet und entsprechend behandelt. Bezeichnend war der Brauch, daß sich Offiziere des gleichen Dienstranges auch ohne nähere persönliche Kenntnis ohne weiteres mit Namen unter Weglassung der Bezeichnung des Wortes „Herr" anredeten. Hierin äußerte sich besonders augenfällig das Gefühl der Zusammengehörigkeit und die stillschweigend vorausgesetzte Übereinstimmung in den grundlegenden Lebens- und Berufsfragen, so daß der eine den anderen von vornherein als seinesgleichen betrachtete. Dieser als äußerliche Form erscheinende Brauch hatte somit in Wirklichkeit die tiefe Bedeutung eines Symbols kameradschaftlicher Verbundenheit.

Trotz der scharfen Betonung der Kameradschaft darf aber nicht übersehen werden, daß sie innerhalb des Gesamtoffizierkorps auch Schattierungen aufwies, deren Vorhandensein zu folgenden Feststellungen nötigen. So geschlossen das Offizierkorps auch nach außen hin und in den grundlegenden Fragen seiner geistigen Haltung war, so bestanden doch innerhalb seines Rahmens große Unterschiede, die ihren Ursprung in der Auswirkung des Waffen- und Korpsgeistes sowie in der sozialen Herkunft des Ersatzes der verschiedenen Truppenteile hatten.

Der Waffengeist hatte vielfach die Form des Waffendünkels angenommen und zu einer ganz bestimmten Rangordnung in der Bewertung und dem gesellschaftlichen Ansehen der einzelnen Waffen geführt. Es war allgemein üblich, daß der Feldartillerist auf den Fußartilleristen herabsah und der Kavallerist sich über alle anderen Truppengattungen erhaben dünkte. Als

rauh und wenig umgänglich waren die Pioniere verschrien, während der Train soldatisch überhaupt nicht für voll angesehen wurde. Es bedarf weiter keines Wortes, daß alle Erscheinungen von Überheblichkeit der Kameradschaftlichkeit abträglich sind.

In derselben Weise warf auch der in den Truppenteilen lebende Korpsgeist einen gewissen Schatten auf das kameradschaftliche Zusammengehörigkeitsgefühl. Die Regimenter waren hinsichtlich ihres Ersatzes durchaus nicht einheitlich zusammengesetzt, in ihnen spiegelte sich die bereits geschilderte Verschiedenartigkeit des Herkommens der Offiziere bis zu einem gewissen Grade wider. Zu den sogenannten bevorzugten Regimentern drängte sich der Adel aus Stadt und Land und die Söhne einflußreicher Beamten. Bei anderen, besonders der Kavallerie im Westen des Reiches, fanden sich mit Vorliebe die Söhne aus reichen Industrie- und Kaufmannskreisen zusammen. Eine Welt für sich bildete das fast rein adlige Gardekorps und in dessen Gemeinschaft wiederum die Gardekavallerie. Diese Art der Zusammensetzung des Offizierkorps führte natürlich zu großen Unterschieden in der Selbsteinschätzung, im Auftreten und in der Lebenshaltung der einzelnen Offizierkorps, was sich für die Kameradschaft, in deren Sinn der Gedanke der unterschiedslosen Gemeinsamkeit liegt, naturgemäß nicht günstig auswirkte. Die hierin liegenden Nachteile wurden von dem Militärkabinett nicht klar genug erkannt, oder zum mindesten nicht einer Berücksichtigung für wert gehalten. Es wäre ein leichtes gewesen, sie durch eine andere Verteilung des Ersatzes oder durch Vornahme von Versetzungen zu beseitigen. Ein Irrtum aber ist es, anzunehmen, daß durch diese Unterlassung eine wirkliche Gefahr für die seelische Einheitlichkeit des Ganzen eingetreten wäre. Dazu war die zusammenhaltende Kraft der Gemeinsamkeitsideen des Heeres zu groß und die Richtung der das Ganze bewegenden Grundgefühle zu gleichartig. Die geschilderten Nachteile hielten sich nur in den Außenbezirken des seelischen Gemeinschaftslebens des Offizierkorps, ohne zu seinem Kern vorzudringen.

Die geschichtliche Entwicklung des Offizierkorps und die Macht der Tradition hatten bewirkt, daß das aristokratische Prinzip dem ganzen Stande das Gepräge gab, obwohl die überwiegende Mehrzahl seiner Mitglieder sich aus dem Bürgertum ergänzte. Vornehme Lebensform und Ritterlichkeit waren die Ziele, denen der einzelne nachstrebte. Bei der Klarheit und Unbedingtheit der geistigen Forderungen des Soldatentums konnte es nicht ausbleiben, daß sich das Pflichtgefühl und die Hingabe an den Dienst bis zum äußersten gesteigert hatten. Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit, Sachkenntnis und rücksichtsloser persönlicher Einsatz waren die besonderen Kennzeichen der Berufsauffassung. Sie wurde ergänzt durch einen auf das Heldische gerichteten Kämpfergeist; das Leben ohne Besinnen hinzugeben für die große heilige Sache des Vaterlandes, wenn es der allerhöchste Kriegsherr befahl, war eine Selbstverständlichkeit, über die niemand sprach.

Einem Kriege sah man in dem — vielleicht allzu sicheren — Gefühl der

eigenen Stärke und dem Bewußtsein überlegenen Könnens sowie, im Hinblick auf den glänzenden Zustand des Heeres mit voller Zuversicht entgegen. Die überwiegende Masse wünschte den Krieg nicht herbei, doch ließ der Gedanke an ihn die Herzen höher schlagen. In männlichem Soldatengeist freute man sich auf den Tag, an dem man mit dem Feinde seine Kräfte messen konnte und gleichzeitig den Beweis erbrachte, daß das Sein des Offizierkorps für die Erhaltung des Vaterlandes eine Lebensnotwendigkeit darstellte. Von der Notwendigkeit des Krieges als eines Teiles der göttlichen Weltordnung war das Offizierkorps fest durchdrungen. Er erschien als eine Funktion des Lebens, die unabhängig von der Zustimmung oder Ablehnung der Menschen ihrer eigenen Gesetzmäßigkeit folgt und der gegenüber das Einzelschicksal nichts bedeutet.

3. Das Offizierkorps im Spiegel zeitgenössischer Kritik.

Die geistige Einstellung des Offizierkorps, seine Abgeschlossenheit und Heraushebung aus der Masse der übrigen Berufe hatten in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege eine ständig zunehmende Kritik erfahren. Diese äußerte sich in den verschiedensten Formen und hatte ihren Ursprung teils in dem Gefühl des Neides auf die bevorzugte Stellung des Offizierkorps, teils beruhte sie auf Unkenntnis von Sinn und Zweck seiner Einrichtungen und Grundsätze oder sie ergab sich aus der inneren Feindschaft, die die revolutionär-sozialistischen Strömungen gegen einen Stand empfinden mußten, in dem die verhaßte monarchische Staatsform ihre stärkste Stütze fand, und dessen vaterländische Geschlossenheit das Hauptbollwerk gegen die internationalen Ideen bildete.

Das Zusammenspiel so verschieden gearteter Ursachen hatte im Gefolge, daß sich die Abneigung gegen das Offizierkorps nicht nur auf die sozialdemokratischen Kreise beschränkte, sondern sich bis weit hinauf in das gebildete und national denkende Bürgertum erstreckte. Die Reihen der Kritiker wurden geschlossen durch ehemalige Offiziere, die vorzeitig hatten ausscheiden müssen, und deren Ausführungen infolge ihrer Verärgerung meist einseitig gefärbt waren oder der Sachlichkeit entbehrten.

Um nicht mißverstanden zu werden, soll gleich hier betont werden, daß die Kritik, soweit sie sich gegen einzelne zutage tretende Verstöße innerhalb des Offizierkorps oder überholte Anschauungen und Einrichtungen richtete, nicht ohne Berechtigung war, ja sogar sich im Sinne eines überwachenden und regulierenden Prinzips günstig auswirkte. Wenn im folgenden auf das Grundsätzliche der Angriffe eingegangen werden soll, so geschieht es nur deswegen, weil sie ein besonders gutes Mittel sind, um die geistige Welt des Offizierkorps weiter zu erschließen und in ihrer Zweck- und Zielsetzung zu erkennen.

Die gegen die Offiziere gerichtete Kritik enthielt den Vorwurf der Überheblichkeit sowie eines dünkelhaften Kastengeistes, der in seiner Abschließung

gegen die anderen Stände zum Ausdruck kam. Bemängelt wurde ferner die geistige Einseitigkeit und Enge, die das Verständnis für die politischen und wirtschaftlichen Probleme der Zeit verkümmern ließ sowie der Mangel an Allgemeinbildung. Schließlich erfuhren auch noch die im Heere üblichen Erziehungsmethoden eine Ablehnung, deren Rückständigkeit nicht mehr dem Zeitgeiste entsprochen hätte.

Der den Offizieren gemachte Vorwurf der Überheblichkeit kann mit kurzen Worten abgetan werden. Wohl kam es bisweilen vor, daß einzelne Mitglieder des Offizierkorps, zumal jüngere, eine gewisse Anmaßung und in mißverstandener Auffassung von Standesbewußtsein einen unangebrachten Dünkel zur Schau trugen, der verletzend und aufreizend wirkte. Der Grundirrtum der hier ansetzenden Kritik bestand aber darin, daß aus diesen bedauerlichen Einzelerscheinungen verallgemeinernde Schlüsse gezogen wurden. An sich war so etwas nicht verwunderlich, denn Verallgemeinerungen sind ein typisches Kennzeichen für die Denkweise der Menge. Es handelt sich hierbei um eine massenpsychologische Reaktionserscheinung, die sich immer in denselben Formen wiederholt, sobald einzelne Vertreter eines Standes oder einer Gruppe, die sich durch Kleidung, Tätigkeit oder sonstige Eigenschaften aus dem Grau des Alltags herausheben, auf die Phantasie der Öffentlichkeit eine bestimmte Reizwirkung ausüben.

Auf einer anderen Grundlage beruhte die Kritik der kastenmäßigen Abschließung des Offizierkorps, die vor allem eine Folge des Kasinolebens war. Richtig war, daß durch den fast ausschließlichen Verkehr der Kameraden untereinander die Fühlung mit den anderen Kreisen stark beeinträchtigt wurde. Hierin lag gewiß ein Nachteil vom Standpunkt des gegenseitigen Verstehens und die Hauptquelle für viele falsche Urteile. So waren besonders in den Teilen des Bürgertums, die keine näheren persönlichen Beziehungen zu einzelnen Offizieren hatten, die unglaublichsten Ansichten über die Lebensführung und die wirtschaftlichen Verhältnisse des Offizierkorps verbreitet. Daß der junge Offizier ein leichtsinniger Mensch war und der Beruf Reichtum voraussetzte, bildete eine unausrottbare Vorstellung in vielen Kreisen gerade nicht des schlechtesten Bürgertums.

Im engsten Zusammenhang hiermit stand die vielfach verbreitete Auffassung, daß das Offizierkorps an einer Überschätzung der materiellen Dinge des Lebens litte. Diese Beschuldigung fand eine äußerliche Stütze in der Verordnung, die die Genehmigung des jüngeren Offiziers zur Verheiratung von dem Nachweis eines bestimmten Vermögens abhängig machte. Wenn hierdurch bei manchen Persönlichkeiten materielles Denken bei der Auswahl der Lebensgefährtin auch befördert worden sein mag, so war der Sinn der Verfügung doch gerade umgekehrt. Durch eine gewisse wirtschaftliche Sicherstellung des Offiziers sollte die Entstehung eines öden, materiell gerichteten Brotsoldatentums verhindert und die vertiefte Pflege der ideellen Werte ermöglicht werden. Daß die allgemeine Zunahme der Wohlhabenheit in Deutschland

in Verbindung mit einer üppigeren Lebensführung auch an dem Offizierkorps nicht spurlos vorübergehen konnte, war selbstverständlich. Das Entscheidende war aber nicht die Tatsache an sich, sondern die Bedeutung, die sie in dem Seelenleben des Standes gewann. Die eindeutige Antwort hierauf hat der Weltkrieg mit seinen geradezu erschütternden Verlusten an aktiven Offizieren gegeben. Sie sind der Beweis dafür, daß der großartige ideale Schwung des Offizierkorps durch materielle Einflüsse nicht berührt worden war.

Die unleugbaren Nachteile, die die Abgeschlossenheit des Offizierkorps für seine Beurteilung mit sich brachte, bedeuteten aber nichts gegen ihre Vorteile. Nur durch die enge Gemeinschaft des Kasinolebens wurde die Erziehung der jüngeren Mitglieder im Sinne der Berufsethik ermöglicht, der seelische Zusammenhalt gefördert und die Kameradschaft vertieft. Die hierdurch entstehende Abschließung stellte sich also als eine bewußte Erziehungsmaßnahme dar, die einzig und allein darauf gerichtet war, das Offizierkorps zu einer festen psychologischen Einheit zu machen, um ihm hierdurch die geistige Stoßkraft zu geben, die für die Betätigung seines Führertums unerläßlich war. Es lag diesem System also derselbe Gedanke zugrunde, der bei allen menschlichen Gemeinschaftsbildungen wiederkehrt, die das Ziel haben, durch Summierung der ihnen innewohnenden geistigen Kräfte eine größtmögliche seelische Wirksamkeit zu erreichen. Immer haben derartige Gebilde das Streben nach Abschließung und Absonderung, um in den Einzelpersönlichkeiten ungestört die leitenden Ideen und Grundgefühle für ihr Gemeinsamkeitsbewußtsein zur Reife bringen zu können, eine Erscheinung, die besonders deutlich bei den Mönchsorden zum Ausdruck kommt.

Mit dieser Klarstellung ist zugleich der weitere Vorwurf der geistigen Einseitigkeit des Offizierkorps in das richtige Licht gerückt. Die Tatsache als solche ist ohne weiteres zuzugeben, nur kann sie nicht dem Offizierkorps als Schuld angerechnet werden, denn sie war die natürliche Folge und gleichzeitig der beredte Ausdruck für dessen geschlossene Gedankenwelt. Von dem einzig möglichen Standpunkt der Zwecksetzung des Offizierberufes aus betrachtet war sie auch kein Mangel, sondern ein Vorteil. Nur durch die scharf betonte Einseitigkeit wurde die ungeheure geistige Energieentfaltung ermöglicht, welche allein dem Heer das Bewußtsein seiner seelischen Gemeinschaft gab. Was den Vorwurf der engen Begrenzung des geistigen Horizontes des Offizierkorps anbelangt, so kommt man zu einer einwandfreien Beurteilung nur, wenn man den psychologischen Triebfedern dieser Kritik nachgeht. Es ist eine Erfahrungstasache, daß einer Denkweise, die allen menschlichen Einrichtungen und Dingen nur relative Bedeutung zumißt, der Standpunkt der Absolutheit und Unbedingtheit als eng und beschränkt erscheint. So ist es nicht nur in religiösen Fragen, sondern auch auf dem Gebiet der Politik. Der Vorwurf der geistigen Enge wurde daher dem Offizierkorps vor allem von den Kreisen gemacht, denen Inhalt und Form der staatlichen Zustände nicht mehr zeitgemäß erschienen. Sie wurden notwendigerweise in eine innere Gegnerschaft zu dem Stande ge-

trieben, dem diese Zustände als höchste und unverrückbare Werte galten, und der auch das kleinste Zugeständnis im Sinne einer Änderung schroff ablehnte.

Etwas anders verhielt es sich mit der Einstellung des Offizierkorps zu den sozialen Problemen der Zeit. Man kann wohl zugeben, daß die konservative Denkart des Offiziers und seine starke seelische Verwurzelung in der Vergangenheit dem Erkennen der sich allmählich zuspitzenden sozialen Fragen und der damit einsetzenden geistigen Umschichtung der Massen, aus denen sich die Soldaten ergänzten, nicht günstig waren. Die Abgeschlossenheit, die durch die gesellschaftliche Vorzugsstellung geschaffene Bewußtseinslage und der Schutz, mit dem der Staat den Stand umgab, beförderten das Gefühl der selbstsicheren Zufriedenheit und erschwerten damit die Neigung und die Fähigkeit, bis zu den Quellen der sozialpolitischen Strömungen vorzudringen, die sich immer vernehmbarer als Vorboten einer neuen Zeit ankündigten. Man bemerkte sie wohl, tat sie aber im allgemeinen mit wegwerfender Geringschätzung ab. Es wäre nun jedoch ein Irrtum, zu glauben, daß sich diese Grundeinstellung in dem dienstlichen Wirken des Offiziers nachteilig ausgewirkt hätte. Das wäre erst der Fall gewesen, wenn das Offizierkorps die Fühlung mit der inneren Entwicklung des Volkes verloren und kein Verständnis mehr für die Anschauungswelt und die Bedürfnisse des Mannes gehabt hätte. Hiervon konnte aber aus mehreren Gründen keine Rede sein. Zunächst sorgte schon die breite Grundlage, aus der sich das Offizierkorps ergänzte, dafür, daß die Verbindung mit dem bürgerlichen Denken aufrechterhalten blieb. Dann befand sich die durch die soziale Frage mit verursachte seelische Zerrissenheit des deutschen Volkes, die erst gegen Ende des Krieges in ihrer ganzen Schärfe eintrat, in der Friedenszeit noch in ihren Anfängen. Die erdrückende Mehrzahl der Rekruten war bei ihrem Diensteintritt an sozialpolitischen Fragen uninteressiert, so daß ihrer Bildsamkeit als Mensch und als Soldat von hier aus keine Hindernisse entgegenstanden. Schließlich kam als Wichtigstes hinzu, daß die Fremdheit des Offiziers mit der Theorie der sozialen Probleme außerhalb seines Wirkungsbereiches durch praktische soziale Betätigung als Vorgesetzter seinen Untergebenen gegenüber mehr als wettgemacht wurde. Schon dem jungen Offizier wurde beigebracht, die Eigenarten des Mannes aus der Tätigkeit in seinem früheren Zivilberuf zu verstehen und sich eingehend um seine persönlichen Verhältnisse zu kümmern, um ihm nötigenfalls mit Rat und Hilfe zur Seite zu stehen. Die Forderung nach seelischem Verständnis für die Untergebenen wurde ergänzt durch den Gedanken der Fürsorge. In ihm eine der vornehmsten Führerpflichten zu sehen, war für jeden Offizier eine Selbstverständlichkeit. Daß die praktische soziale Betätigung des Offiziers in seinem Dienstbereich das beste Mittel war, um den Weg zum Herzen des Mannes zu finden, dafür bietet die einzig dastehende moralische Beschaffenheit des deutschen Friedensheeres den besten Beweis.

Nunmehr müssen wir uns dem Punkte der Kritik zuwenden, der den mangelhaften Stand der Allgemeinbildung des Offizierkorps zum Gegenstande

hat. Er gründete sich auf der Tatsache, daß für die Offizierlaufbahn — mit Ausnahme von Bayern — nicht das Reifezeugnis einer höheren Lehranstalt vorgeschrieben war. Von der Vorbedingung einer abgeschlossenen Schulbildung glaubte man absehen zu können, weil, wie bereits erwähnt, der soldatische Dienst mehr praktisches Können als gelehrtes Wissen verlangt. Auch hatte die Kriegsgeschichte zur Genüge gezeigt, daß tüchtige Befehlshaber, ja sogar Heerführer mit geringem Bildungsgrade möglich waren. Schließlich wollte man Rücksicht auf die wirtschaftlich schwachen Kreise nehmen, deren Heranziehung für die Gestaltung des Offizierkorps besonders erwünscht war.

Alle diese Gründe können als stichhaltig nicht anerkannt werden. Die Allgemeinbildung in Deutschland war so gestiegen, daß die Einführung des Reifezeugnisses für das Ansehen des Standes nötig wurde. So wie die Dinge lagen, bestand ein offensichtlicher Widerspruch zwischen dem Anspruch des Offiziers auf gesellschaftliche Bevorzugung und dessen Rechtfertigung durch eine besondere Allgemeinbildung, die in allen anderen Kreisen den hauptsächlichen Maßstab für gesellschaftliche Bewertung bildete. Besonders nachteilig wirkte sich außerdem der Umstand aus, daß nicht selten Söhne aus guten Familien, die in der Schule nicht vorwärts kamen, Offizier wurden. Das trug zu der Entstehung der in weiten Kreisen verbreiteten Ansicht bei, zum Offizierberuf seien geistige Fähigkeiten überhaupt nicht erforderlich. Diese geistige Geringschätzung bestärkte vielfach die Abneigung des Bürgertums gegen die Vorzugsstellung des Offiziers, vor allem in akademischen Kreisen.

Der letzte Vorwurf, der von der Kritik gegen das Offizierkorps erhoben wurde, traf die militärische Erziehung. Von ihr wurde behauptet, sie hätte nicht dem sozialen Empfinden der Zeit entsprochen und mehr Wert auf eine äußerliche Dressur der Soldaten gelegt als auf die Ausbildung seiner Persönlichkeitswerte und die Förderung seiner Staatsgesinnung.

Um diese absprechende Kritik auf ihre Berechtigung hin nachzuprüfen, ist zweierlei erforderlich. Einmal muß das Erziehungssystem im Heer in seinem geistigen Gehalt, seiner Sinngebung und in seinen Zielen erkannt und gewertet werden. Hieran hat sich dann die Feststellung zu schließen, ob die praktische Erziehungstätigkeit in der Truppe mit der Theorie des Systems übereinstimmte oder andere Wege einschlug.

Jede Erziehungsmethode erhält ihre besondere Eigentümlichkeit durch die geistige Auffassung von ihrem Objekt, dem Menschen, von der aus sie dessen Bildsamkeit zu erreichen sucht. Eine natürliche Folge der durch die allgemeine Wehrpflicht hervorgerufenen inneren Wandlung des Soldatentums war daher auch die grundlegende Änderung der militärischen Erziehungsgrundsätze gewesen. In ihren Mittelpunkt war die Stärkung des Ehr- und Pflichtgefühls der Einzelpersönlichkeit getreten. Das Volksheer empfand sich bewußt als eine der wichtigsten Erziehungsanstalten der Nation und war ständig bemüht, die sich hieraus ergebenden Aufgaben zum geistigen Allgemeingut des Offizier-

korps zu machen. Die Anschauungen über die Mannschaftsbehandlung hatten bis zum Weltkriege durchaus gleichen Schritt mit der sozialen Entwicklung des Volkes und der zunehmenden Steigerung des Selbstbewußtseins der Massen gehalten. Ihr Schwerpunkt lag in der Erweckung und Förderung der geistigen und seelischen Eigenschaften des Soldaten. Die Kenntnis der Psychologie wurde geradezu als Grundlage der Erziehungslehre angesehen[1]). Von jedem Offizier wurde Streben nach Menschenkenntnis verlangt, weil er nur dann richtig und zielbewußt auf allen Gebieten des Dienstes auf Herz und Gemüt seiner Untergebenen einwirken könnte. Eine scharfe Betonung erfuhr die Achtung vor der menschlichen Würde des Soldaten, ja die Fähigkeit hierzu sollte gleichsam ein Prüfstein für die innere Eignung zum Offizier sein. „Denn . . . nur die Offiziere . . ., die Menschen achten und zu erkennen verstehen, die sich bemühen, Herrscher zu sein auch auf psychologischem Gebiet, sind berechtigte Teilnehmer an den Vorzügen, deren sich der Offizierstand erfreut. Wer sie mitgenießen wollte, ohne sie mit zu verdienen, wäre nicht würdig, den Ehrenschmuck des Offiziers zu tragen[1])."

Den unerschütterlichen Grundpfeiler der soldatischen Erziehung bildete die Disziplin, zu deren Aufrechterhaltung von den Offizieren unbeugsame Kraft verlangt wurde. Wir hatten bereits gesehen, daß ein wesentliches Mittel für ihre Erhaltung stets die Strafgewalt bildet. Zur Beurteilung des Erziehungssystems im Heere ist die Frage von höchster Wichtigkeit, welche Bedeutung der Strafgewalt als Erziehungsfaktor zugebilligt wurde. Ganz im Geiste der Zeit wurde erkannt, daß die moralischen Mittel bedeutend stärker und wirksamer für die Mannszucht sind als die Disziplinarstrafen. Von diesen sollte nur als letztes Mittel Gebrauch gemacht werden[2]). Auch die Vorschriften über die Art und Weise ihrer Verhängung verraten ein feines Verständnis für die Soldatenseele. In der Disziplinarstrafordnung war vorgeschrieben, daß in jedem Fall eine Bestrafung unter möglichster Schonung des Ehrgefühls sowie unter Berücksichtigung der Eigenart und Führung des zu Bestrafenden zu erfolgen hatte. Außerdem war Strafart und Maß von der Verfehlung und dem Grade der Gefährdung der dienstlichen Belange abhängig zu machen[2]).

Aus diesen Ausführungen geht einwandfrei hervor, daß die Theorie der militärischen Erziehung weder veraltet war noch einem mangelhaften sozialen Empfinden entsprach, sondern in jeder Weise der Idee der allgemeinen Wehrpflicht gerecht wurde. Den besten Beweis hierfür bietet die Tatsache, daß in der Reichswehr die Schulung der Offizieranwärter in demselben Geist gehandhabt wird, und daß die Gesichtspunkte für die Verhängung von Disziplinarstrafen ebenfalls unverändert ihre Gültigkeit behalten haben. Wie verhielt sich demgegenüber nun die Praxis? Vorauszuschicken ist zunächst, daß die Unvoll-

---

[1]) Leitfaden für den Unterricht im Heerwesen auf den Kgl. Kriegsschulen. E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1909.

[2]) Disziplinarstrafordnung für das Heer, §§ 39, 40.

kommenheit der menschlichen Natur und die Reibungen im wirklichen Leben niemals die volle Erfüllung der idealen Forderungen eines Lehrsystems zulassen. Es ist zuzugeben, daß sich im Heere das Festhalten an mancher alten Gewohnheit, als Folge des konservativen militärischen Geistes, ungünstig auswirkte. Hierzu gehörte vor allem der grobe Ton mit dem nicht mehr zeitgemäßen Schimpfen. Die Grobheit wurde in den Kreisen außerhalb des Heeres stärker empfunden als in diesem selbst und hat vielfach Material zur Kritik geliefert. Diese war berechtigt, soweit durch Beschimpfung und Verächtlichmachung des Soldaten seine innere Würde verletzt wurde und die militärische Erziehung damit gegen ihren eigenen Sinn verstieß. Eine derartige Behandlung verriet in jedem Fall einen Mangel an psychologischem Takt und pädagogischem Verständnis. Ein großer Fehler wäre es jedoch, aus der Rauheit des militärischen Tones schlechthin auf einen Mangel an Herz und Wohlwollen der Vorgesetzten zu schließen. Jeder Berufsstand schafft sich die Umgangsformen, die seiner Eigenart entsprechen. In die militärische Welt haben niemals Weichheit und zurückhaltende Höflichkeit gepaßt, sondern nur offene Derbheit und Strenge, gepaart mit Herzensgüte. Dementsprechend war es auch bezeichnend, daß die gröbsten Vorgesetzten bei ihren Leuten nicht selten besonders beliebt waren, während korrekt-sachliche Naturen abgelehnt wurden. Das Entscheidende blieb eben immer das innere Verständnis für die Gedanken- und Gefühlswelt des Soldaten, das sich mit der äußeren Art des Vorgesetzten nicht zu decken brauchte. Trotzdem muß aber zugestanden werden, daß eine größere Anpassung des militärischen Umgangstones an die erzieherischen Grundgedanken des Heeres von Vorteil gewesen wäre. Die unangebrachte Grobheit, die häufig mit Energie verwechselt wurde, hat nicht zur Hebung der Dienstfreudigkeit beigetragen und die Abneigung gegen das Soldatwerden vielfach verstärkt.

Die Handhabung der Disziplinarstrafgewalt wurde durch die vorgesetzten Kommandobehörden einer dauernden Überwachung unterzogen. Immerhin bot die Disziplinarstrafordnung noch genügend Spielraum für die persönliche Auffassung des strafenden Vorgesetzten hinsichtlich der Bewertung der Verstöße gegen die Zucht und Ordnung. Die Folge hiervon waren oft unerwünscht große Unterschiede nach Anzahl und Art der Bestrafungen innerhalb ein und desselben Truppenteils. Daß bisweilen auch bei Ausübung der Disziplinarstrafgewalt nicht im Sinne der Bestimmungen verfahren wurde, kann nicht bestritten werden. Derartige Einzelfälle wurden verallgemeinert und haben dem Ansehen des Heeres geschadet. Im allgemeinen ist aber zu sagen, daß sich die Offiziere der hohen Verantwortung, die ihnen mit dem Disziplinarstrafrecht übertragen worden war, voll bewußt gewesen sind und das Bestreben hatten, es für die Aufrechterhaltung der Disziplin in zeitgemäßem Sinne zu handhaben.

Besonderen Anlaß zu einer berechtigten Kritik bildeten die Fälle von Soldatenmißhandlungen, die zugleich dankbaren Stoff für die heeresfeindliche Propaganda der Sozialdemokratie im Reichstage lieferten. Es kamen trotz

aller Anstrengungen, sie zu verhindern, doch immer wieder vereinzelt Mißhandlungen vor. Ganz abwegig ist der Versuch, hieraus ein unsoziales Empfinden der Offiziere ableiten zu wollen. Die Wahrheit ist vielmehr, daß alle Offiziere jede Form von Mißhandlung scharf ablehnten. Die Mißhandlungen hatten ihren Ursprung daher auch nicht in dem Erziehungssystem des Heeres, sondern stets nur in mangelnder Selbstbeherrschung oder, ganz selten, in sadistischer Veranlagung einzelner Vorgesetzter. Wo sie vorkamen, wurden sie mit größter Rücksichtslosigkeit geahndet. Daß es in einer so gewaltigen Einrichtung, wie in einem Heere, immer einzelne schwache oder verbrecherisch veranlagte Persönlichkeiten gegeben hat und geben wird, ist unausbleiblich.

Abschließend ist zur Frage der Mannschaftserziehung und -behandlung folgendes zu sagen: Der Soldat wurde hart angefaßt und stand unter dem scharfen Zwang einer militärischen Organisation, die in gleicher Weise wie ihn auch seine Vorgesetzten unerbittlich in ihren Rahmen spannte. Ihr Sinn war, durch höchste Anforderung an die seelische und körperliche Leistungsfähigkeit des einzelnen das Heer zu einem Kampfinstrument erster Ordnung zu machen. Daß sich manche weiche Natur diesem Druck nicht gewachsen zeigte, war für den einzelnen zwar bedauerlich, im Hinblick auf den großen Zweck des Ganzen aber nicht zu ändern. Die Masse der Soldaten war nach Beendigung ihrer Dienstzeit stolz auf das Geleistete und von der Richtigkeit des militärischen Systems durchdrungen. Dem Offizierkorps gebührt der Ruhm, in dem Soldaten durch eine planvolle Erziehung die hohen moralischen Eigenschaften ausgebildet zu haben, die das deutsche Heer zum besten der Welt gemacht haben. Wohl gab es unter den Offizieren ungeeignete oder schädliche Persönlichkeiten; es war hier genau dasselbe wie in jedem andern Berufsstand. Wohl hatten auch manche Anschauungen, besonders auf sozialpolitischem Gebiete, nicht ganz Schritt gehalten mit der überstürzten Entwicklung der letzten Jahrzehnte vor dem Kriege in Deutschland. Das alles aber trat völlig zurück vor der selbstlosen Hingabe an die Sache und der gewaltigen Leistung des Offizierkorps auf dem Gebiete der soldatischen Erziehung und Ausbildung, einer Leistung, die in ihrer überwältigenden Größe erst ganz offenbar wurde, als im Jahre 1914 der Weltkrieg ausbrach.

Zweiter Teil

Die seelische Entwicklung des Heeres im Weltkriege.

A. Das Kriegsjahr 1914.

1. Die Bedeutung der Mobilmachung für den inneren Wertgehalt des Heeres.

Bei der Mobilmachung erhalten die Volksheere moderner Staaten durch die Aufstellung von zahlreichen Neuformationen eine grundlegende Änderung ihrer Gliederung. In dieser Umwandlung liegt ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal gegenüber den Heeren früherer Zeitepochen. Im 18. Jahrhundert wurden die Kriege von den stehenden Söldnerheeren durchgeführt, deren Rahmen sich nicht änderte, und die sich auf dem Wege der Anwerbung mühsam ergänzten. Auch nach vollendeter Einführung der allgemeinen Wehrpflicht erfuhr die Friedensgliederung der Heere bei Ausbruch eines Krieges zunächst keine Abänderung. So rückte noch im Jahre 1870 nur die aktive Armee in ihrer friedensmäßigen Stärke von 13½ Armeekorps ins Feld, nachdem ihre Einheiten vorher auf die planmäßig vorgesehene Kriegsstärke gebracht worden waren. Auch im weiteren Verlauf des Krieges fand eine Verstärkung des Feldheeres nicht statt, abgesehen von vier Landwehrdivisionen, die aber nicht als Kampftruppen im eigentlichen Sinne gedacht waren, und einigen unwesentlichen Sonderformationen.

Ein ganz anderes Bild zeigte demgegenüber das deutsche Heer zu Beginn des Weltkrieges. Das Bestreben der Mächte, den militärischen Operationen von Anfang an durch die denkbar größte militärische Machtentfaltung das Höchstmaß an Wucht und Schwungkraft zu geben, hatte die Aufstellung einer großen Anzahl von Neuformationen zur Folge, weil der Rahmen der Friedensheere nicht ausreichte, um die vorhandene Volkskraft zu einheitlicher kriegerischer Auswirkung zu bringen. Wenn Deutschland, wie wir noch sehen werden, auch nicht annähernd die militärische Kraft seiner Bevölkerung ausgeschöpft hatte, so trat doch durch die Mobilmachung eine völlige Änderung in dem Aussehen des Heeres ein. Zu der Zahl der 25 Friedenskorps kamen nicht weniger als 13½ Reservekorps, 28½ mobilisierte gemischte Landwehrbrigaden und 6½ Ersatzdivisionen. Die Reservekorps waren in sich nicht ganz einheitlich mit Kriegsmaterial ausgerüstet; im ganzen verfügten sie über eine geringere Artillerie- und Maschinengewehrausstattung als die aktiven Korps. Noch größere Unterschiede wiesen die mobilisierten Landwehrbrigaden und die Ersatzdivisionen auf. Außer diesen Neuformationen hatte der Mobilmachungsplan aber noch die Aufstellung von 6½ weiteren Reservekorps vorgesehen, deren Bildung mit Rücksicht auf die Lage an der Front schneller durchgeführt werden mußte, als ursprünglich beabsichtigt war. Die Bewaffnung und Ausrüstung dieser Korps stieß anfangs auf erhebliche Schwierigkeiten, weil alle Bestände

zunächst erschöpft waren. Da auf dem Kriegsschauplatz aber jeder Mann gebraucht wurde, mußten die Korps teilweise in noch unfertigem Zustande in den Kampf geworfen werden.

Allein schon aus diesen Unterschieden in der Bewaffnung und Ausrüstung ergaben sich notwendigerweise auch Verschiedenheiten in der materiellen Gefechtskraft der Verbände, ein Nachteil, der bei der früher unverändert bestehen bleibenden Gliederung der Heere wegfiel.

Die Hauptgefahren, die mit der Vergrößerung der Volksheere infolge der Mobilmachung verbunden sind, liegen aber nicht im Materiellen, sondern auf dem Gebiete ihrer moralischen Beschaffenheit. Die Möglichkeit eines Wertverlustes an innerem Gehalt ergibt sich dadurch, daß jede Veränderung in der Gliederung eine Anzahl von Faktoren in Mitleidenschaft zieht, die für die Gemeinsamkeitsseele des Heeres und für die Disziplin von Bedeutung sind. Die psychologischen Gefahren haben folgende Ursachen: In neuaufgestellten Truppenteilen fehlt die für die Schaffung und Erhaltung des Korpsgeistes notwendige Tradition. Durch diesen Mangel entfällt eine wesentliche Voraussetzung für das Gefühl innerer Verbundenheit der Angehörigen des Truppenverbandes und damit eine seelische Antriebskraft für den einzelnen, sich in die Gesamtheit einzuordnen. Abträglich auf den Korpsgeist wirkt außerdem noch die Tatsache, daß sich die Mannschaften untereinander nicht kennen. Der Korpsgeist kann sich in einem solchen Verbande erst allmählich, und zwar in demselben Maße entwickeln, in dem der Stolz des Soldaten auf die Zugehörigkeit zu seinem Truppenteil zunimmt, und das Verantwortungsbewußtsein für die Reinerhaltung der Ehre der Gesamtheit wächst. Das rascheste und wirksamste Mittel für die Entwicklung des Korpsgeistes bleibt natürlich immer der kriegerische Erfolg.

Von großem Nachteil für den inneren Kampfwert der Neuformationen ist es ferner, daß sich Vorgesetzte und Untergebene fremd gegenüberstehen. Es muß stets erst eine gegenseitige Fühlungnahme eintreten, die nur durch gemeinsame dienstliche Arbeit hergestellt werden kann. Bevor sie vorhanden ist, fehlen die für die wahre Disziplin so notwendigen Grundbedingungen: Auf der einen Seite die Achtung und das Vertrauen der Soldaten zu ihren Führern und auf der andern der von der Bewährung der Führerpersönlichkeit ausgehende suggestive Einfluß, der die Bereitschaft des Untergebenen zum Gehorsam fördert.

Alle diese Umstände, dazu das niederdrückende Gefühl des Fremdseins, der Unsicherheit und der Gedanke, „nur" einer unpersönlichen Kriegsformation anzugehören, bewirken die Auslösung einer Kette von Unlustgefühlen in dem Soldaten, die seiner Stimmung und damit auch seinem Kampfwillen schädlich sind.

Auch die höhere Führung befindet sich in einem Zustande innerer Unsicherheit, die ihre Entschlußfreiheit einschränkt; eine Folge der unzureichenden Kenntnis der unterstellten Führer und des inneren Zustandes der Truppe, die die richtige Beurteilung ihrer wirklichen Leistungsfähigkeit erschwert.

Es zeigt sich also, daß neu aufgestellten Verbänden innere Schwächemomente anhaften, die erst nach einer gewissen Zeit überwunden werden können. Daher ist es immer erwünscht, solchen Formationen vor ihrem Kampfeinsatz eine bestimmte Zeit nicht nur zu ihrer taktischen Ausbildung, sondern vor allem zur Herstellung ihrer seelischen Einheit und zur Stärkung der die Disziplin begründenden Elemente zu gewähren. Die Frist hierfür kann vom psychologischen Standpunkt aus um so kürzer bemessen sein, je mehr das Offizierkorps seine Aufgaben beherrscht und je größer die Kriegsbegeisterung der Mannschaften ist. In diesem Zusammenhange ist es nicht ohne Interesse, zu erwähnen, daß im Frieden die maßgebenden Gegner einer großzügigen Heeresvermehrung ihren ablehnenden Standpunkt mit der Besorgnis begründeten, daß die Aufstellung einer größeren Zahl neuer Verbände den inneren Wertgehalt des Heeres in unerträglicher Weise schwächten. Dieser Auffassung lag ein doppelter Fehler zugrunde. Einmal wurde übersehen, daß bei der großartigen inneren und äußeren Beschaffenheit des Heeres eine derartige seelische Belastungsprobe so gut wie nichts bedeutete und alle Nachteile, soweit sie überhaupt spürbar waren, sich bei den geregelten Friedensverhältnissen nach kurzer Zeit von selbst wieder ausglichen. Und dann wurde nicht erkannt, daß man das, was man im Frieden versäumt hatte, im Drange des Krieges in weit größerem Umfange und unter viel schwierigeren Verhältnissen nachholen mußte.

Die Mobilmachung eines modernen Volksheeres beschränkt sich aber nicht nur auf eine Veränderung des äußeren Rahmens der Truppengliederung, sondern sie hat auch eine völlige Umgestaltung der Zusammensetzung des Mannschaftsbestandes zur Folge. Das typische Kennzeichen der Mobilmachung bilden die Scharen der Reservisten, Landwehr- und Landsturmleute, deren Einberufung allein die Auffüllung der aktiven Verbände auf Kriegsstärke und die Aufstellung der Neuformationen ermöglicht. Im deutschen Heere war die Verteilung der Klassen des Beurlaubtenstandes in folgendem Zahlenverhältnis vorgesehen:

Für die aktive Truppe: 54 v. H. Aktive, 46 v. H. Reservisten,

für die Reserve-Formationen: 1 v. H. Aktive, 44 v. H. Reservisten, 55 v. H. Landw. I (bis zu 30 Jahren),

für die Landw.-Verbände: 62 v. H. Landw. I, 38 v. H. Landw. II (bis zu 38 Jahren).

Die Landsturmtruppen wurden aus den Angehörigen des ausgebildeten Landsturms II formiert und ebenso wie die Landwehrverbände aus dem unausgebildeten Landsturm II ergänzt, während der unausgebildete Landsturm I zur Deckung der Verluste bei den Feld- und Reservetruppenteilen herangezogen werden sollte.

Die starke Durchsetzung der aktiven Truppen mit Reservisten sowie der Umstand, daß sämtlichen Kriegsformationen so gut wie gar keine aktiven Soldaten angehören, kann ebenfalls zu außerordentlichen Nachteilen für den

inneren Wertgehalt des Heeres führen. Sie treten ein, wenn die plötzlich aus ihrem Berufsleben gerissenen Angehörigen des Beurlaubtenstandes sich nicht genügend aus ihrer bisherigen bürgerlichen Denkweise und Gefühlswelt zu befreien und geistig auf die Forderungen des Soldatentums umzustellen vermögen. In solchem Fall muß die Bildung der militärischen Gemeinsamkeitsseele des Heeres Hemmungen erleiden, weil der einzelne die Strebungen seines Ichs denen der Gesamtheit überordnet. Eine noch schwerere Erschütterung erfährt die moralische Beschaffenheit des Heeres, wenn die zu den Fahnen einberufenen Mannschaften grundsätzlich wehrfeindlich eingestellt sind oder die Notwendigkeit des Krieges nicht anerkennen. Fehlt der Glaube der Massen an die Ideen, zu deren Verwirklichung das Heer berufen ist, so kann sich eine Gemeinsamkeitsseele überhaupt nicht entwickeln. Ebenso fehlen dann auch alle Voraussetzungen für den Willen zur Disziplin: Der Gehorsam ist nicht ein aus der Überzeugung geborener freiwilliger Akt, sondern lediglich eine Folge des Zwanges, mit dessen Aufhören er sofort erlöschen würde.

Die geistige Haltung der eingezogenen Angehörigen des Beurlaubtenstandes zeigt mit größter Genauigkeit die seelische Auswirkung des Krieges auf die Gesamtheit des Volkes an. Je großartiger die Antriebe des Krieges sind, und je mehr er das ganze Dasein des Staates umfaßt, um so stärker werden die nationalen Leidenschaften sowie die urhaften Kampftriebe des Menschen in ihrer ganzen Tiefe aufgewühlt. Ihr Zusammenwirken schafft die psychologische Grundlage für die Kriegsbegeisterung, unter deren machtvollem Einfluß das Volk die ausgeprochenen Kennzeichen einer psychologischen Menge anzunehmen vermag. Von der Kraft der volklichen Gemeinsamkeitsseele wird auch das Heer getragen. Sie vermag dadurch, daß alle Teile des Heeres von derselben Begeisterung und von dem Gedanken der heiligen Sache des Vaterlandes erfüllt sind, die Unterschiede zwischen den Angehörigen des Beurlaubtenstandes und den aktiven Soldaten so zu verwischen, daß sie praktisch keine Bedeutung mehr haben. Die gehobene Seelenstimmung des Ganzen sorgt auch dafür, daß die obenerwähnten Gefahren, die sich für die Kampfmoral aus der Aufstellung der Neuformationen ergeben, herabgemindert werden.

Das deutsche Heer bot nach Abschluß der Mobilmachung trotz der starken Vermehrung der Verbände und der Einberufung zahlreicher Jahrgänge des Beurlaubtenstandes das vollendete Bild einer psychologischen Einheit. Den Hintergrund für diese Tatsache bildete die seelische Gesamthaltung Deutschlands in den Tagen des Kriegsausbruchs. Eine ungeheure Begeisterung hatte sämtliche Bevölkerungsgruppen ergriffen und alles Trennende beseitigt. Mit der unaufhaltsamen Gewalt eines Naturereignisses kam das Gemeinschaftsbewußtsein des Blutes zum Durchbruch und brachte die Unterschiede der Menschen in Charakter, sozialer Stellung und Vermögenslage gleichsam zum Verlöschen. Alle fühlten sich als Brüder. Das Einzelschicksal sank zu einem Nichts herab gegenüber dem gemeinsamen Kriegserleben. Das sonst so un-

einige deutsche Volk war in der Einmütigkeit und Opferbereitschaft seiner 68 Millionen Einwohner zu einer psychologischen Menge von gewaltigstem Ausmaß geworden.

Eine Anzahl von Umständen traf zusammen, um dieser Einheitlichkeit des Geistes eine besondere Festigkeit zu geben. Das schon seit langem wie ein Alpdruck das Volk quälende Gefühl, in hinterlistiger Weise von den Feinden eingekreist zu werden, fand seine Bestätigung, als sich bei Kriegsausbruch der Ring der Gegner um Deutschland schloß. Die massenpsychologische Reaktion auf diese als schweres Unrecht empfundene Handlungsweise war der verstärkte Glaube an das Recht und die Gerechtigkeit der eigenen Sache. Dieser Glaube fand eine starke religiöse Untermauerung in der bestimmten Hoffnung, daß die göttliche Gerechtigkeit niemals eine derartige verwerfliche Tat ungestraft hingehen lassen würde. Die Empörung und die tiefe sittliche Entrüstung äußerte sich in kurzen Sätzen, die wie der Aufschrei eines gepeinigten Herzens klangen, gleichzeitig aber auch etwas wie eine trostreiche Gewißheit enthielten. Der bekannteste und in seiner lapidaren Kürze zugleich der eindringlichste lautete: „Gott strafe England!“ Das Gefühl, Kämpfer für eine gerechte Sache zu sein, erhob die Seelen und steigerte die Leistungsfähigkeit. Als bedeutsamer Faktor für den Kampfgeist von 1914 kam noch das Kraftbewußtsein des Volkes und das Gefühl der militärischen Überlegenheit hinzu. Jedermann war von dem siegreichen Ausgang des Krieges fest überzeugt und blickte in gläubigem Vertrauen auf das Heer und seine Führer. Man brannte förmlich darauf, der Welt zu zeigen, wie der Deutsche die hinterlistige Tücke und die angetane Schmach im offenen Kampfe der Waffen vergelten würde.

So sehr die patriotische Hochstimmung und die Kriegsbegeisterung des Volkes auch der Gemeinsamkeitsseele und der Disziplin des Heeres förderlich waren, aus ihrer Einwirkung allein läßt sich dessen einzig dastehende Moral zu Beginn des Weltkrieges nicht erklären. Diese war vielmehr gleichzeitig der untrügliche Beweis für die Richtigkeit der im Frieden in der Truppe befolgten Erziehungs- und Ausbildungsgrundsätze. Es wurde vor aller Welt offenbar, daß die während der Dienstzeit vermittelten Ideen und Gefühle bei den Angehörigen des Beurlaubtenstandes so fest eingewurzelt waren, daß sich ihre seelische Einordnung in die geistige Welt des Heeres bei der Mobilmachung völlig reibungslos vollzog. Ja, die Reservisten fühlten sich soldatisch als „Altgediente“ im Verein mit dem Bewußtsein ihrer größeren körperlichen und geistigen Reife den jungen aktiven Kameraden sogar häufig überlegen und suchten sie in ihrer militärischen Auffassung und Betätigung der Disziplin noch zu übertreffen. Es hatte früher im Generalstab Zeiten gegeben, in denen man die im Kriegsfall aufzustellenden Reserveverbände in ihrem Kampfwert für herabgesetzt hielt und deswegen Bedenken trug, sie wie die aktiven Korps als gleichwertig in vorderer Linie einzusetzen. Diese Ansicht wurde durch die Wirklichkeit gründlich widerlegt. Die zu Beginn der Mobilmachung

gebildeten Feldformationen standen an innerem Kampfwert um nichts hinter den aktiven Truppen zurück. Der ans Wunderbare grenzende Zustand seelischer Einheitlichkeit des deutschen Kriegsheeres 1914 muß in erster Linie stets aus dem hohen inneren Gehalt und der vollendeten Disziplin des Friedensheeres begriffen werden. Wären diese Kräfte nicht vorhanden gewesen, dann wäre die so schnelle und vollständige Überwindung der in der Mobilmachung eines Volksheeres begründeten, oben näher beschriebenen Schwächemomente unmöglich gewesen. Die gewaltige Kriegsbegeisterung des Volkes wirkte nur im Sinne einer großartigen Steigerung auf die moralischen Grundelemente des Heeres ein. Durch den Zusammenklang aller dieser psychologischen Faktoren wurden die 84 341 Offiziere und 2 313 544 Mann des Feldheeres zu einer lebendigen Einheit verbunden, von einem Gedanken und einem Gefühl emporgerissen, zu kämpfen und zu siegen für Kaiser und Reich, jubelnd bereit, das Leben hinzugeben für die heilige Sache des Vaterlandes. Das felsenfeste Vertrauen des ganzen Volkes durchdrang wie ein Kraftstrom den Körper des Heeres, stärkte das Selbstbewußtsein und weckte den kaum zu zügelnden Wunsch, dieses Vertrauen durch die Tat zu rechtfertigen.

So war der ungeheure Organismus des Heeres nach Abschluß der Mobilmachung mit höchster Energie geladen. Die Masse der aufgespeicherten Kräfte drängte nach gewaltsamer Entladung. Da diese nur in Richtung des Kampfgeschehens erfolgen konnte, beherrschte ein kaum zu bändigender Angriffsgeist das Ganze. Mit größter Ungeduld erwartete jedermann den Befehl zum Vormarsch in Feindesland.

2. Die psychologische Bedeutung des Kriegsverlaufes 1914 für das Heer.

Solange das deutsche Heer und Volk unter dem Einfluß der Kriegsbegeisterung und Opferbereitschaft zu einer geistigen und seelischen Einheit verschmolzen waren, und solange die Kriegführung des Gegners sich auf die Abwendung rein militärischer Machtmittel beschränkte, spielte die von der Kriegshandlung ausgehende moralische Wirkung die ausschließliche Rolle für die innere Entwicklung des Heeres. Der Kampf ist der unbestechliche Richter für den wirklichen Wertgehalt einer Truppe. Unerbittlich offenbart er nicht nur die vorhandenen Schwächen und Mängel auf dem Gebiet der Ausbildung, sondern vor allem auch die Unterschiede in der kriegerischen Tüchtigkeit, dem Kampfgeist und der Angriffskraft der beiderseitigen Gegner. Dadurch, daß die Truppe diese Unterschiede in unmittelbarster und eindringlichster Form wahrnimmt, erhält sie ein ganz bestimmtes Bewußtsein ihres Wertes und ihrer Leistungsfähigkeit. Je nach den im Kampfe gemachten Erfahrungen wird sich dieses Bewußtsein als Überlegenheits- oder Unterlegenheitsgefühl äußern. Jedes dieser beiden entgegengesetzten Gefühle übt naturgemäß auch die entgegengesetzte Wirkung auf die Art der Kriegführung aus. Der Überlegene strebt stets nach dem entscheidenden Siege im Angriff, während der Unterlegene die Verteidigung bevorzugt und sorgsam darauf bedacht ist, nicht geschlagen zu werden.

Von hier aus betrachtet, gewannen bereits die Anfangsschlachten des Weltkrieges Bedeutung für die innere Haltung des Heeres. Überall hatte sich die Überlegenheit des deutschen Soldaten klar erwiesen. In unwiderstehlichem Angriffsschwung wurde der Gegner zurückgeworfen. Fast nirgends ließ er es auf einen ernsthaften Nahkampf ankommen, sondern räumte vorher fluchtartig seine Stellungen. Der französische Generalissimus Joffre gibt in seinen Berichten selbst zu, daß seine Divisionen im freien Felde den nötigen Angriffsgeist hätten vermissen lassen. Auch der englische Berufssoldat war dem Deutschen nicht ebenbürtig. Das englische Heer wurde in den allgemeinen Strudel des Rückzuges mit hineingerissen und zeigte hierbei bedenkliche Anzeichen moralischer Erschütterung. Am augenfälligsten offenbarte sich die größere Kampfkraft der deutschen Truppen im Osten, wo die schwerfälligen russischen Massen auf deutschem Boden vernichtende Niederlagen erlitten. Die psychologische Folge dieser Anfangserfolge an allen Fronten war die Zunahme des bereits im Frieden vorhandenen Überlegenheitsgefühls des deutschen Soldaten über seine Feinde und die Entstehung eines ungeheuren Kraftbewußtseins, das zu einem Wertfaktor erster Ordnung wurde. Denn es war gleichsam die Glut, an der sich der Kampfwille des Heeres auch in schwerster Zeit immer von neuem entzündete. In dem erhebenden und fortreißenden Gefühl überlegener Kraft erschien zu Anfang des Krieges keine Aufgabe zu schwer. Diese Bereitschaft zum Letzten war auch für die Führung von höchster Bedeutung, weil sie die Truppe als völlig zuverlässige Größe in ihre Berechnungen einstellen konnte.

Das Bild der siegreichen Anfangsschlachten sollte sich im Westen jedoch bald gründlich ändern. Mitten im Angriff traf das Heer wie ein Blitz aus heiterem Himmel der Befehl zum Rückzuge. Die Truppe, die seine Notwendigkeit nicht einsah und sich innerlich gegen ihn aufbäumte, führte ihn dennoch in gewohnter, musterhafter Disziplin aus. Der Umschwung der Kriegslage vermochte auch das Gefühl der Überlegenheit des deutschen Soldaten nicht zu erschüttern. Dagegen machte sich ganz offensichtlich ein Nachlassen der ersten Begeisterung und der überspannten Hoffnungen bemerkbar. Der Krieg, der bisher wie eine Befreiung von einem Alpdruck gewirkt und nur eine Summe von Hochgefühlen ausgelöst hatte, erschien plötzlich in einem ganz neuen Licht. Von Woche zu Woche merkte man immer stärker seinen furchtbaren Ernst. Die bisherige geringe Einschätzung der feindlichen Widerstandskraft machte einer nüchterneren Beurteilung Platz.

Der zweite große militärische Mißerfolg des Jahres 1914 war der Zusammenbruch des Angriffs an der Yser. Er nahm der deutschen Heeresleitung zugleich die letzte Möglichkeit, der drohenden Ketten des Stellungskrieges Herr zu werden und die Entscheidung im Bewegungskriege zu erzwingen. Der Angriff, der hauptsächlich von den neuen Freiwilligenkorps ausgeführt worden war, bewies aufs neue, daß größte Kriegsbegeisterung und heiligster Opferwille allein ohne genügende militärische Schulung und feste Disziplin

für den heutigen Kampf nicht ausreichend sind. Die Schlacht an der Yser bewies aber noch mehr. Sie schuf endgültige Klarheit darüber, daß die Moral nur dann dem Material überlegen ist, wenn sie mit zeitgemäßen taktischen Formen verbunden wird. Da dies nicht genügend berücksichtigt wurde, hielt der Tod eine grausige Ernte unter den Besten der gebildeten deutschen Jugend, die in jenen Studentenkorps, wie sie der Volksmund nannte, vereinigt war, und führte dadurch zu einer erheblichen Einbuße an moralischer Kraft und an geistigem Gehalt des Heeres. Nachteilig wirkte sich auch der niederdrückende Eindruck aus, den die erfolglosen Kämpfe an der Yser allenthalben hervorriefen. Allerdings war er nur von vorübergehender Dauer.

Die ungünstige Entwicklung der Lage im Westen, die durch das Scheitern des deutschen Kriegsplanes eingetreten war, blieb im ganzen ohne besondere seelische Auswirkung auf das Heer, weil die Masse keine Kenntnis von der Grundidee dieses Planes hatte und daher die Verhältnisse nicht übersehen konnte. Außerdem stand sie noch unter dem erhebenden Eindruck der tatsächlich erreichten sichtbaren taktischen Erfolge. Mit freudiger Genugtuung stellte man fest, daß man fast überall in Feindesland stand. Schließlich taten die gewaltigen Siege im Osten noch das ihrige, um die Seelen in Spannung zu erhalten und die Phantasie so anzuregen, daß keinerlei Bedürfnis nach einer kritischen Auseinandersetzung mit der Westlage eintrat.

Die Kämpfe des Jahres 1914 hatten von der Truppe in seelischer und körperlicher Beziehung Höchstleistungen verlangt. Der Angriff hatte ganz außergewöhnliche Opfer gekostet. 1914 war das verhältnismäßig blutigste Jahr des ganzen Krieges. Nicht ausbleiben konnte infolgedessen hier und da das Auftreten von Ermüdungserscheinungen und Erschöpfungszuständen. Da diese aber nur eine natürliche Folgeerscheinung der übergroßen Anstrengungen waren, blieben sie ohne jeden Einfluß auf den Geist des Heeres, das am Ende des ersten Kriegsjahres mit berechtigtem Stolz auf die bisherigen kriegerischen Leistungen zurückblickte. Es war sich seiner ungeheuren Kraft bewußt geworden und hielt sich für befähigt, den Kampf mit einer Welt von Feinden aufzunehmen. Wenn somit auch die moralische Beschaffenheit der Truppe unverändert geblieben war, so begann sich doch eine leise Enttäuschung darüber einzustellen, daß es nicht, wie erwartet, gelungen war, den Krieg vor Eintritt des Winters zu beendigen. Dies hinderte jedoch nicht, sich auf den Gedanken einer längeren Kriegsdauer frisch und tatkräftig umzustellen. Den beginnenden Stellungskrieg empfand man nicht schmerzlich als den Verlust der militärischen Bewegungsfreiheit, sondern begrüßte ihn vielmehr als Erholung nach der übermäßigen Beanspruchung des Vormarsches. Zur Hebung des allgemeinen Wohlbefindens trug außerdem noch bei, daß der Stillstand der Operationen die Ergänzung der Verluste und eine bessere Versorgung der Truppe durch den Ausbau der rückwärtigen Verbindungen ermöglichte.

Bald einsetzende Vorstöße des Gegners an zahlreichen Stellen der Front wurden mühelos abgewiesen. Sie bewirkten, daß das Überlegenheitsgefühl

des deutschen Soldaten wach erhalten und das Vertrauen in die neu entstehende Kampfesweise des Grabenkrieges gestärkt wurde. Damit sind wir bei dem Stellungskrieg, der die beherrschende Kampfform während des ganzen Krieges blieb, angelangt. Seine Erscheinung kann so, wie sie sich äußerte und auswirkte, gar nicht wichtig genug genommen werden. Der Stellungskrieg war die Hauptursache der langen Dauer des Völkerringens, und nur von ihm aus kann die gesamte psychologische Entwicklung des deutschen Heeres in den Jahren 1914 bis 1918 richtig erfaßt werden. Bei dieser überragenden Bedeutung des Stellungskrieges erscheint es angebracht, seinen Entstehungsursachen nachzugehen und sein Wesen, das die allmähliche innere Wandlung der Truppe begründete, zu erkennen. Diesen Zwecken soll der folgende Abschnitt dienen.

3. Vom Werden und Wesen des Stellungskrieges.

a) Seine Entstehung.

Eintritt und Entwicklung des Stellungskrieges vollzogen sich im Weltkriege nach Art eines unvorhergesehenen und unberechenbaren Naturereignisses, gegen dessen Gewalt jeder menschliche Widerstand zur Ohnmacht verurteilt war. Ebenso blieben alle Versuche, seine Fesseln zu zerbrechen und in freier Bewegungsoperation die militärische Entscheidung zu erzwingen, erfolglos. Die Abhängigkeit der Kriegführung von den Gesetzen des Stellungskrieges wurde zum typischen Merkmal des Weltkrieges, das ihn grundlegend von allen früheren Kriegen unterscheidet und ihm eine Sonderstellung zuweist.

Wohl hatte es die Form des Stellungskrieges schon früher gegeben. Sie spielte namentlich in der Kriegführung des 18. Jahrhunderts eine große Rolle. Der Unterschied bestand aber darin, daß der Feldherr früherer Zeiten aus eigenem Entschluß das Mittel des Stellungskrieges wählte, um sich einem feindlichen Angriff zu entziehen, und jederzeit die freie Wahl hatte, diese Art des Krieges wieder aufzugeben. Im 19. Jahrhundert kam es weder in der napoleonischen Epoche noch in der Strategie Moltkes zum Stellungskriege. Der Glanz jener beiden Meister des Krieges wirkte so blendend auf die Gemüter, daß darüber die Bedeutung übersehen wurde, die der Kampf um befestigte Feldstellungen in anderen Kriegen, so besonders im Russisch-Japanischen und im Bulgarisch-Türkischen Kriege mit seinem wochen- und monatelangen, entscheidungslosen Ringen gewonnen hatte. Ursprung und Charakter dieser Kämpfe ähneln denen des Weltkrieges. Sie stellen somit den Anfang einer Entwicklungskurve dar, die, steil aufwärts führend, ihren Höhepunkt im Weltkriege erreichte. Das Besondere an dem Stellungskrieg im Weltkriege war, daß er keiner der feindlichen Parteien erwünscht war. Sämtliche Gegner waren in den Krieg mit dem Gedanken gezogen, durch angriffsweises Verfahren möglichst rasch die militärische Entscheidung zu erzwingen. Alle diese Bestrebungen schlugen jedoch fehl.

Jedes kriegerische Geschehen steht in gesetzmäßigem Zusammenhang mit den großen, allgemeinen Bedingungen, die die Gesamtgeistigkeit und die Technik eines jeden Zeitalters hervorbringen. Aus diesem Grunde kann auch in dem Stellungskrieg nichts anderes als die Kriegsform gesehen werden, die sich aus den Verhältnissen der Zeit, in die er fiel, zwangsläufig ergeben mußte. Will man seine Ursachen im einzelnen ergründen, so muß man sie ebenso auf taktischem und operativem wie auf psychologischem Gebiet suchen.

Die Taktik stand im Weltkriege unter der Herrschaft der auf das höchste gesteigerten Wirkung der modernen Feuerwaffen, durch die die Verteidigung ganz ungeheuer an Kraft gewann. Eine Folge hiervon war die ständig wiederkehrende Erscheinung, daß geschlagene Truppen nach einem gewissen Geländeverlust gegen den nachdrängenden Gegner wieder Front zu machen und ihre Stellungen gegen alle Angriffe zu halten vermochten, ja oft genug sogar zum Gegenangriff schritten. Die Kriegsgeschichte hatte gelehrt, daß die Kraft frontaler Angriffe in demselben Maße abnahm, in dem sich die Waffentechnik vervollkommnete. Bereits 1870 wollte infolge der ungeheuren Verluste kein Frontalangriff mehr recht glücken. Der Weltkrieg bildete gleichsam den Abschluß dieser Entwicklung insofern, als sich die völlige Aussichtslosigkeit reiner Frontalangriffe im Sinne einer Entscheidung herausstellte, solange die moralische Widerstandskraft des Verteidigers ungebrochen blieb. Die Folgerungen aus dieser Erkenntnis wurden am schnellsten und klarsten von unseren Gegnern nach den blutigen Lehren der Sommeschlacht und der Flandernangriffe gezogen. Ihr praktisches Ergebnis war die Einführung des Kampfwagens, der durch seine Panzerung für die Infanteriewaffen unverwundbar war und durch seine Schnelligkeit die Artilleriewirkung vermindern sollte. Im Durchbruch durch die feindliche Verteidigungsfront hatte er der nachfolgenden Infanterie die Möglichkeit zum Vorwärtskommen zu geben und dadurch wieder die Voraussetzungen des Bewegungskrieges zu schaffen. Auf die psychologische Bedeutung dieses neuen Kampfmittels wird später näher eingegangen werden.

Die taktischen Bedingungen des Weltkrieges bilden jedoch nur einen Teil der Erklärung für die Entstehung des Stellungskrieges. Sie hätten nie diese Wichtigkeit erlangt, wenn nicht die operativen Ursachen hinzugekommen wären, denen die entscheidende Bedeutung für die Ausmündung der Kriegshandlung in die Form des Stellungskrieges zukommt.

Der Weltkrieg beweist, daß an seinen besonderen Verhältnissen die Durchführung der bisher geltenden Gesetze der Strategie, mit denen höchstes Feldherrntum im 19. Jahrhundert die Vernichtung des Gegners erreicht hatte, scheiterte. Allein schon der Aufmarsch beseitigte die Möglichkeiten für ihre Anwendung. Man vergegenwärtige sich, daß er das Bild zweier gewaltiger, gleichlaufender Fronten bot, von denen die deutsche bei Beginn des Vormarsches sich bis südlich Antwerpen ausdehnte und damit den feindlichen

Nordflügel um etwa 65 km überragte. Während hier der Verlauf der Operationen im Dunkel der Zukunft verborgen lag, mußte es notwendigerweise an der anderen rund 360 km langen Strecke zu einer gigantischen Frontalschlacht kommen. Wie diese im einzelnen auslief, ließ sich natürlich zu Anfang nicht übersehen. Zweifellos konnten sich in dem gewaltigen Rahmen einer derartigen Kampfhandlung Teilniederlagen des Gegners von bedeutender Tragweite ergeben. Ein sicherer Faktor in der strategischen Gesamtrechnung waren sie aber nicht. Wahrscheinlicher war die Bestätigung der Erfahrungen der Kriegsgeschichte, nach denen der Frontalangriff nicht zur Vernichtung, sondern höchstens zu einem Zurückdrängen des Gegners führt.

Diese Ausgangslage und die Tatsache, daß durch die Frontbreiten der Millionenheere der gesamte Raum des Kriegsschauplatzes ausgefüllt wurde, muß man sich vor Augen halten, wenn man die Aussichten des deutschen Angriffs an der Strategie des 19. Jahrhunderts messen will. Diese kennzeichnet sich vor allem dadurch, daß den Feldherren stets die weite Ausdehnung des Kriegstheaters zur Verfügung stand, auf dem die Heereskörper so nach allen Seiten bewegt werden konnten, bis die Vernichtung des Gegners erreichbar wurde. Die Auffassung über die Grundsätze, nach denen das zu geschehen hatte, waren nicht feststehend, sondern änderte sich mit den jeweiligen Mitteln der Zeit, von denen die Kriegführung abhängig war.

Napoleon erblickte die Kunst der Strategie darin, „auf die entscheidenden Punkte einer Operationslinie die größmögliche Masse der Kräfte zu führen". Diese Erkenntnis kommt in dem Bestreben zum Ausdruck, den Vormarsch so zu legen, daß bereits vor dem Beginn der eigentlichen Schlacht die rückwärtigen Verbindungen des Gegners in seiner Hand sind. In der Praxis ergeben sich daraus die großen strategischen Umgehungen, die für die Eröffnung seiner glänzendsten Feldzüge charakteristisch sind. Nach Moltkes Lehre hat die Strategie dagegen das Beste geleistet, was sie zu erreichen vermag, „wenn am Schlachttage die Streitkräfte von getrennten Punkten aus gegen das Schlachtfeld selbst konzentriert werden können, wenn die Operationen also derartig geleitet wurden, daß von verschiedenen Seiten aus ein letzter kurzer Marsch gleichzeitig gegen Front und Flanke des Gegners führt". Diese strategische Höchstleistung kann aber nur erreicht werden, wenn die Armeen „für die Operationen solange wie irgend möglich in der Trennung beharren, für die Entscheidung aber rechtzeitig versammelt werden". Die praktische Anwendung dieser Strategie führt zum räumlich getrennten Aufmarsch mehrerer Armeen, die zum rechtzeitigen Zusammenwirken mit bestimmten Direktiven von der Heeresleitung versehen werden. Ganz in diesem Sinne ist der Feldzug von 1866 angelegt, wenn auch durch die Mißverständnisse der Armeeführer bei Königgrätz die von Moltke beabsichtigte Einkesselung der Österreicher nicht erreicht wird. Ebensowenig verlaufen die Anfangsoperationen 1870 in der von dem Feldmarschall gewünschten Weise. Trotzdem gelingt es aber, die Kräfte in der Schlacht so zu vereinigen, daß die beiden Gruppen der

französischen Feldarmee bei Sedan und Metz eingeschlossen werden und die Waffen strecken müssen.

Es kann nicht nachdrücklich genug betont werden, daß für die großen Vernichtungsoperationen des 19. Jahrhunderts die Raumverhältnisse des Kriegsschauplatzes überhaupt erst die Voraussetzung schufen. Immer war genügend Platz vorhanden, um alle diese Anmärsche, Umgehungen und Umfassungen zur vollen Auswirkung bringen zu können. Vergleicht man hiermit den Westaufmarsch von 1914, so ist ohne weiteres ersichtlich, daß schlechterdings keine Möglichkeit vorhanden war, mit dem rechts und links eingekeilten Millionenheer das zu erreichen, was die abgeklärte Weisheit Moltkes als das Höchste der Strategie bezeichnet hatte. Ebenso konnte von der Anwendung des napoleonischen Grundsatzes, den Aufmarsch von vornherein in die Flanke des Gegners zu verlegen, keine Rede sein.

Entfielen somit auch die Bedingungen für die unmittelbare Anwendung des Vernichtungsprinzips, zu dem sich die Strategie des vergangenen Jahrhunderts entwickelt hatte, so bietet doch das Leitmotiv des deutschen Operationsplanes und die damit im Zusammenhange stehende Kräftegruppierung andere Vergleichsmöglichkeiten in der Kriegsgeschichte. Ebenso wie der Gegner mit starkem, rechtem Flügel angegriffen und unter dauernder Umfassung von seinen rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten werden sollte, um ihn schließlich in einer riesenhaften Einkreisungsbewegung gegen die Schweizer Grenze zu drängen, so suchten auch Friedrich der Große und Napoleon in der Schlacht einen oder beide Flügel des Feindes zu umfassen und durch die Einwirkung gegen dessen Flanke oder sogar den Rücken die Entscheidung herbeizuführen. Vergleicht man hiermit den deutschen Operationsplan im Jahre 1914, so kann man ihn als die Übertragung der Schlachtentaktik jener beiden Feldherren auf das operative Gebiet betrachten. Allerdings läßt sich dieser Vergleich mehr in der leitenden Idee finden. In die Wirklichkeit umgesetzt, zeigt sich nämlich, daß durch die großen Verhältnisse der Millionenheere sich doch ganz andere Bedingungen für den Schlachterfolg ergeben, als sie in jener Zeit vorhanden waren.

Der Unterschied, der alle Verhältnisse umstürzt, besteht in dem Faktor der Zeit. Für die taktische Umfassung Friedrichs und Napoleons reichte der Schlachttag vollkommen aus Je größer die zur Umfassung eingesetzten Kräfte sind, desto länger dauern die Märsche zur Umgehung der feindlichen Front, und desto reichlicher findet der Feind dadurch Zeit und Gelegenheit, sich durch geeignete Gegenmaßnahmen dem drohenden Unheil zu entziehen. Wenn Moltke sagt, daß „die Umgehung einer Armee von 100 000 Mann zum Tagemarsch wird und die Waffenentscheidung also auf den folgenden Tag verschiebt", so erforderte die Durchführung der Umgehungsbewegung des deutschen Schwenkungsflügels bei den riesenhaften Ausmaßen der operativen Verhältnisse 1914 nicht Tage, sondern Wochen. Die Abwehr einer derartig lange dauernden und weit ausholenden Bewegung wird aber im Zeitalter der

Technik erleichtert durch die Vervollkommnung des Nachrichtenwesens und der Beförderungsmittel. Durch ihre Ausnutzung bietet die „Zeit" dem Verteidiger Vorteile, die unmöglich von dem Angreifer eingeholt werden können, solange die Umfassungsbewegung lediglich auf die Beine von Mensch und Tier angewiesen ist.

Der Verlauf der deutschen Operation im Jahre 1914 zeigt, daß die große Umfassung bereits bei der ersten Gefechtsberührung mit den Franzosen und Engländern in den Kämpfen an der Sambre und bei Mons in eine Frontalschlacht ausgelaufen ist. Es war eingetreten, was Moltke in seiner „Instruktion an die höheren Truppenführer" mit folgenden Worten ausgesprochen hatte: „War die Armee schon vor der Schlacht konzentriert an den Gegner herangerückt . . ., so bleibt nur eine Verstärkung desjenigen Flügels übrig, durch welchen der gegenüberstehende feindliche überwältigt werden soll, was aber im wesentlichen doch nur auf einen Frontalangriff hinauskommt."

Das war also auch geschehen, trotzdem ganz besonders günstige Verhältnisse durch die größere Ausdehnung der deutschen Front um etwa 65 km bestanden. Aber auch der Frontalangriff kann nach der Auffassung Moltkes unter gewissen Voraussetzungen Erfolg haben, denn er fährt fort: „Derselbe kann aber gelingen, wenn man einen Teil seiner Reserven im Zentrum und auf dem entgegengesetzten Flügel zu entbehren vermag." Bekanntlich war diesem Gesichtspunkt bei unserem Aufmarsch, der zu starke Kräfte auf dem linken Flügel festgelegt hatte, nicht in gebührender Weise Rechnung getragen worden. Ob eine Verstärkung des rechten Flügels durch Heranziehung aller an der übrigen Front entbehrlichen Kräfte zur Vernichtung des Gegners geführt hätte, ist eine Frage, die nachträglich niemals mehr entschieden werden kann. Sicher ist nur, daß die Anfangsschlachten auf dem Nordflügel einen ganz anderen Verlauf genommen hätten und uns die Marne erspart geblieben wäre.

Ob aber die Möglichkeit bestand, die anfängliche Überlegenheit des rechten Flügels, die die Voraussetzung für die Einkesselung des französisch-englischen Heeres bildete, bis zum Schluß der Operation aufrechtzuerhalten, muß zweifelhaft erscheinen, wenn berücksichtigt wird, daß dem Gegner ein besseres Eisenbahnnetz und ein umfangreicher Kraftwagenpark zur Durchführung von Truppenverschiebungen zur Verfügung stand, und daß der französische Oberbefehlshaber frühzeitig den Abtransport von Kampfverbänden der elsaß-lothringischen Front nach dem bedrohten Flügel eingeleitet hatte. So wie alle diese Dinge nun einmal lagen, läßt sich die Wahrscheinlichkeit nicht von der Hand weisen, daß der Stellungskrieg in jedem Falle früher oder später als die für jene Zeit naturhaft gegebene Form des Krieges entstanden wäre.

Diese Wahrscheinlichkeit wird zur Gewißheit bei der Betrachtung des Kriegsverlaufes im Osten. Infolge der lockeren Truppenaufstellung bestanden dort in den ersten Monaten des Krieges noch mehrfach die Möglichkeiten der

operativen Kriegführung im Sinne Moltkescher Strategie. Sie wurden von dem Feldherrnpaar Hindenburg-Ludendorff erkannt und mit einer Genialität ausgenutzt, die sie für alle Zeiten in die Reihe der ersten Feldherren der Welt stellt. Bei Tannenberg wird in dem gleichzeitigen Angriff gegen Front, Flanke und Rücken des Gegners das Höchste erreicht, was Moltke von der Strategie verlangte. Nicht minder großartig sind die Entwürfe zu der Schlacht an den Masurischen Seen, der Umfassungsoperation bei Lodz oder zur Winterschlacht in Masuren. Es zeigte sich aber jedesmal, daß die strategische Auswirkung der gewaltigen Siege nur gering war. Immer wieder kommt die Verfolgung nach kurzer Zeit zum Stehen, und die nicht unmittelbar von den deutschen Schlägen betroffenen Fronten setzen sogar ihre Bewegungen planmäßig fort. Die erlittenen Verluste sind rasch wieder aufgefüllt, weil zu ihrer Deckung die gesamte wehrfähige Bevölkerung des Landes dient. So entwickelt sich der Krieg nach denselben Gesetzen wie im Westen. Obwohl höchste Feldherrnkunst ihren eisernen Willen auf das äußerste anspannte, um durch überlegene Strategie den endgültigen Sieg an sich zu reißen, erhebt sich auch hier unfaßbar das Gespenst des Stellungskrieges, der mit unwiderstehlicher Gewalt die Fronten in seinen Bann schlägt.

Ebenso wie es offenbar kein Mittel gegen die Entstehung des Stellungskrieges gab, gelang es auch der Kriegführung im weiteren Verlaufe späterhin nicht, sich aus seinen Fesseln zu befreien und wieder zum Bewegungskrieg überzugehen, obwohl die Lösung dieses Problems zum Hauptinhalt des strategischen Denkens geworden war. Wohl glückte mehrere Male der Durchbruch in Rußland 1915, bei der Brussilowoffensive 1916 und bei der großen Schlacht in Frankreich im März 1918[1]), aber überall zeigte sich, daß die im Anschluß an das Zerreißen des Stellungsnetzes erstrebte große strategische Umfassung niemals zustande kam. Es war immer dasselbe Bild. Nachdem die zunächst große Wirkung der Überraschung, auf welcher sich alle Angriffserfolge aufgebaut hatten, abgeklungen war, gelang es dem Verteidiger stets, durch die Feuerkraft schwacher Nachhuten den Vormarsch so zu verzögern, daß die Heranführung von Reserven an die Einbruchsstelle rechtzeitig bewerkstelligt bzw. bedrohte Frontabschnitte vor Eintritt der Katastrophe zurückgenommen werden konnten. So kam es, daß sich immer wieder der Ring des Stellungskrieges schloß.

Der Weltkrieg zeigt also, daß alle großen operativen Umfassungen, durch welche Millionenheere vernichtend geschlagen werden sollen, mißglücken. Diese sowohl zu Beginn des Krieges als auch in seinem weiteren Verlauf mit merkwürdiger Regelmäßigkeit wiederkehrende Tatsache läßt sich nur auf Ursachen zurückführen, die, in dem Charakter des anbrechenden 20. Jahrhunderts

[1]) Die Operationen der Entente in Frankreich ab Juli 1918 scheiden hierbei aus, weil das deutsche Heer zu dieser Zeit nicht mehr als vollwertig anzusehen war. Das gleiche, nur umgekehrt, gilt für die Offensive in Italien im Jahre 1917.

liegend, der Kriegführung vorgeschaltet waren. Das Schicksal wollte es, daß der Weltkrieg zu einer Zeit ausbrach, in der alle Vervollkommnungen auf dem Gebiete der Waffentechnik und des Verkehrswesens mehr dem Verteidiger als dem Angreifer zugute kamen. Man bedenke, welches Ergebnis erzielt worden wäre, wenn der Stand der Technik es erlaubt hätte, im Jahre 1914 die Kräfte des rechten deutschen Heeresflügels auf geländegängige Kraftwagen zu setzen und zu tiefem Flanken- und Rückenangriff mit einer derartigen Schnelligkeit vorzuführen, daß dem Gegner keine Zeit zu Gegenmaßnahmen geblieben wäre. Oder, welchen Verlauf hätte die große Schlacht in Frankreich genommen, wenn die technischen Mittel vorhanden gewesen wären, um die deutschen Stoßkräfte durch die Bresche, welche zwischen Engländer und Franzosen geschlagen war, motorisiert gegen Flanke und Rücken der Engländer zu führen.

Aber die Erfüllung dieser Forderungen lag außerhalb der Möglichkeiten der Zeit. Wir sehen also, daß deren Mittel nicht ausreichten, um den besonderen Anforderungen, die die operative Kriegführung mit Millionenheeren verlangt, gerecht zu werden. Damit wiederholt sich ein Vorgang, der in der Kriegsgeschichte nicht vereinzelt dasteht. Zur Zeit Friedrichs des Großen waren die Möglichkeiten der Strategie eng begrenzt. Der König war sich dieser Grenzen wohl schmerzlich bewußt, hütete sich aber, sie zu durchbrechen, weil er sich darüber klar war, daß das hieraus entstehende Mißverhältnis zu seinem Untergang geführt haben würde.

Die späteren Kriege Napoleons zeigen dagegen dieses Mißverhältnis zwischen den Erfordernissen der Kriegführung und den Möglichkeiten ihrer Befriedigung. Sie nahmen einen Umfang an, der die Mittel der Zeit allmählich weit überschritt. Bei der Entwicklung der Technik in jener Epoche erwies es sich als Unmöglichkeit, die getrennt operierenden Heereskörper einheitlich so zu führen, wie es der Kriegszweck verlangte. An diesem Mangel ist Napoleon letzten Endes gescheitert.

Nur die Kriege von 1866 und 1870/71 stehen in einer vollen Harmonie mit den Bedingungen ihrer Zeit, so daß sich das geniale Feldherrntum Moltkes voll auswirken konnte.

Der Einfluß der geschilderten taktischen und operativen Verhältnisse allein hätte vielleicht für die Entstehung des Stellungskrieges ausgereicht, aber niemals genügt, um dieser Kriegsform eine solche Dauerhaftigkeit zu geben, daß sie sich trotz aller Versuche, sie zu beseitigen, über vier lange Kriegsjahre erhielt. Die Erklärung hierfür bilden die seelischen Faktoren, die eine Folgeerscheinung der allgemeinen Wehrpflicht waren. Als der Weltkrieg ausbrach, gestattete das System der allgemeinen Wehrpflicht den Nationen nicht nur die höchste kriegerische Machtentfaltung, sondern auch die Mobilisierung der in den Völkern schlummernden seelischen Kräfte. Die Wehrpflicht hatte, wie bereits früher erwähnt, überall das Nationalgefühl geweckt und den kriegerischen Geist belebt. Es war eine notwendige Folge dieser Grundeinstellung der Völker zum Wesen des Krieges, daß sich in ihrer Vorstellungswelt die Idee des Krieges von 1914

zu einer Erhabenheit und Größe steigerte, die früheren Zeiten unbekannt war. Die im Zusammenhang damit stehenden Gefühle fanden ihren Ausdruck in dem hohen Idealismus, von dem die Heere getragen wurden. Sie betrachteten sich als Verkörperung des vaterländischen Gedankens und als Vollstrecker des nationalen Willens. Die Kraft dieses Gemeinsamkeitsgefühls gab ihnen ein innerlich einheitliches Gepräge und befähigte sie zu den größten Leistungen. Als Ausfluß dieser seelischen Haltung hatte auch die Disziplin den denkbar höchsten Grad erreicht, weil überall ihre Grundlagen nicht die Furcht vor Strafe bildeten, sondern ihre Notwendigkeit als sittliche Pflicht empfunden wurde. Das hierin Unterschiede bestanden, die durch den Charakter und die Kulturstufe der einzelnen Völker begründet waren, ist selbstverständlich.

Der auf das höchste gesteigerte sittliche Gehalt verlieh den großen Volksheeren die Möglichkeit, Entbehrungen und Leiden in einem früher für undenkbar gehaltenen Maße zu ertragen. Er allein bildet die Erklärung für das Rätsel, daß Menschen unserer Zeit, abgeschnitten von jeder Lebenskultur, die nervenzerrüttenden Eindrücke eines ununterbrochenen Kampfes, wie ihn der Stellungskrieg darstellt, überhaupt ertragen konnten. Die einzig dastehende Kampfmoral der Truppen, die lieber verbluteten, als dem Feinde Gelände preisgaben, führte zu der gegenseitigen Verstrickung, die in der Dauerherrschaft des Stellungskrieges ihren Ausdruck fand. Nachdem durch ihn die großen entscheidenden Operationen unmöglich gemacht worden waren, nahm der Krieg den Charakter des Ermattungskrieges an, dessen Ziel in der Zermürbung der moralischen Widerstandskraft des Gegners bestand. Der Weltkrieg wurde ein Musterbeispiel für die Tatsache, daß im Kriege den seelischen Faktoren die entscheidende Bedeutung zukommt. Die Hochspannung der moralischen Elemente steigerte die Energie und Leidenschaft der Kriegführung ins Ungemessene. An den riesenhaften Fronten erstarb die Kampfhandlung nie. Ständig befand sich der Soldat in unmittelbarer Todesnähe. Dem Stellungskrieg, der das Bild einer ins Grandiose gesteigerten Dauerschlacht bot, war es vorbehalten, den Krieg zu seiner absoluten Form zu erheben. Wieweit alle früheren Kriege dahinter zurückblieben, wird ohne weiteres ersichtlich, wenn man bedenkt, daß deren Hauptmerkmale in Märschen und Bewegung bestanden, innerhalb welcher die eigentlichen Schlachten nur räumlich und zeitlich begrenzte Episoden waren.

Daß der Stellungskrieg das Ergebnis höchsten Kampfwillens war, sollte sich immer dann zeigen, wenn ein Heer nicht mehr die Kraft aufbrachte, um sich dieser Kriegsform zur Abwehr eines Angriffs zu bedienen. Das war stets gleichbedeutend mit dem schon vollzogenen oder herannahenden seelischen Zusammenbruch der Truppe. Rußland, Bulgarien, Österreich-Ungarn und schließlich auch Deutschland bildeten den Beweis hierfür.

b) Die psychologische Bedeutung des Stellungskrieges für das Heer.

Nach der Darstellung der Ursachen für die Entstehung und die lange Dauer des Stellungskrieges erhebt sich nun die Frage nach seiner Bedeutung für

die seelische Entwicklung des Heeres. Zur Klärung dieser Frage muß man von den Daseinsbedingungen ausgehen, die durch die Form des Stellungskrieges geschaffen wurden. Denn die von den Daseinsbedingungen ausgehenden seelischen Einflüsse bildeten von jeher den Schlüsselpunkt für die innere Beschaffenheit einer Truppe.

Die Kampfbedingungen des modernen Grabenkrieges führten zu Unterschieden in den Lebensumständen innerhalb des Heeres, wie sie in ähnlich scharf ausgeprägter Weise kein früherer Krieg kennt. Die Gründe hierfür lagen einmal in der Wirkung und Verwendung der Waffen, vor allem der Artillerie, und dann in der hierdurch bedingten Staffelung der Kräfte nach der Tiefe.

Nicht nur der Wille, den Durchbruch durch eine Stellung im Großangriff zu erzwingen, sondern allein schon die Absicht, den Feind zu schädigen, führte zu der Notwendigkeit, die Masse des Feuers auf die vorderen Verteidigungsanlagen der Infanterie zu lenken. In der Tiefenzone lag das Feuer in räumlich und zeitlich begrenzten Überfällen auf Batteriestellungen, erkannten Unterkünften, wichtigen Straßenkreuzungen und dergleichen. Im ganzen gesehen bot die Feuertätigkeit das Bild schärfster Zusammenfassung auf die Schützengräben und rasch abnehmender Dichtigkeit nach der Tiefe.

Freilich gab es auch Stellungsteile, die so ruhig waren, daß kaum ein Artillerieschuß fiel. Das war besonders an der Ostfront der Fall. Aber auch im Westen ruhte anfänglich an vielen Stellen die Kampftätigkeit fast völlig. Diese ruhigen Abschnitte wurden indessen mit der Verbesserung der Munitionslage immer seltener. Mit dem Jahre 1916 setzten dann die gewaltigen Materialschlachten ein, die schließlich die gesamte Front so in Mitleidenschaft zogen, daß vom Sommer 1918 ab von ruhigen Abschnitten überhaupt nicht mehr gesprochen werden konnte.

Die Folge des Kampfverfahrens im Stellungskriege war die Entstehung von Gefahrenzonen, die auf verhältnismäßig engstem Raum die allergrößten Unterschiede aufwiesen. Die Hauptgefahrenzone umfaßte die vorderste Infanteriestellung. Hier befand sich der Soldat stets in unmittelbarer Nachbarschaft des Todes, denn immer mußte er gewärtig sein, dem feindlichen Infanterie- oder Artilleriefeuer zum Opfer zu fallen. War das schon an ruhigen Frontteilen der Fall, so wurde das Leben in den Gebieten des Großkampfes geradezu zur Hölle. Dann lag wochenlanges, rasendes Trommelfeuer auf den Gräben, durch das das Land in eine Wüste verwandelt wurde und jedes Leben vernichtet werden sollte. Keine Truppe konnte den Aufenthalt in dieser Feuerzone ohne schwerste Erschütterung ihrer physischen und moralischen Kräfte länger als wenige Wochen ertragen.

An die Hauptgefahrenzone schloß sich bis etwa zur Masse der Batteriestellungen einschließlich die nächste Gefahrenzone an, in der an lebhaften Fronten zwar auch noch schweres Feuer lag, aber doch nicht mehr in der Dichtigkeit und dem Umfang wie in der Hauptgefahrenzone. In dieser

minderen Gefahrenzone, wie wir sie nennen wollen, war das Leben schon erträglicher, so daß die in ihrem Raume eingesetzte Artillerie erheblich länger in Stellung zu bleiben vermochte als die vorn befindliche Infanterie.

An diese mindere Gefahrenzone grenzte das rückwärtige Gebiet der Front, in dem die höheren Stäbe, die in Ruhe zurückgezogenen Truppen sowie die wirtschaftlichen Einrichtungen aller Art untergebracht waren. In diesem Gebiet bestand das Gefahrenmoment im wesentlichen nur in Zufallstreffern weittragender Artillerie oder in Angriffen feindlicher Flieger.

Von grundlegender Bedeutung war der Einfluß der verschiedenen Gefahrenzonen auf die Lebensformen der Truppe, die die denkbar schärfsten Gegensätze annahmen. In der vordersten Stellung, wo alle menschlichen Wohnstätten zerstört oder ganz vom Erdboden verschwunden waren, hauste der Soldat nach Art vorzeitlicher Höhlenbewohner in Unterständen, Unterschlupfen oder schließlich sogar nur in Granattrichtern, die mit der Zeltbahn notdürftig gegen die Unbilden der Witterung abgedeckt wurden. Die Verpflegung kam in den Kampfgebieten nur unregelmäßig und häufig unvollständig nach vorn. Das Tagewerk des Soldaten war angefüllt mit Arbeiten zur Erhaltung und Verbesserung der Gräben und Unterstände. Geistige Anregung, Abwechslung und Entspannung fehlten völlig. Da der Mensch sich dauernd in engster Gemeinschaft mit den anderen befand, gehörte er sich niemals allein und fand keine Zeit zum Nachdenken oder zu besinnlicher Betrachtung. Das geistige Leben spielte sich daher in den flachsten Regionen ab, es ähnelte mehr einem Dahindämmern als bewußter Klarheit. Hieraus erklärt es sich auch, daß der Gebildete kein Verlangen nach schwerer geistiger Kost trug, sondern die leichte Lektüre bevorzugte oder sein Leben ebenso wie die Masse mit Nichtigkeiten ausfüllte. Das Hineingestelltsein mitten in das Kriegsgeschehen voller Spannung und Gefahr bewirkte andererseits die Ausbildung aller Sinnesorgane, die für den Kampf von Wichtigkeit sind, an erster Stelle des Auges und des Gehörs. Im ganzen ist zu sagen, daß die Zustandsbedingungen an der Front das einseitige Hervortreten der rein animalischen Seite des Menschen begünstigten mit Ausnahme des Geschlechtstriebes, der eine Abschwächung oder sogar Ausschaltung erfährt, solange sich der Mensch in Lebensgefahr befindet.

In der minderen Gefahrenzone spielte sich das Dasein nicht mehr ganz in dieser trostlosen Form ab. Die Unterkunftsmöglichkeiten waren besser, man konnte sich freier bewegen und etwas mehr für die geistige und körperliche Pflege tun.

Im schroffsten Gegensatz zu diesem Kriegsleben standen die Lebensbedingungen der höheren Stäbe außerhalb der Gefahrenzonen. Bei ihnen hatten sich die Umgangsformen und Gebräuche des Friedens wieder eingestellt, die seltsam gegen das Elend in den Kampfzonen abstachen. Den Krieg merkte man eigentlich nur an der ungeheuren Schreibarbeit und der Last der Verantwortung, die in gespannten Lagen auf den höheren Führern und ihren Gehilfen ruhte.

Diese sich aus dem Wesen des Stellungskrieges ergebenden Gegensätze in den Seinsbedingungen der Truppe und Stäbe schlossen für die seelische Entwicklung des Heeres bei der langen Dauer und zunehmenden Heftigkeit des Krieges die größten Gefahren in sich. Sie enthielten nämlich die Keime für die Zerstörung der Gemeinsamkeitsseele, weil aus der Verschiedenheit des Kriegserlebens allmählich auch verschiedene Bewußtseinsschichtungen der Truppe und Stäbe entstehen mußten. Dies führte wiederum zu einer gegenseitigen Entfremdung und verschiedenartigen Einstellung zu dem Kriegsgeschehen. Es war klar, daß der Infanterist, der unter größten Anstrengungen und Entbehrungen täglich sein Leben aufs Spiel setzte, zu einer anderen Auffassung des Krieges kam als sein Divisionskommandeur, der sich infolge seiner Arbeit von seinem Quartier nur bisweilen in die Stellung begeben konnte.

Diese Verschiedenheit des Kriegserlebens bildete die psychologische Erklärung für den im Verlaufe des Krieges immer tiefer werdenden Gegensatz zwischen Truppe und Stäben. Zuerst war er nicht vorhanden. Es war bereits geschildert worden, daß der Stellungskrieg anfangs mit Befriedigung als Erholung von den Anstrengungen der Offensive begrüßt wurde. Es entwickelte sich sogar eine gewisse Romantik des Schützengrabens, die im Verein mit dem Gefühl der größeren Freiheit des Feldsoldaten von den Ersatzmannschaften aus der Heimat mit Freude wahrgenommen wurde. Je länger der Krieg aber dauerte, je schlechter die Verpflegung wurde und je mehr die anschwellende Kampftätigkeit den Soldaten in den urmenschlichen Zustand zurückwarf, um so stärker wurde das Schützengrabendasein zu einer unerträglichen Last. Der abgehetzte und ausgehungerte Frontsoldat, der niemals die Möglichkeit einer Änderung seines Lebens vor Augen sah, bemerkte nun die friedensmäßigen Lebensformen der höheren Stäbe außerhalb der Gefahrenzone. Sie erschienen ihm wie ein unerreichbares Paradies, weckten aber gleichzeitig seinen Neid und seine Empörung über die Ungerechtigkeit des Schicksals. Eine weitere Verschärfung erhielt dieser Reizzustand, wenn die höheren Stäbe auf Grund ihres Kriegserlebens sich nicht genügend in die Gefühlswelt der Fronttruppe hineinversetzen konnten und es an der nötigen Zurückhaltung in der Zurschaustellung ihrer friedensmäßigen Lebensweise fehlen ließen.

Aber nicht die materiellen Lebensumstände allein waren die Ursache des inneren Gegensatzes der Truppe zu den Stäben. Hinzu kam noch, daß das gemeinsame Fronterleben dem Soldaten ein ganz bestimmtes Gepräge gab, das in dem Typ des Frontkämpfers seinen Ausdruck fand. Es wird später darzustellen sein, wann sich diese Entwicklung vollzog, und worin ihr Wesen bestand. Hier soll nur so weit auf die Erscheinung des Frontkämpfers eingegangen werden, als sie für das Verhältnis der Truppe zu den Stäben von Bedeutung war.

Aus der Tatsache, daß auf dem Mann im vordersten Graben die Haupt-

last des Kampfes ruhte, und aus der gleichzeitigen Erkenntnis, daß von seinem Kampfwillen und seiner Kraft alles abhing, bildete sich in der schicksalverbundenen Gemeinschaft der Frontkämpfer ein hohes Maß von Selbstbewußtsein, das alle Dinge des Krieges auf sich bezog und von den eigenen Lebensumständen aus beurteilte. Da die taktischen Verhältnisse des Stellungskrieges keinen Raum für große Entschlüsse der höheren Führer ließen und deren Einfluß auf den Kampf für den Soldaten nicht sichtbar wurde, so entwickelte sich in der Masse allmählich eine Geringschätzung der höheren Kommandostellen. Es entstand das Bewußtsein, nicht geführt zu werden und auch keiner Führung zu bedürfen, denn man machte ja alles selbst. Diese Anschauung trug natürlich noch zur Verschärfung der feindseligen Stimmung gegen die Stäbe bei.

Bei dieser von Mißachtung, Neid und Haß getragenen Grundeinstellung der Truppe fanden alle im Umlauf befindlichen Erzählungen von Lebensmittelschiebungen und Ungerechtigkeiten der höheren Stäbe eine bereitwillige Aufnahme. Es war ein natürlicher massenpsychologischer Vorgang, daß Verfehlungen einzelner Stellen verallgemeinert und auf das ganze System übertragen wurden. Zum Schluß des Krieges verbanden sich in der Front mit dem Begriff höherer Stab sofort die Vorstellungen von Willkür, Kugelscheu und Schlemmerei auf Kosten der Mannschaften. Psychologisch gesehen handelte es sich bei diesem Vorgang gegen die Stäbe um nichts anderes als um ein seelisches Entlastungsbedürfnis der Massen von den Unlustgefühlen, die sich aus den unerträglich werdenden Leiden des Kriegslebens ergaben.

Daß es in dem so hervorragenden Heere überhaupt dahin kommen konnte, ist in erster Linie den eigentümlichen Verhältnissen des Stellungskrieges mit seinen scharfen Gegensätzen in den Daseinsbedingungen auf engem Raum zuzuschreiben. Jeder Stellungskrieg, der die Kriegshandlung über Gebühr hinzieht und die Kräfte der Truppe zu sehr beansprucht, enthält besondere Gefahren für die seelische Einheitlichkeit des Heeres. Er verlangt daher, daß von den Führern alle Maßnahmen und Handlungen vermieden werden, die geeignet sind, einen Keil zwischen Führung und Truppe zu treiben. Ferner muß dafür gesorgt werden, daß die niederdrückenden Einflüsse und die geistige Öde des Grabenlebens während der Ruhezeit durch stimmungfördernde Ablenkungs- und Entspannungsmöglichkeiten ein Gegengewicht erhalten.

Mit obiger Schilderung ist der Darstellung der seelischen Entwicklung des Heeres vorausgeeilt worden. Das war aber notwendig, um das Problem des Stellungskrieges zusammenhängend darzustellen und in seinem ganzen Umfang begreifen zu können. Nunmehr wenden wir uns wieder der psychologischen Auswertung der geschichtlichen Ereignisse zu.

B. Das Kriegsjahr 1915.

Das zweite Kriegsjahr wies in seinem äußeren militärischen Verlauf eine gewisse Übereinstimmung mit der seelischen Entwicklung des Heeres auf. Ebenso wie auf den Kriegsschauplätzen keine Entscheidung herbeigeführt wurde,

sondern die Lage trotz großer Erfolge in Angriff und Verteidigung in der Schwebe blieb, erfuhr auch die psychologische Beschaffenheit des Heeres weder nach der positiven noch nach der negativen Seite eine einschneidende Änderung. Der bisherige Zustand blieb im großen und ganzen so wie er war. Nach wie vor zeigte sich die Überlegenheit des deutschen Soldaten, wo er auch immer unter gleichen taktischen Verhältnissen mit dem Gegner zusammenstieß. Siegesbewußter Kampfeswille, Gehorsam und höchste Pflichttreue kennzeichneten die seelische Haltung des einzelnen als Grundlage für die selbstlose Hingabe der Gemeinschaft an die große Sache des Vaterlandes. Wenn auch mit zunehmender Kriegsdauer die Begeisterung eine weitere Herabminderung erlitt, so war doch eine anhaltende gehobene Grundstimmung des ganzen Heeres, die es für ein Wiederaufleben der alten Begeisterung durchaus empfänglich erhielt, unverkennbar. Für deren Wiedererweckung waren allerdings große, entscheidende Schläge nötig, die eine siegreiche Beendigung des Krieges in Aussicht stellten. Im Sommer 1915 schien sich diese Hoffnung zu verwirklichen, als die am 2. Mai mit dem Durchbruch bei Gorlice beginnende große Offensive das Russische Reich an den Rand des Verderbens brachte. Wenn die Zertrümmerung des russischen Heeres schließlich auch nicht gelang, so wirkte sich das großartige Ergebnis des Feldzuges doch als ein ungeheurer Zustrom an moralischen Kräften für die Truppe aus. Die Überzeugung, den Gegner schlagen zu können, vervielfältigt immer die in einem Heere vorhandenen seelischen und körperlichen Energien, weil sie den Glauben an den Endsieg erweckt. Solange dieser die treibende Kraft im Gemütsleben des Soldaten ist und seine Vorstellungen beherrscht, schweigen alle Ichstrebungen und sonstigen geistigen Strömungen, die auf eine Lockerung der Gemeinsamkeitsseele des Heeres hinzielen. Die Macht dieses Glaubens hebt den Geist der Truppe und stärkt in gleicher Weise ihre Bereitschaft zum Gehorsam wie ihre Willigkeit zum Kämpfen.

Hieraus erklärt es sich auch, daß siegreiche Angriffshandlungen stets eine viel größere Bedeutung für die Hebung der Moral eines Heeres haben als siegreich durchgeführte reine Abwehrschlachten. Wohl stärken auch diese das Selbstbewußtsein und Überlegenheitsgefühl, besonders, wenn die Verteidigung gegen eine starke Übermacht des Angreifers Erfolg hatte. Die passive Rolle des Verteidigers bringt es aber mit sich, daß er sich mehr als leidender denn als handelnder Teil fühlt. Es fehlt das kraftspendende Bewußtsein, dem Gegner den eigenen Willen aufgezwungen, und das erhebende Gefühl, an einem wirklichen Siege, dessen Kennzeichen stets die Beherrschung des Schlachtfeldes und die Zahlen der Gefangenen und des erbeuteten Kriegsmaterials bilden, teilgenommen zu haben. Das psychologisch Entscheidende ist aber, daß jeder einzelne weiß, durch die reine Verteidigung kann ein kriegsentscheidender Sieg nicht errungen werden. Da dem Gegner das Gesetz des Handelns überlassen bleibt, vermag er zur Wiederholung seines Angriffes zu schreiten, wann

und wo er will. Jeder Abwehrsieg bedeutet also nur einen Aufschub der Entscheidung, verbunden mit ihm bleibt immer die Sorge um die Zukunft.

Der Kriegsverlauf des Jahres 1915 bot besonders gute Gelegenheit, die verschiedene Bewertung des Angriffs und der Verteidigung im Seelenleben der Truppe zu beobachten. Es war ganz offensichtlich, daß sich der psychologische Schwerpunkt nach Beginn der Offensive gegen Rußland nach Osten verlagerte. Vor dem großartigen Siegeszuge, der sein Nachspiel in der Niederwerfung Serbiens fand, traten die Abwehrschlachten im Westen völlig zurück, obwohl sie außerordentlich heftig und verlustreich waren, und an den Mut und die Ausdauer der Truppe nicht geringere Anforderungen stellten als die Offensive. Der beste Beweis für die innere Einstellung des Soldaten zu den damaligen Ereignissen auf den Kriegsschauplätzen war der überall zu hörende Spruch: „Im Osten kämpft das tapfere Heer, im Westen steht die Feuerwehr."

Bei den Abwehrkämpfen im Westen entwickelte sich als etwas Neues der Begriff des Geländebesitzes, der zum Mittelpunkt des taktischen Denkens und des Ehrgefühls der Truppe wurde. Den Verlust des anvertrauten Geländes hielt man in jedem Fall für schimpflich, mochte es sich auch nur um an sich ganz bedeutungslose Gräben oder Stellungsteile handeln. Die Entwicklung der im Januar anhebenden und sich bis zur Herbstschlacht in der Champagne zu immer größerer Gewalt steigernden Angriffe mit ihren oft wochenlangen, rasenden Kämpfen um einzelne Gehöfte oder Trümmer von Ortschaften findet nur in dieser seelischen Einstellung der Truppe ihre Erklärung. An dem deutschen Verteidigungswillen scheiterten alle Durchbruchsversuche des Gegners. Der Zusammenbruch seiner Hoffnungen, die Deutschen aus Frankreich zu vertreiben, war ein großer moralischer Erfolg für den Verteidiger, zumal er mit einer geradezu lächerlichen Unterlegenheit errungen wurde. In der Herbstschlacht in der Champagne stürmten am ersten Tage nicht weniger als 22 französische Divisionen im ersten und 8 Divisionen im zweiten Treffen gegen etwa 5 deutsche Divisionen an. Trotzdem betrug das Endergebnis der Schlacht, in die die deutschen Reserven tropfenweise geworfen werden mußten, nur einen Geländegewinn von 13 km Breite und 3 km Tiefe. Die Abwehrsiege hatten die Überlegenheit des deutschen Soldaten aufs neue bestätigt. Die Truppe sah mit Vertrauen weiteren Angriffsversuchen der Franzosen in der festen Überzeugung entgegen, daß in Zukunft der Durchbruch noch weniger gelingen würde als in der Herbstschlacht.

Über die Erfolge in Ost und West durfte aber nicht übersehen werden, daß die Kämpfe die Reihen der alten Soldaten stark gelichtet hatten. Der Ersatz, der zwar in ausreichendem Maße vorhanden war, stand militärisch jedoch nur noch teilweise auf derselben Höhe. Dieser Mangel wurde indessen vermindert durch seinen vortrefflichen Geist, der die rasche Verschmelzung mit dem Feldheer zu einer seelischen Einheit ermöglichte.

Von den großen politischen Ereignissen des Jahres stand der Kriegseintritt Italiens, von dem das deutsche Heer allerdings nicht unmittelbar betroffen

wurde, im Vordergrunde. Es war bezeichnend für den Geist und das unbändige Kraftgefühl der Truppe, daß die Kriegserklärung Italiens nirgends den Kampfwillen beeinträchtigte. Man empfand eine gewisse Genugtuung in dieser offenen Bestätigung des heimlichen Treubruchs, als der die bisherige Neutralität des Landes empfunden wurde, und hoffte auf die Gelegenheit, einmal die Rolle des strafenden Richters übernehmen zu können.

Das Ende des Jahres 1915 sah das deutsche Heer in bester geistiger und körperlicher Verfassung. Man fühlte sich stark genug, den Kampf mit einer Welt von Feinden bis zum sicheren Siege fortzusetzen.

C. Das Kriegsjahr 1916.

Die Angriffskämpfe der Franzosen des Jahres 1915 hatten die Unmöglichkeit gezeigt, zu einem Durchbruch durch die Verteidigungsstellungen zu kommen, ohne vorher den Gegner physisch durch zusammengefaßtes Artilleriefeuer zu vernichten oder wenigstens seine moralische Widerstandskraft so zu erschüttern, daß er nicht mehr die Kraft zur Gegenwehr fand. Die Mißerfolge der Angriffe hatten jedesmal bewiesen, daß die Wirkung des Artilleriefeuers nicht ausgereicht hatte, um diese Forderungen zu erfüllen. Die Folge hiervon war eine immer größere Anhäufung von Batterien vor den Angriffsfronten und als Einleitungsakt der Kampfhandlung eine ständige Zunahme des Massenfeuers an Dichtigkeit und zeitlicher Dauer. Damit war der Weg zu jener Art von Schlachten beschritten, die unter dem Namen Materialschlachten untrennbar mit der Geschichte des Stellungskrieges verbunden sind. Das Wesen der Materialschlachten lag in dem Zermürbungsgedanken, der seit dem Jahre 1916 die Kriegführung an der Westfront beherrschen sollte.

In der praktischen Verwirklichung des Zermürbungsgedankens schlugen die feindlichen Parteien im Westen zunächst verschiedene Wege ein. Während er bei den Gegnern anfangs noch der operativen Idee untergeordnet blieb und nur als Mittel zum Zweck des Durchbruchs für die Einleitung des Bewegungskrieges betrachtet wurde, erhob er sich auf deutscher Seite zum Selbstzweck. Diese Art der Kriegführung hatte den deutschen Chef des Generalstabes, General von Falkenhayn, zum Vater. Er begründete sie mit der gewaltigen Ausdehnung der Heeresfront, die bei der festen Anlehnung der Flügel an das Meer und die Schweizer Grenze eine Umfassungsoperation ausschloß. Aber auch das Wagnis eines Druchbruchs lehnte er mit dem Hinweis ab, daß hierfür nicht die nötigen Kräfte und Kriegsmittel aufgebracht werden könnten. Da er aber keinesfalls dem Gegner die Initiative überlassen wollte, faßte er den Entschluß, den Feind an einer Stelle anzugreifen, deren Verteidigung bis zum Letzten ein Gebot der nationalen Ehre war. Die zur Abwehr der Deutschen heranströmenden Kräfte sollten dann durch ununterbrochene Fortsetzung des Angriffs die denkbar größten Verluste erleiden. So entstand der Plan zum Angriff auf Verdun, bei dem es letzten Endes weniger auf die Wegnahme der Festung ankam als vielmehr auf die Durchführung des „Ausblutungsgedan-

kens". Von dieser Theorie versprach er sich um so sichereren Erfolg, weil er der Auffassung war, daß der Franzose in einer Leistungsfähigkeit bis an die Grenze des Erträglichen gelangt sei, sein Wille zum Widerstande daher zusammenbrechen würde, sobald er die Fortführung des Krieges als aussichtslos erkenne.

Die Absicht des deutschen Chefs des Generalstabes, mit verhältnismäßig bescheidenem eigenen Aufwand von Menschen dem Feinde an entscheidender Stelle möglichst großen Schaden zuzufügen, hatte in der Theorie etwas Bestechendes, in der Welt der Tatsachen war sie dagegen zum Mißlingen verurteilt, weil sie in ihren Voraussetzungen und Folgerungen in gleicher Weise gegen die psychologischen Grundbedingungen des Krieges verstieß.

Der Hauptfehler in der ganzen Rechnung bestand darin, daß man die Truppe zu einem Kampfverfahren verurteilte, bei dem übersehen wurde, daß es nicht die materiellen, sondern die moralischen Elemente sind, die in der Schlacht die entscheidende Bedeutung haben. Das tragische Ringen um Verdun bildet für alle Zeiten ein warnendes Beispiel für die Folgen, die eintreten, wenn einer künstlichen Theorie zuliebe von dem naturgegebenen Wesen des Kampfes abgewichen wird. Die Falkenhaynschen Gedanken mußten für die Truppe unverständlich bleiben. Für den gesunden Soldatensinn gab es nur eine Lösung der bevorstehenden Aufgabe: Wegnahme der Festung, und zwar mit größter Beschleunigung. Für die zum Angriff eingesetzten Kräfte konnte es sich also in jedem Fall nur um einen Kampf um die Festung handeln, und das Ergebnis dieses Kampfes war eindeutig und klar. Gelang die Eroberung, dann war der Sieg erstritten, mißglückte sie, so war das gleichbedeutend mit einer Niederlage. Wochen- und monatelange Angriffskämpfe, immer an derselben Stelle ohne positives Ziel, nur mit dem Zweck, mit Hilfe des Materials den Gegner zu zermürben, mußten die Truppe zu der Erkenntnis führen, daß die Wegnahme der Festung aussichtslos sei. Als natürliche Folge hiervon stellten sich Mißtrauen gegen die Führung und allgemeine Mutlosigkeit ein, Unlustgefühle, die sich im Laufe der Zeit immer mehr zu einem mit Grauen gemischten Widerwillen gegen die Fortsetzung dieser Art von Schlacht steigern mußten. Diesem inneren Wertverlust des Angreifers stand umgekehrt eine Erhöhung der moralischen Widerstandskraft des Verteidigers gegenüber als Folge des Überlegenheitsgefühls, das die siegreiche Abwehr notwendigerweise in ihm hervorrief. Bei genügender Berücksichtigung dieser psychologischen Seite des Problems war also vorauszusehen, daß die beabsichtigte Kampfführung zu einer Verschiebung des moralischen Gleichgewichts zugunsten des Gegners führen mußte, und zwar um so mehr, je länger das vergebliche Berennen der Festung anhielt.

Doch damit nicht genug, enthielt die Zermürbungstheorie den zweiten großen psychologischen Fehler in der Beurteilung der Maßnahmen des Feindes. Gerade, weil die Behauptung der Festung Verdun eine Ehrenangelegenheit der ganzen französischen Nation wurde, mußte der Verteidiger alles, was er

an Reserven und Kriegsmaterial irgend verfügbar hatte, in den Kampf werfen. Bei der großen Überlegenheit der Alliierten auf allen Gebieten war dann aber nach kurzer Zeit nicht nur ein Ausgleich der beiderseitigen Kräfte, sondern sogar die Entwicklung einer feindlichen Übermacht zu erwarten. Der Ausblutungsgedanke, der nur für die ersten Tage, solange die Überraschung anhielt, Anspruch auf Berechtigung erheben konnte, wurde damit undurchführbar. Ja, es war zu befürchten, daß sich die Räder der „Maasmühle" rückwärts drehten, und der Angreifer eine stärkere Einbuße erlitt als der Verteidiger. Bei dieser Vertauschung der Rollen mußte dann auch damit gerechnet werden, daß der bisherige Verteidiger in dem erhebenden Gefühl seiner Überlegenheit die Initiative an sich riß, um im Gegenangriff das zu Beginn der Kämpfe verlorene Gelände zurückzuerobern.

Die deutsche O. H. L. glaubte es ganz in der Hand zu haben, die Offensive schneller oder langsamer führen oder sie sogar zeitweise abbrechen zu können. Diese, allein von der Ausblutungsidee beherrschte Auffassung stand im Widerspruch zu den Gesetzen des Angriffs im Stellungskriege. Dessen Wesen bestand in der Notwendigkeit, der Bewegung eine möglichst starke Antriebskraft zu geben, um sie mit größter Wucht in ununterbrochenem Schwunge bis zur Erreichung des erstrebten Ziels zu erhalten. In jedem Fall brachte ein Stocken oder Zaudern dem Angreifer unwiederbringliche Nachteile, weil der Gegner Zeit erhielt, sich von der seelischen Erschütterung zu erholen, seine Abwehr zu organisieren und frische Kräfte einzusetzen. Als ganz abwegig mußte der Gedanke bezeichnet werden, den Angriff sogar zeitweise nach Gutdünken abbrechen zu können. In den Augen der Truppe bedeutete jedes Einstellen des Angriffs das Eingeständnis einer Niederlage mit allen moralischen Folgen einer solchen. Der Gegner wiederum konnte auch in einem freiwilligen Abbrechen des Angriffs nichts anderes als den sichtbaren Erfolg seiner Abwehr erblicken, aus dem sich notwendigerweise eine Stärkung seines Kampfwillens ergeben mußte. An jede spätere nochmalige Wiederholung des Angriffs ging die Truppe aber nur mit Zweifel und innerer Ablehnung heran, weil die Erfolgsaussichten jetzt, wo das Moment der Überraschung fehlte, viel geringer waren als vorher.

Es konnte demnach keinem Zweifel unterliegen, daß auch die Durchführung dieser Gedanken der O. H. L. zu einer Verschlechterung des inneren Wertgehaltes der Truppe führen mußte.

Der Angriff gegen Verdun brach am 21. Februar nach einer gewaltigen Feuervorbereitung von 1400 Geschützen los. Alles kam, wie es kommen mußte. Nach anfänglichen Erfolgen lief sich der Angriff am 26. 2. fest. Es hatte sich erwiesen, daß die Leistungsfähigkeit des Gegners falsch eingeschätzt worden war. Sein rücksichtsloser Wille zum Widerstande hatte bereits an diesem Tage die Krise überwunden. Die Wiederholung der Angriffe im März brachte keinen nennenswerten Gewinn. Damit verschob sich aber das moralische Plus schon auf die Seite des Verteidigers. Ende des Monats bewies das deutlich der französische Heeresbericht, der triumphierend verkündete: „Der Schlag der

Deutschen gegen Verdun ist nicht geglückt ..." Anfang April mußte das ganze Unternehmen tatsächlich als gescheitert angesehen werden. Jetzt zeigte sich aber die Unmöglichkeit, den Angriff abzubrechen, ohne vor aller Welt die Niederlage einzugestehen; so ging der Kampf denn weiter.

Im Laufe des April trat der Umschwung ein. Der Gegner hatte sich erholt und schritt zu Gegenangriffen, deren Heftigkeit sich im Laufe des Mai immer mehr steigerte. Da die Deutschen nicht nachgeben durften, entwickelten sich auf engem Raum nun jene hin und her wogenden monatelangen Kämpfe, die in ihrer Furchtbarkeit bisher einzig dastanden und von der Truppe als „Hölle von Verdun" bezeichnet wurden. Abgaben für die inzwischen entbrannte Sommeschlacht, vor allem an schwerer Artillerie, zwangen auf deutscher Seite zum Übergang zur reinen Verteidigung. Die immer stärker werdende Überlegenheit der Franzosen äußerte sich in fortgesetzten Angriffen ihrer Infanterie. Die „Maasmühle" verkehrte sich in ihr Gegenteil. Im August übertrafen die deutschen Verluste die des Gegners. Eine rasche Abnahme der deutschen Kampfkraft war in dem ungleichen Ringen die unausbleibliche Folge. Das Einstellen der Kämpfe, so erwünscht es mit Rücksicht auf die allgemeine Lage war, verbot jetzt die Initiative des Gegners. General Ludendorff bezeichnet Verdun als ein offenes kraftfressendes Geschwür am Körper des deutschen Heeres. Am 24. Oktober eroberte der Franzose das ragende Wahrzeichen in den Kämpfen, das Fort Douaumont, zurück. Mitte Dezember erfolgte der Schlußakt der Tragödie. Ein gewaltiger Angriff des Gegners warf die Deutschen in ihre Ausgangsstellungen zurück. Die Anforderungen an die seelische Kraft hatten den Bogen überspannt. Ein bedenkliches Zeichen für den verminderten inneren Gehalt der Truppe bildete der Verlust von 11 000 Gefangenen, 115 Geschützen und 107 Maschinengewehren.

Die Gründe für den großen Rückschlag der Schlacht sind letzten Endes darin zu erblicken, daß die O. H. L. Verdun als psychologisches Problem nicht zu meistern vermochte. Die großen Opfer waren umsonst gebracht. Es war nicht einmal gelungen, den Franzosen in nennenswertem Umfange stärkere Verluste beizubringen. Einem Abgang von 337 831 Deutschen stand ein solcher von 362 000 Franzosen gegenüber. Von größerer Tragweite als dieser materielle Mißerfolg waren aber die seelischen Auswirkungen des Ringens um Verdun. Etwa 66 Divisionen hatten die Schrecken dieser hoffnungslosen Schlacht kennengelernt. Die Folge war eine Erschütterung des Überlegenheitsgefühls des deutschen Soldaten, so daß eine Angleichung des Kampfwertes der beiden Gegner eintrat. Mit dem Gefühl der Enttäuschung verband sich die niederdrückende Einsicht von der entscheidenden Bedeutung des Materials in der Schlacht. Hier war eine neue Macht entstanden, gegen die aller Kampfeswille und die größte Opferbereitschaft allein nichts ausrichten konnten.

Während die Kämpfe um Verdun mit größter Heftigkeit tobten, erbebte seit dem 1. Juli die Westfront unter dem Donner der Geschütze beiderseits der Somme. Das gewaltigste Ereignis dieses Sommers, die Sommeschlacht, wurde

eingeleitet mit einem überwältigenden Trommelfeuer aller Kaliber von sieben Tagen und entwickelte sich in ihrem 4½monatigen Verlauf zur reinen Form der Materialschlacht. Nach Mißlingen des anfänglich erstrebten Durchbruchs kennzeichnete sich diese als ein unaufhörliches Loshämmern auf den Verteidiger, durch das er im Verein mit einer ununterbrochenen Folge örtlich begrenzter Angriffe so lange zermürbt werden sollte, bis er die seelische Kraft zu weiterem Widerstande nicht mehr aufzubringen vermochte.

Der Beginn der Schlacht war unter ganz besonders ungünstigen Verhältnissen erfolgt, weil der Entente die Herstellung einer geradezu phantastischen Überlegenheit an Truppen, Kampfmitteln und Munition gelungen war. Die Folge hiervon waren einmal ganz außerordentlich hohe Verluste und dann die Entstehung des niederdrückenden Gefühls der Unterlegenheit in der Kriegsrüstung. Die Truppe begann zu spüren, daß die belagerte Festung der Mittelmächte nicht gleichen Schritt halten konnte mit der industriellen Machtentfaltung der ganzen Welt.

Aber noch eine Anzahl weiterer Umstände kam hinzu, die an dem Marke des Heeres zehrten. Die deutsche Führung erkannte anfänglich nicht mit genügender Schärfe die Notwendigkeit der rechtzeitigen Ablösung der in der Schlacht eingesetzten Divisionen und ihren rechtzeitigen Ersatz durch frische Kräfte. So kam es, daß die Verbände bis zum Weißbluten im Kampf belassen wurden und erst herausgezogen wurden, wenn ihr völliger Zusammenbruch eingetreten war oder dicht bevorstand. Eine derartig überanstrengte Truppe braucht aber jedesmal eine lange Zeit, bis sie sich von den demoralisierenden Einflüssen des Kampfes erholt hat. Auch als später im September der Wechsel der eingesetzten Divisionen nach einem regelmäßigen Plan erfolgte, blieb die Beanspruchung der deutschen Truppen immer noch viel größer als die der Entente, weil deren zahlenmäßige Überlegenheit eine schnellere Ablösung gestattete.

Besonders niederdrückend war das immer gleichbleibende hoffnungslose und grauenhafte Bild der Kämpfe. Nirgends ein Lichtblick durch eine Erleichterung schaffende Umstellung des Kampfverfahrens oder eine kraftspendende und Hoffnung erweckende Willenshandlung der Führung. Der Soldat ging in die Schlacht mit dumpfer Resignation, ein schicksalergebener Kämpfer und Dulder. An seiner Nervenkraft riß und zerrte neben den zerrüttenden Einflüssen des eigentlichen Kampfgeschehens noch die Wandlung aller Lebensbedingungen. Der Mensch wurde im Großkampf, wie bereits erwähnt, in die Zeiten des Naturzustandes zurückgeworfen. Häufig mußte auf Verpflegung verzichtet werden, wenn unterwegs die Essenholer fielen oder im Feuer versprengt wurden. Auch die Güte der Verpflegung begann nachzulassen. Die Hungerblockade fing an, ihre Schatten zu werfen.

Das Zusammenwirken der vielen ungünstigen Einflüsse hatte allmählich in dem Heere eine graue, hoffnungslose Stimmung aufkommen lassen. Ende August war die Schlachtfront an der Somme dem Zusammenbruch nahe, als

in höchster Not die beiden Feldherren Hindenburg und Ludendorff in die O. H. L. berufen wurden. Der Zauber dieser beiden Namen, zu denen die gesamte Nation in gläubigem Vertrauen emporblickte, wirkte wie ein Wunder. Neue Kraft und neue Hoffnung zogen durch die Reihen des Heeres. Jeder war überzeugt, daß jetzt alles besser werden würde. Der Wille zum Widerstand erhielt eine weitere Stärkung, als die Truppe die Fürsorge der beiden Feldherren auf allen Gebieten wahrnahm. Mit Befriedigung bemerkte auch der Frontkämpfer, daß die gesamte Kriegführung mit gewaltigem Griff auf die unendlichen Bedürfnisse der Materialschlachten zugeschnitten wurde. Es war erstaunlich, wie die ungeheure Tatkraft und der stahlharte Wille der beiden Führer in dem Heere neue Lebens- und Kampfenergien weckten. Nur hierdurch ist es erklärlich, daß die Front in den folgenden Monaten unter dem mit unverminderter Wucht anhaltendem Ansturm der Feinde nicht zerriß, sondern daß die Sommeschlacht als voller Abwehrerfolg der deutschen Waffen abschloß. Das war gleichzeitig aber auch ein Beweis für den unerschöpflichen Vorrat an sittlichem Gehalt und für die Festigkeit der Disziplin des Heeres. Ist die Sommeschlacht das Hohelied deutschen Heldentums, so bildet sie nicht weniger auch den Triumph der in der Wehrmacht maßgebenden Ausbildungs- und Erziehungsgrundsätze. Wären diese auf falscher psychologischer Grundlage aufgebaut gewesen, niemals hätte die Welt das Schauspiel einer Sommeschlacht erblickt, bei der die moralischen Elemente über alle noch so große Übermacht des Materials Sieger geblieben waren.

Aber — bestand das äußere Ergebnis des Ringens an der Somme auch nur in einem geradezu beschämend geringen Geländegewinn der Entente, so durfte darüber nicht übersehen werden, daß die eigentliche Bedeutung der Sommeschlacht auf moralischem Gebiete lag. Da die Veränderungen im Bereich des Seelischen nur schwer wahrnehmbar sind, wurde auch zunächst die tiefgreifende Wandlung, die unter dem Einfluß der Sommeschlacht in der inneren Beschaffenheit des Heeres erfolgt war, nur an wenigen Stellen richtig erkannt.

Das Hauptergebnis der beiden Westschlachten (in diesem Zusammenhang gehört Verdun dazu) war eine schwere Einbuße an Überlegenheitsgefühl des deutschen Soldaten und eine Erschütterung seines Glaubens an den Sieg. An Stelle stolzer Siegeszuversicht trat die viel bescheidenere Hoffnung, unter der Führung Hindenburgs die mit Bestimmtheit zu erwartende neue große Offensive der Entente im nächsten Jahre überstehen zu können. Noch wußte man allerdings nicht recht, wie das geschehen sollte. Man ließ den Kopf hängen, weil man merkte, daß die bisherige rein passive Abwehr in starrer Verteidigung nicht das richtige Mittel gegenüber dem Angriffsverfahren der Materialschlacht war. Jeder wußte, lange konnte das nicht mehr so weitergehen, dann war die Truppe seelisch und körperlich aufgerieben. Nichts schwächt die Kampfmoral des Soldaten mehr als die Erkenntnis, daß die taktischen Formen, in denen er kämpfen muß, nicht mit den Forderungen der Kriegswirklichkeit über-

einstimmen. Mit größter Sorge sah man daher der Wiederholung der feindlichen Offensive entgegen. Es war bezeichnend für die herabgestimmte seelische Haltung des Heeres, daß plötzlich märchenhafte Gerüchte im Umlauf waren über neue, unerhört wirksame Kriegsmaschinen des Gegners, die Ausrüstung der Sturminfanterie mit kugelsicheren Panzern u. dgl. mehr.

Die erschütternden Eindrücke der endlosen Schlachten hatten allenthalben ein starkes Verlangen nach Frieden ausgelöst. Ihre alles zermalmende Gewalt ließ es als einen Glücksfall erscheinen, wenn jemand, besonders als Infanterist, wieder gesund herauskam. Die überwältigende Masse mußte mit Tod, Verwundung oder Gefangenschaft rechnen. Diese Gewißheit stärkte den Selbsterhaltungstrieb und führte damit zu einer umfangreichen Drückebergerei auf dem Wege der Krankmeldung oder der Zurückstellung für die Kriegswirtschaft.

Die furchtbaren Kampfbedingungen bei Verdun und an der Somme hatten die Unterschiede der Daseinsbedingungen in den verschiedenen Gefahrenzonen in grellste Beleuchtung gerückt. Aus dem inneren Gegensatz zu den Stäben, rückwärtigen Formationen und der Etappe zog das Frontkämpfertum den Inhalt seines Artbewußtseins. Es hatte sich in diesem Kriegsjahre als etwas ganz Neues entwickelt. So notwendig es für die Kriegführung war, so mußte es vom Standpunkt der Gemeinsamkeitsseele des Heeres doch als ein psychologischer Nachteil betrachtet werden. Denn jede geistige Strömung, die im Rahmen einer seelischen Gemeinschaft den Anspruch auf ein Sonderdasein erhebt, trägt den Keim für den Zerfall des Ganzen in sich. — —

Gegenüber den Schlachthandlungen im Westen traten die Kämpfe auf dem östlichen Kriegsschauplatz in ihrer Bedeutung für die psychologische Entwicklung des Heeres völlig zurück, obwohl der Ansturm der Russen, besonders die Brussilow-Offensive, eine außerordentlich starke seelische Belastung der obersten Führung mit sich brachte. Für das Heer machte sich die russische Offensive insofern nachteilig bemerkbar, als unvorhergesehen eine Anzahl deutscher Divisionen im Osten eingesetzt werden mußte und dadurch die Ablösungsmöglichkeiten der an den Hauptkampffronten des Westens fechtenden Divisionen verschlechtert wurden. Die Abwehrsiege im Osten waren nicht im Sinne eines moralischen Kraftzuwachses zu werten, sondern wurden mehr als eine selbstverständliche Bestätigung der Überlegenheit des deutschen Soldaten empfunden.

Anders verhielt es sich dagegen mit dem Einfluß des rumänischen Feldzuges auf die Stimmung des Heeres. Dort sah man greifbare Erfolge im Bewegungskriege, die belebend und anfeuernd wirkten. Mit der Freude über die siegreichen Operationen mischte sich die Genugtuung über die gerechte Strafe für die als hinterlistig angesehene Kriegserklärung des Balkanstaates.

Bevor das Jahr 1916 zu Ende ging, sollte das Heer noch einer weiteren starken seelischen Belastungsprobe ausgesetzt werden, die diesmal jedoch nicht von den militärischen Ereignissen ausging, sondern ihre Ursachen in der politischen Handlung des Friedensangebotes hatte, das Deutschland Mitte Dezember überraschend der Entente unterbreitete. Das Friedensangebot erfolgte zu dem

Zeitpunkt, als in der Truppe die Friedenssehnsucht unter der Nachwirkung der großen Westschlachten besonders groß war. Es war daher kein Wunder, daß die plötzliche Aussicht auf Frieden alle geheimen Wünsche nach Beendigung des Krieges schlagartig mit aller Gewalt offen hervorbrechen ließ. Auch die Gedanken der Tapfersten waren in jenen Tagen mit den beglückenden Vorstellungen der Heimat erfüllt. Die Folge dieser Grundstimmung war die Entstehung einer starken Abneigung gegen die Fortsetzung des Kämpfens. Jeder empfand jetzt erst so recht deutlich, wie übergenug er die „Schweinerei" hatte. Mit diesem Worte pflegte man allgemein das Kriegsleben zu bezeichnen. Zu der sich aus dem Friedensangebot von selbst ergebenden Minderung des Kampfwillens gesellte sich noch die niederdrückende Empfindung, daß die deutsche Regierung offenbar selbst nicht mehr an den siegreichen Ausgang des Krieges glaubte, denn um Frieden bittet nicht der Starke, sondern der Unterlegene. Schwäche an höchster Stelle setzt sich nach unten aber immer lawinenartig fort. Ihre Kinder sind Unsicherheit, Mißtrauen und Verzagtheit, alles seelische Faktoren, deren Einwirkung auf ein erschöpftes Heer höchst gefährlich ist.

Die schroffe Ablehnung des deutschen Friedensangebotes ließ alle hochgespannten Erwartungen auf eine Beendigung des Krieges jäh zusammenbrechen. Jedes Gefühl der Enttäuschung ruft Unlustgefühle hervor und wirkt nachteilig auf die Stimmung ein. So konnte es auch nicht ausbleiben, daß die Enttäuschung über die Ablehnung des Friedensangebotes eine seelische Niedergeschlagenheit erzeugte, die einen weiteren Verlust an Kampfenergie im Gefolge hatte. Sie hätte wohl in das Gegenteil, in flammende Empörung und ein gewaltiges Aufbäumen des Widerstandswillens umgewandelt werden können, wenn von der Regierung die psychologischen Möglichkeiten, die sich aus der Haltung der Feinde ergaben, erkannt und ausgenutzt worden wären. Hierzu hätte sie den klaren Vernichtungswillen der Feinde allen vor Augen führen und zu erneuter Erweckung der nationalen Leidenschaften benutzen müssen. Da aber jede psychologische Auswertung in diesem Sinne unterblieb, war das Endergebnis des Friedensschrittes für das Heer seelisch in jeder Weise abträglich. Der Kampfgeist der Feinde erhielt dagegen mächtige Antriebe, weil in dem Friedensangebot in der Welt nur ein Zeichen für das Nachlassen des deutschen Kriegswillens erblickt wurde. — —

Das deutsche Heer hatte am Ende des dritten Kriegsjahres nur noch eine geringe Ähnlichkeit mit dem Heere von 1914. Die Blüte des deutschen Friedensheeres war dahingerafft. Was übrig blieb, nahm immer mehr milizartigen Charakter an. Durch die andauernden starken Abgänge der altgedienten Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften war ein unersetzlicher Verlust des in langer Friedensarbeit mühsam geschaffenen Gutes an militärischem Geist und soldatischer Disziplin eingetreten. Der aus mangelhaft ausgebildetem, ungedientem Landsturm bestehende Ersatz genügte häufig den schweren Anforderungen des modernen Kampfes nicht. Trotz äußerlicher Wahrung der alten

Formen machte sich das Nachlassen der Disziplin überall dort bemerkbar, wo der Soldat sich außerhalb des festen Rahmens seines Verbandes befand. Besonders augenfällig war das hinter der Front während der rumänischen Offensive. General von Falkenhayn gibt von diesen, früher undenkbaren Zuständen ein anschauliches Bild in seinem Buche über den rumänischen Feldzug.

Der Kampfwert der Truppe war im ganzen unverkennbar zurückgegangen. Auch dem aufmerksamen Feinde war das Nachlassen der deutschen Widerstandskraft nicht verborgen geblieben. Er hatte das Empfinden, daß sich das Übergewicht ihm zuneige, und schloß das aus der Leichtigkeit, mit der sich in letzter Zeit Gefangene ergaben, Stellungsteile verlorengingen und Gegenangriffe zu ihrer Wiedereroberung zusammenbrachen.

Das Ende des Jahres sah das Heer in stark erschöpftem Zustande. Eine längere Atempause in den Kämpfen zur Erholung, Auffrischung und Ausbildung der Verbände wurde zu einer dringenden Notwendigkeit.

D. Das Kriegsjahr 1917.

1. Die psychologische Bedeutung des Kriegsverlaufes 1917 für das Heer.

Die längere Kampfpause, die nach Beendigung der Sommeschlacht bis zur Erneuerung der englisch-französischen Offensive im Frühjahr 1917 eintrat, benutzte die O. H. L., um mit höchster Energie den Geist des Heeres zu heben und damit seine Kampfkraft zu stärken. Vor allem mußte es wieder mit neuer Zuversicht und dem Glauben an seine eigene Kraft erfüllt werden. Das war nur möglich, wenn ihm das Gefühl der Hilflosigkeit und Wehrlosigkeit gegenüber dem Wesen der Materialschlacht genommen wurde. Das Mittel hierzu bildete die Anpassung der Abwehrtaktik an die Bedürfnisse des Großkampfes.

Die Richtlinien für die neue Art der Kampfführung wurden in einer Vorschrift niedergelegt, die unter dem Namen „Die Abwehrschlacht" an das Heer ausgegeben wurde. Mit unermüdlicher Tatkraft war die O. H. L. bestrebt, in Verfügungen und Belehrungen aller Art die Truppe mit den Grundsätzen der beweglichen Verteidigung vertraut zu machen. Diese Unterweisungen hatten gleichzeitig den Vorteil, daß das Heer aus seiner geistigen Erstarrung erwachte, weil es in der Beherrschung der Vorschrift ein Ziel vor Augen sah, dessen Erreichung im höchsten Interesse der Gesamtheit der Truppe lag. Die so neu erweckten Willensantriebe machten sich dann auch bald überall wohltuend bemerkbar.

Mit dieser geistigen Schulung des Heeres ging eine umfassende Verstärkung seiner Rüstung Hand in Hand. Die Feuerkraft der Infanteriekompanien wurde durch Einführung der leichten Maschinengewehre um ein Vielfaches gesteigert. Die schweren Maschinengewehre, Artillerie und Flieger erfuhren eine gewaltige Vermehrung. Das Heer fühlte deutlich, wie der von der Entente gewonnene Vorsprung in der Ausrüstung und Bewaffnung zusehends aufgeholt wurde und schöpfte hieraus neues Kraftgefühl. Als besonders wichtiger

Umstand kam aber hinzu, daß die Truppe mit Dank und Befriedigung empfand, daß die O. H. L. die Bedürfnisse der Front klar erkannt hatte und eifrig bemüht war, sie zu erfüllen. Hieraus erwuchs ein festes Band des Vertrauens, das das Heer inniger denn je an die Namen Hindenburg und Ludendorff kettete. Dieser bis zum Frühjahr 1917 von der O. H. L. geleisteten Aufbauarbeit ist es vor allem zu danken, daß das Heer in der Lage war, den furchtbaren Ansturm der Entente bis zum Herbst abzuwehren und darüber hinaus noch Offensivhandlungen vorzunehmen, denen einzigdastehende Erfolge beschieden sein sollten. Die Wintermonate 1916/17 waren ein deutlicher Beweis für die psychologischen Wirkungsmöglichkeiten, die die Person des Feldherrn auch einem Millionenheere gegenüber zum Ausdruck zu bringen vermag.

Die Operationen des Jahres 1917 begannen mit dem genialen Schachzuge der Aufgabe des Frontbogens Arras—Roye—Soissons und des anschließenden Rückzuges in die Siegfriedstellung. Die Bewegung begann am 16. März und warf alle Pläne des völlig überraschten Gegners über den Haufen. Für die seelische Erstarkung des Heeres hatte die Siegfriedbewegung überaus günstige Folgen. Zu den Eigentümlichkeiten jeder Truppe gehört das Bedürfnis nach klarer und fester Führung. Ein großer Entschluß löst stets eine belebende und erhebende Wirkung aus. Sein Einfluß auf eine erschöpfte Truppe ist um so größer, wenn mit ihm Entspannungs- und Erholungsmöglichkeiten verbunden sind. Der Entschluß der O. H. L. zum Rückzug in die Siegfriedstellung war ein gewaltiger Willensakt, weil sie sich damit über den damals die Kriegführung beherrschenden Gedanken von dem Wert des Geländebesitzes hinwegsetzte. So war denn auch die Auswirkung auf die Truppe ganz außerordentlich. Das Heer spürte die Hand des Meisters und war in blindem Vertrauen zur Ausführung aller befohlenen Maßnahmen bereit. Als stimmungförderndes Moment kam die Aufgabe des Sommeschlachtgebietes hinzu. Jedes Schlachtfeld erweckt durch die mit ihm verbundenen Kampferinnerungen ganz bestimmte Vorstellungen und Gefühlseinstellungen im Seelenleben der Truppe. Es ist ein großer Unterschied, ob eine Gegend zum Inbegriff des Sieges und des Ruhms der eigenen Waffen wird oder zu einem Symbol der Öde, des Leidens und des Grauens. Aus solchen Gebieten sehnt sich die Truppe mit allen Fasern ihres Herzens weg. Das war mit dem Gelände der Sommeschlacht der Fall; über jene Wüsteneien geisterte die Erinnerung an das schaurige Ringen. Noch immer lag überall starkes Artilleriefeuer, das die Herstellung von Unterständen unmöglich machte und das Leben zu einer Qual gestaltete. Eine unerträgliche Spannung lastete außerdem auf der ganzen Gegend, weil man jederzeit gewärtig sein mußte, daß sich das Gewitter der feindlichen Offensive mit neuer Kraft entladen würde. Bei der Gefühlslage der Truppe konnte es nicht wundernehmen, daß die ersten Gerüchte von der Rückzugsabsicht wie die Befreiung von einem Alpdruck wirkten. Heller Jubel brach los, als am 9. 2. die militärisch notwendigen Zerstörungs- und Abschubmaßnahmen hinter der Front begannen und damit das Erhoffte zur Gewißheit wurde.

Der Rückzug selbst, der sich unbemerkt vom Feinde vollzog, hob die Stimmung der Truppe in ungeahnter Weise. Er gestattete nicht nur die innere Aufnahme neuer, heiterer Landschaftseindrücke, sondern brachte auch Ablenkung und Zerstreuung aller Art mit sich. Das konnte jetzt alles in Ruhe genossen werden, wußte man doch, daß man für mehrere Wochen nicht an Kampf zu denken brauchte. Die mit der Siegfriedbewegung erreichte Frontverkürzung ermöglichte außerdem das Aussparen von etwa 10 Divisionen, die zur Erholung und Ausbildung in Reserve zurückgezogen werden konnten.

Bevor die Alliierten zur Erneuerung ihrer Angriffe im April schritten, trat mit dem beginnenden Zusammenbruch Rußlands noch ein Ereignis ein, das die Lage der Mittelmächte von Grund auf veränderte und auch die Stimmung des Heeres in günstigster Weise beeinflußte. Jeder ahnte, daß jetzt die Möglichkeit anbrach, den Rücken frei zu bekommen und alle Kräfte für den Entscheidungskampf im Westen zusammenzufassen. Damit belebte sich aufs neue die Hoffnung, nun doch zu einem glücklichen Ende des Krieges zu kommen. Die Lage, die noch kurz vorher so düster erschien, begann sich auf einmal entscheidend für die Mittelmächte zu bessern. Das Heer sah jetzt auch mit ganz anderem Vertrauen in die Zukunft als vorher.

Die neu erstarkte Kraft des deutschen Heeres sollte sich in den großen Abwehrschlachten des Jahres 1917 im glänzendsten Lichte zeigen. Bei der Durchführung ihrer Angriffsoperationen beschritten Engländer und Franzosen verschiedene Wege. Der französische Oberbefehlshaber Nivelle hoffte nach ausgiebiger Artillerievorbereitung die deutsche Front in einem Zuge durchbrechen und im Anschluß daran den Feind aus Frankreich verjagen zu können. Art und Ziel der Offensive bedeutete also eine grundlegende Abkehr von der langsam zermürbenden Materialschlacht. Der französische Angriff traf auf eine wohlvorbereitete Abwehrfront zwischen Soissons und westlich Reims. Er scheiterte unter ungeheuren Verlusten. Auch mehrere Teilangriffe, die sich bis Ende Mai hinzogen, vermochten nichts Nennenswertes zu erreichen. Die Blutopfer und die furchtbaren Enttäuschungen, die den hochgespannten Erwartungen des Entscheidungsangriffes folgten, führten zu einem vorübergehenden moralischen Zusammenbruch des französischen Heeres, der bis zum August jede größere Angriffshandlung ausschloß. Das Schwergewicht der Offensive lag in diesem Jahr bei den Engländern. Im Gegensatz zu den Franzosen entwickelten sie die Materialschlacht bis zur Vollendung. Auf weitreichende strategische Ziele wurde von vornherein verzichtet. Die Offensive stellte sich als eine Reihenfolge örtlich begrenzter Angriffe dar, die diesmal unter schärfster Zusammenfassung des Artilleriefeuers so vorbereitet wurden, daß nach menschlichem Ermessen jeder Widerstand in dem zu erobernden Geländestreifen vernichtet sein mußte. Damit trat der Zermürbungsgedanke in der brutalsten Form seine Alleinherrschaft an. Auf der Grundlage dieses Systems war die größte Schlachthandlung des Jahres, die 100tägige Flandernschlacht, aufgebaut, die am 31. Juli begann und in ihrer Furchtbarkeit sogar noch die Somme-

schlacht übertraf. Sie stellte an die seelische Widerstandskraft der deutschen Verteidiger Anforderungen, die man vorher für unmöglich gehalten hätte. Es war wie ein Wunder, daß trotz der vernichtenden Wirkung des feindlichen Feuerorkans sich immer wieder Männer fanden, die an die Maschinengewehre eilten und das feindliche Vorgehen zum Stehen brachten. Ungeheuer waren auch die blutigen Verluste des tapferen Gegners, dessen Angriffe auf eine auf das Höchste entwickelte Abwehrtaktik stießen. Die siegreiche Durchführung der Flandernschlacht, die als Endergebnis dem Gegner nur einen Geländegewinn von 22 km Breite und 7 km Tiefe gebracht hatte, war der vor aller Welt erbrachte Beweis, daß die Überlegenheit immer noch auf seiten des deutschen Heeres war. Trotz des äußeren Erfolges der deutschen Waffen waren aber die Wunden, die dem Heere in moralischer Beziehung geschlagen worden waren, tief. Der Zermürbungsgedanke hatte fast seinen Zweck erreicht. 86 deutsche Divisionen, darunter eine ganze Anzahl zweimal, waren in der Schlacht zerschlagen worden. Übermenschliches hatte der Soldat ertragen müssen. Die Nervenkraft des Heeres war ohne Zweifel über Gebühr beansprucht worden. Es war dem Zusammenbrechen nahe. Allgemein war das Gefühl, „dies eine Mal haben wir es noch geschafft, das nächste Jahr halten wir es nicht mehr aus". Als Zeichen der sinkenden inneren Widerstandskraft wiederholten sich die Erscheinungen des Drückebergertums und die Zahlen der Versprengten in verschärftem Maße. Die Grundstimmung der Masse war, „Schluß mit dem Kriege. Es hat alles doch keinen Zweck mehr".

Im August gelangen den wiedererstarkten Franzosen zwei größere Angriffserfolge bei Verdun und an der Laffauxecke. Bei der Ermattung des Heeres übten sie eine besonders ungünstige Wirkung auf die Stimmung aus. Recht schmerzlich war der Verlust des so hart umkämpften chemin des dames, der infolge der flankierenden Einwirkung der Franzosen von Laffaux her geräumt werden mußte.

Für die seelische Haltung des Westheeres war die große deutsche Offensive im Osten, in deren Verlauf fast ganz Galizien und die Bukowina vom Feinde befreit wurden, ohne größere Bedeutung, ja sie blieb in der Not der Flandernschlacht so gut wie unbemerkt. Der Osten hatte militärisch fast jedes Interesse verloren. Man wußte, daß die Kampfhandlungen dort nur noch Ausklänge waren. Anders verhielt es sich mit dem überraschend großen Ergebnis des italienischen Feldzuges. Von ihm ging eine starke belebende Wirkung aus, die allerdings wieder verebbte, als die Verfolgung des geschlagenen italienischen Heeres an der Piave zum Stehen gekommen war. Den Abschluß der Kampfhandlungen des Jahres im Westen bildete der deutsche Gegenschlag auf den Tankangriff der Engländer bei Cambrai am 30. November. Er war ein ungeheurer moralischer Erfolg für das Heer. Offenbarte er doch, daß noch immer in der Truppe der alte Angriffsgeist lebte, wenn er nur Gelegenheit zur Betätigung fand. Alles atmete bei dieser Erkenntnis auf und schöpfte neue Zuversicht.

2. Die von außen an das Heer herantretenden Zersetzungsursachen.

a) Die Zersetzung als psychologischer Vorgang.

Die Zersetzung eines militärischen Verbandes ist stets ein massenpsychologischer Vorgang. Sie bedeutet nichts anderes als die Zerstörung der Einheitlichkeit der Gemeinsamkeitsseele des Ganzen und die Ablösung der sie bisher tragenden Gedanken und Gefühle durch neue Ideen und andere Gefühle. Unter deren Einfluß entstehen verschiedene seelische Gruppenbildungen, von denen jede nach Alleinherrschaft strebt. Da die Wirksamkeit der alten Grundideen und Gefühle aber zunächst noch nicht erloschen ist, so bietet ein in Zersetzung begriffener Verband im ganzen das Bild innerer Uneinigkeit. Die verschiedenen Gruppen werden von Mißtrauen, Haß und Machtgelüsten oder auch von heimlicher Angst hin- und hergerissen und sind in ihrer Zusammensetzung dauernden Schwankungen unterworfen. Wir wissen, daß der militärische Wert einer Truppe in demselben Maße abnimmt, in dem sie ihren Charakter als psychologische Einheit verliert. Es ist daher die Aufgabe der Führung, das Umsichgreifen einer erkannten Zersetzung dadurch zu verhindern, daß die die militärische Gemeinsamkeitsseele begründenden Gedanken und Gefühle wieder ihre ursprüngliche Gewalt über die Massen erhalten. Das ist aber nur möglich, wenn es gelingt, den Glauben der Gesamtheit an ihre Richtigkeit wiederherzustellen und eine Gefühlslage zu schaffen, die die Allgemeinheit mit Befriedigung empfindet. Ist das der Fall, dann haben die Zersetzungsideen ihre Macht verloren, die Gefahr kann als beseitigt betrachtet werden. Bekanntlich ist das aber in der Praxis außerordentlich schwierig, weil das Gift der Zersetzung zunächst im Verborgenen unter der Oberfläche wirkt und daher in der Regel nicht rechtzeitig bemerkt wird. So kommt es denn, daß meistens die Zersetzung eines Verbandes erst offenbar wird, wenn die ihr zugrunde liegenden seelischen Antriebskräfte sich fest in der Gedankenwelt der Massen verankert haben.

Die Anzeichen der beginnenden Zersetzung bestehen in dem raschen Nachlassen der militärischen Formen. Diese äußere Lockerung der Disziplin ist natürlich nicht das Ursprüngliche, sondern immer erst die Folge eines vorausgegangenen seelischen Aktes. In dessen Verlaufe werden die soldatischen Grundanschauungen über die militärische Berufsethik in ihr Gegenteil verkehrt. Die Betätigung der Disziplin erscheint nicht mehr als eine aus innerer Überzeugung dargebrachte freiwillige Handlung, sondern als eine drückende Fessel, und die notwendige Unterordnung wird nicht mehr als Gebot sittlicher Pflicht aufgefaßt, sondern als unwürdiger sklavischer Zustand, demgegenüber das Recht des Menschen auf Freiheit angemeldet wird. Mittelpunkt des allgemeinen Hasses sind alle diejenigen Einrichtungen, die zur Erhaltung und Festigung der Disziplin dienen. Daher kommt es, daß bei allen Zersetzungsvorgängen immer wieder dieselben Forderungen von der Masse erhoben werden: An erster Stelle steht regelmäßig die Abschaffung des

Exerzierens, Fortfall oder Einschränkung der Disziplinarstrafgewalt, Aufhebung des Grußzwanges und der Kommandogewalt der Offiziere. Die allgemeine Erbitterung gegen das militärische System findet ihren Höhepunkt notwendigerweise gegenüber den Trägern dieses Systems, den Offizieren. Alle ihre Gerechtsame und Besonderheiten ihrer Stellung werden als persönliche Beleidigung der Untergebenen empfunden und wirken aufreizend.

So bildet sich unter dem Einfluß dieser Zersetzungsgedanken aus der wohlgefügten Truppe eine psychologische Zufallsmasse mit allen Besonderheiten einer solchen. Ihre Suggestivität, Unduldsamkeit und Erregbarkeit sind ebenso groß wie ihre Leichtgläubigkeit und ihr Streben nach Macht. Gelingt es nicht, diese Entwicklung mit geistiger Überlegenheit, bei der Verständnis für die inneren Bedürfnisse der Truppe und die Anwendung von Zwangsmitteln im richtigen Verhältnis zueinander stehen müssen, zu unterbinden, dann wird es zum völligen Zerfall des Heeres kommen.

Nunmehr müssen wir uns dem Ursprung der die Zersetzung herbeiführenden seelischen Faktoren zuwenden. Dieser Ursprung kann verschieden sein. Einmal kann es sich um Ursachen handeln, die unmittelbar oder mittelbar von außen her an die Truppe herangelangen. Abgesehen von den Auswirkungen des Kriegsgeschehens rechnen zur Art der unmittelbaren Ursachen alle Versuche, die den ausgesprochenen Zweck der Zersetzung verfolgen. Sie geschehen durch Wort oder Schrift. Einen mittelbar zersetzenden Einfluß können alle die Zustände ausüben, von denen eine bestimmte abträgliche seelische Wirkung auf das Heer ausstrahlt, ohne daß die Absicht der Zersetzung an sich vorliegt. Es handelt sich hierbei, wie wir sehen werden, um das gesamte Gebiet der innerpolitischen Verhältnisse oder allgemeiner wirtschaftlicher Spannungen, die die Denkweise des Volkes in eine Richtung lenken, die den Zielen und Zwecken des Heeres zuwiderläuft. In einem geordneten Staatswesen werden diese Einflüsse im allgemeinen nur in den Erschütterungen eines großen Krieges greifbare Gestalt annehmen, mit dessen Dauer und zunehmender Heftigkeit sie an Bedeutung gewinnen.

Die Zersetzungsmöglichkeiten eines Heeres beschränken sich aber nicht nur auf die Gruppen der von außen an die Truppe herankommenden Einflüsse. Sehr häufig liegen ihre Ursachen auch in den inneren militärischen Zuständen. Ihren Ausgangspunkt bilden Mißstimmungen, die durch falsche Behandlung der Untergebenen, Ungerechtigkeiten oder Fehler auf dem Gebiete der Verpflegung, Bekleidung und Unterbringung hervorgerufen werden. Die sich hieraus für den Geist und die Disziplin ergebenden nachteiligen Folgen werden um so größer sein, je gereizter die Grundstimmung der Masse infolge seelischer und körperlicher Überanstrengung ist. Sie können so weit gehen, daß die Mehrzahl der Soldaten in einen inneren Widerspruch zu dem Wesen des Heeres gerät, in dem nur eine Einrichtung der Willkür und Ausbeutung der rechtlosen Untergebenen erblickt wird.

Ebensogut wie einzelne der gezeichneten Zersetzungsursachen auf ein Heer

einwirken, kann es auch ihre Gesamtheit. Das deutsche Heer bildet im Weltkriege für diese Tatsache ein Beispiel. Zur Klarstellung dieser Zusammenhänge müssen wir uns zunächst der Heimat zuwenden.

b) Die von der Heimat ausgehenden mittelbaren Zersetzungsursachen des Heeres.

Das Jahr 1917 bedeutete insofern einen Wendepunkt in der psychologischen Entwicklung des Heeres, als die Entstehung der Zersetzungsursachen sich nicht mehr allein aus dem Kriegsgeschehen ergab, sondern jetzt auch die Heimat an ihrer Hervorbringung maßgebend beteiligt war. Diese auffallende Erscheinung bedarf der Erläuterung.

Wir hatten bereits gesehen, daß ein Heer der allgemeinen Wehrpflicht nicht ein selbständiges Gebilde an sich ist, sondern seelisch und körperlich nur als Teil des Volksganzen begriffen werden kann. Trotz dieser nahen Verbundenheit deckt sich aber der massenpsychologische Charakter des Heeres keineswegs mit dem des Volkes. Im ersten Teil des Buches haben wir die Entstehung der militärischen Massenseele als eine künstliche, zweckbetonte Schöpfung kennengelernt, mit scharfer Abgrenzung nach außen und höchster Klarheit und Festigkeit nach innen. Ihre Schaffung und Erhaltung war nur dadurch möglich, daß die verschiedenartigen Elemente, aus denen sich die Bevölkerung zusammensetzt, durch die militärische Erziehung und Ausbildung eine gleichmäßige Formung ihres Charakters und eine weitgehende Übereinstimmung ihrer seelischen Merkmale erhielten.

Dieser geschlossenen Welt des Soldatentums steht das Volk als eine lose zusammenhängende Masse von Einzelpersönlichkeiten gegenüber, deren Seelenleben weniger von dem Bewußtsein gemeinsamen Volkstums getragen, als vielmehr von Ichstrebungen, Familienbindungen und Gruppeninteressen beherrscht wird. Nur bei großen nationalen Erschütterungen bricht das Gefühl des Blutes mächtig hindurch und verbindet die verschiedenen Schichten, Kreise und Parteien zu einer Einheit. Am stärksten ist das bei dem Ausbruch eines Krieges der Fall. Unter dem Einfluß des plötzlichen, ungeheuren, gemeinsamen Schicksals und der aus dem Unbewußten der menschlichen Seele hervorbrechenden Kriegsbegeisterung erhält das Volk den Charakter einer psychologischen Menge. Im Gegensatz zu der Gemeinsamkeitsseele des Heeres weist die so entstandene des Volkes aber die typischen Kennzeichen einer psychologischen Zufallsmenge auf. Da für diese Art der psychologischen Massenbildung ihre rasche Entstehung ebenso wie ihr schneller Zerfall eigentümlich ist, so ist auch die Erscheinung eines Volkes als psychologische Menge immer nur von vorübergehender Dauer. Denn sobald das Strohfeuer der Kriegsbegeisterung verschwindet und der Krieg wegen seiner Länge zur Gewohnheit wird, nimmt das öffentliche Leben wieder seinen Normalzustand an, an Stelle der psychologischen Einheit der Nation treten die alten Gruppenbildungen und die Unzahl der Sonderinteressen, die den Lebensinhalt der einzelnen ausmachen.

Für die Kriegführung ist die seelische Haltung der Bevölkerung von ausschlaggebender Bedeutung. Je stärker der allgemeine Kriegswille ist, je geschlossener die Gesamtheit hinter dem Heere steht, um so größer ist der geistige Kraftstrom, den die Truppe aus der Heimat empfängt. Das allgemeine Vertrauen, die Achtung und die Liebe, von denen das Heer getragen wird, wirken stets im Sinne eines gewaltigen Zuwachses an moralischer Kraft und kriegerischer Leistung. So war es 1914 gewesen, als das Heer durch die jubelnde Kriegsbegeisterung des Volkes geradezu über sich selbst hinausgehoben wurde. Auch im Jahre 1915 und bis tief in das Jahr 1916 hinein hatte das Heer aus dem kraftspendenden Born der Heimat immer wieder seinen Lebensstrom ergänzt.

Allmählich hatte sich das seelische Bild der Heimat aber gewandelt. Zunächst war mit der zunehmenden Länge des Krieges die Begeisterung zurückgegangen und hatte mehr und mehr dem Gefühl der Gleichgültigkeit Platz gemacht. Im Verlaufe dieser Entwicklung hatte auch das geistige Leben wieder völlig seinen friedensmäßigen Charakter angenommen. Das Gefühl für die Notwendigkeiten des Krieges wurde überwuchert von den persönlichen Berufs-, Vereins- und Parteiinteressen. Die Folge dieses Zerfalls der psychologischen Einheit bestand in der Verminderung des Willens und der Fähigkeit im Ertragen der Leiden und Entbehrungen des Krieges.

Die sich zu einer furchtbaren Gewalt steigernde Kriegführung, die mit harter Hand in alle Zweige des öffentlichen und privaten Lebens eingriff, sowie die durch die Hungerblockade hervorgerufene Unterernährung im Verein mit dem Mangel an allem, was der Mensch sonst zum Leben braucht, hatte zu einem erschreckenden seelischen und moralischen Niedergang des Volkes geführt. Verzagtheit und Mutlosigkeit gaben der Stimmung der Massen das Gepräge. Der Kriegswille war in weiten Kreisen so erlahmt, daß man lieber ein Ende mit Schrecken als die Fortsetzung der Leiden des Krieges wünschte. Der Kraftstrom der Heimat, der immer spärlicher geworden war, war im Jahre 1917 nicht nur ganz versiegt, sondern hatte sich sogar in entgegengesetzter Richtung entwickelt. Die Heimat zehrte jetzt von der Kraft des Heeres. Daß das überhaupt möglich war, erklärt sich nur aus der Moral des Heeres, aus der Dauerhaftigkeit seiner Gemeinsamkeitsseele und der Festigkeit seiner Disziplin.

Aus der Masse der innerpolitischen und kriegspsychologischen Probleme in der Heimat gewann eine Anzahl für die seelische Entwicklung des Heeres besondere Bedeutung. Hierzu gehörte zunächst die Kriegszielfrage.

Im Jahre 1917 hatte der Zerfall des einheitlichen Kriegswillens in Deutschland zu scharfen innerpolitischen Kämpfen um die Kriegsziele geführt. Unter seiner Auswirkung war die Spaltung der Bevölkerung in mehrere Gruppen eingetreten. Die Heftigkeit und Gehässigkeit, mit der die Gegensätze in der Auffassung über die Kriegsziele ausgetragen wurden, zeigten dasselbe Bild politischer Instinktlosigkeit des deutschen Volkes wie von jeher in seiner Geschichte. Anstatt in den Feinden die Urheber allen Leides zu erkennen und

die Kräfte zu ihrer Bekämpfung zusammenzufassen, sucht es stets die Schuld in den eigenen Reihen und beginnt gegen sich selbst zu rasen.

Der psychologische Ursprung der Kriegszielfrage lag in dem Umstand, daß es für Deutschland nach seiner Einigung keine positiven Ziele mehr gab, deren Erreichung von der gesamten Nation als Lebensbedürfnis empfunden worden wäre. Bismarck selbst hatte gesagt, daß Deutschland saturiert sei. In diesem Mangel lagen Schwächemomente ersten Ranges für die Entfaltung des Kriegswillens. Im Gegensatz zu den Völkern der Entente, von denen jedes einzelne aus dem Vorhandensein klarer ideeller und politischer Kriegsziele immer wieder neue Antriebe zur Fortsetzung des Krieges gewann, trat in Deutschland eine große seelische Leere ein, nachdem die Begeisterung der ersten Monate verraucht und die Empörung über die Einkreisung der Alliierten abgeklungen war. Diese eigenartige geistige Lage bildete die Voraussetzung dafür, daß die Frage nach dem Sinn des Krieges überhaupt eine derartige Rolle in dem Denken des Volkes spielen konnte. Den unmittelbaren Anlaß zu dieser Fragestellung gab das Mißtrauen, daß die nicht abzusehende Dauer des Krieges erzeugt hatte, das Mißtrauen sowohl in den glücklichen Ausgang des Krieges als auch hinsichtlich der völligen Gerechtigkeit der eigenen Sache. Mit der Erschütterung des Glaubens an diese beiden Grundpfeiler jeden Kriegswillens mußten sich aber von selbst Zweifel und Kritik an dem Zweck und Ziel des Krieges erheben. Immer drängender wollte man wissen, wofür man denn schließlich kämpfte, und zu welchem Zweck die ungeheuren Opfer gebracht werden sollten. Die Regierung erkannte nicht die kriegsentscheidende Bedeutung einer psychologisch richtigen Behandlung des ganzen Problems. Sie fand keine positive Antwort auf alle die anstürmenden Fragen und beschränkte sich nur auf die negative Formel des Durchhaltens. Hierdurch wurde das Gegenteil von einer Beruhigung erreicht. Infolge des Verzichts der Regierung auf Führung in dieser Frage schritten die Parteien zur Selbsthilfe und stellten von sich aus Kriegsziele auf, in denen sich ihre politische Grundeinstellung und ihre Auffassung vom Kriege widerspiegelten. Auf der einen Seite standen die sogenannten Annektionspolitiker, für die nur der Gedanke eines Siegfriedens mit Gebietszuwachs und Kriegsentschädigung in Frage kam, auf der anderen die Anhänger eines Verständigungsfriedens ohne Entschädigungen und Annektionen, eine Richtung, aus der sich später die Forderung eines Friedens um jeden Preis entwickelte.

Die sich befehdenden Parteigruppen schoben sich gegenseitig die Schuld an der Verlängerung des Krieges zu. Den Annektionspolitikern wurde vorgeworfen, daß sie durch ihre uferlosen Forderungen den Feind verhinderten, die Friedenshand auszustrecken. Umgekehrt hielt man den Anhängern des Verständigungsfriedens entgegen, daß ihre Haltung dem Gegner als Schwäche erscheinen müßte und dadurch sein Vernichtungswille gefördert würde.

Der hemmungslose Streit um die Kriegsziele, von dem ganz Deutschland widerhallte, mußte bei der engen geistigen Verbundenheit von Front und

Heimat für die moralische Beschaffenheit des Heeres die verderblichsten Folgen haben. Er trug dazu bei, Zweifel und Verwirrung in die Reihen der Truppe zu tragen, was im Verein mit dem allgemeinen Erschöpfungs- und Reizzustande ihrem Kriegswillen äußerst abträglich war. Denn eine Truppe, die ohne Einsicht in ein klares Ziel kämpft, geht unweigerlich in ihrer Kampfenergie zurück.

Es war kein Wunder, daß der von der Not des Krieges am meisten bedrängte Frontkämpfer sich erst recht Gedanken über den Zweck der Fortsetzung des Kämpfens machte. Wofür geschah das eigentlich? Darüber war sich die überwältigende Mehrzahl wohl klar, daß niemand Lust hatte, für irgendwelche uferlosen Eroberungen oder dynastischen Interessen die furchtbaren Leiden des Krieges weiter zu erdulden, falls man einen erträglichen Frieden haben konnte. Natürlich kamen nur ehrenvolle Bedingungen in Betracht. Von einer Schmälerung Deutschlands konnte keine Rede sein. So wurde auch der Gedanke einer etwaigen Abtretung Elsaß-Lothringens geschlossen abgelehnt. Um diesen Preis war man auf jeden Fall zu weiterem Kampfe bereit.

Für die Moral des Heeres war es außerordentlich nachteilig, daß der Streit um die Kriegsziele in der Heimat bei vielen den Glauben erweckte, Deutschland könne Frieden haben, wenn es nur ernstlich wolle. Von selbst mußte sich da die Frage nach der Schuld an der Verlängerung des Krieges aufdrängen. Wen konnte sie anders treffen als die Persönlichkeiten, die an dem Kriege verdienten oder sonstige Vorteile von ihm hatten. Das waren aber doch nur die Kapitalisten und die Offiziere, an deren Spitze der Kaiser stand. Mit diesen Anschauungen hielten Gedankengänge ihren Einzug in das Heer, die in gleicher Weise zu einer Gefahr für dessen seelische Einheit und die Disziplin wurden. Die innere Festigkeit des Heeres war nicht zum wenigsten dadurch begründet, daß der Spaltpilz des Klassenhasses, der im Staatsleben der Entfaltung eines einheitlichen nationalen Willens so hinderlich war, im Heere keinen Raum hatte. Die bürgerlich-sozialen Gegensätze waren durch das militärische System, das sich auf Befehl und Gehorsam gründet, aufgehoben. Jetzt trat durch die Auffassung von der Schuld des Kapitalismus an der Verlängerung des Krieges hierin an vielen Stellen eine Wandlung ein. Der Soldat, insbesondere der aus der Industriearbeiterschaft stammende, begann mehr und mehr seine Stellung mit den Augen des proletarischen Arbeitnehmers zu betrachten und sich als Ausbeutungsobjekt der herrschenden Klassen und der Offiziere zu fühlen. Die Interessen des Offizierkorps, vor allem die der höheren Stäbe, deren friedensmäßige Lebensweise in zunehmendem Maße Verbitterung erregte, erschienen nicht mehr mit denen der Truppe gleichgerichtet. Die notwendige Folge des hieraus entstehenden inneren Gegensatzes zu der gesetzmäßigen Führerschicht war aber ein Rückgang der Autorität von oben und ein Nachlassen des Willens zum Gehorsam von unten.

In diesem Zusammenhange erschien auch die Person des allerhöchsten

Kriegsherrn allmählich in einem anderen Licht. Die Idee des Kaisertums, eine der tragenden Säulen der Gemeinsamkeitsseele des Heeres, trat zurück vor den äußerlich sichtbaren, materiellen Seiten der Lebenshaltung des Trägers der Krone. Wo das Denken vom Militärischen zum Klassenkämpferischen abgewandelt war, glaubte man in dem Kaiser den Hauptvertreter des Großkapitalismus zu sehen, der aus einer Verlängerung des Krieges besondere Vorteile zog.

Aus dem Gesagten ergibt sich also, daß durch seine seelischen Folgen der Streit um die Kriegsziele einen Teil der sittlichen Grundlagen des Soldatentums erschütterte. Ihre weitere Zersetzung erfolgte durch die Wahlrechtsfrage.

Obwohl sie verfassungsrechtlich eine rein preußische Angelegenheit war, hatte sie sich dennoch zu einer innenpolitischen Frage erster Ordnung des Reiches entwickelt. Schon im Frieden von den Parteien heiß umstritten, wurde das preußische Dreiklassenwahlrecht im Kriege gleichsam zum Symbol der Abneigung und des Hasses, die sich in den breiten Massen des Volkes gegen das in Preußen-Deutschland herrschende Staats- und Regierungssystem angesammelt hatte. Der Kampf um das Wahlrecht hatte die Bevölkerung in zwei Lager gespalten, die sich gegenseitig mit maßloser Heftigkeit bekämpften. Die Rechtsparteien widersetzten sich mit allen Mitteln einer Änderung, weil sie dadurch die Zerstörung des aristokratisch-feudalen Zuschnittes des Staates, in dem sie seine Stärke erblickten, befürchteten. Die Krone hatte im April dem Druck der linken Parteien nachgegeben und in der sogenannten Osterbotschaft den freiheitlichen inneren Ausbau des Staates und die Aufhebung des Dreiklassenwahlrechts verkündet. Da dem Versprechen aber keine Tat folgte, sondern die Behandlung der Frage sich unter heftigsten parlamentarischen Kämpfen während des Krieges ergebnislos hinschleppte, war sie der Gegenstand dauernder größter Erregung der öffentlichen Meinung und eine Quelle gegenseitiger gehässigster Verleumdungen. Psychologisch gesehen, kam die Verschleppung der Wahlrechtsfrage der äußersten Linken zugute, weil die mit ihr verbundene Verbitterung und das Mißtrauen der Massen gegen die Regierung ihren staatszerstörenden Ideen entgegenkam und ihnen stets zugkräftiges Propagandamaterial lieferte.

Wenn auch bei dem unpolitischen Charakter des Heeres der Kampf um das Wahlrecht zunächst nur geringe Anteilnahme erweckte, so änderte sich das doch mit der zunehmenden Zersetzung. Je größer die Erschöpfung wurde und je mehr die einigende Kraft der Gemeinsamkeitsseele zurückging, die Disziplin sich lockerte und die Friedenssehnsucht stieg, um so stärkeren Widerhall fanden alle politischen Vorgänge im geistigen Leben der Truppe. Betrachtet man die Einwirkung der Wahlrechtsfrage im ganzen auf die innere Beschaffenheit des Heeres, so lassen sich die Nachteile deutlich in dreifacher Richtung erkennen.

Besonders schwerwiegend war es, daß die Wahlrechtsfrage zum Zerreißen der von Heer und Heimat gebildeten seelischen Einheit beitrug und damit den

Wechselstrom gegenseitiger Kraftzufuhr unterband. Das Heer fühlte sich in seinem schweren Ringen von der Heimat nicht mehr verstanden. Mit Ingrimm blickte es auf die Parteien, die rücksichtslos und ohne jedes Verständnis für den furchtbaren Ernst der Lage wie im tiefsten Frieden ihre Kämpfe in der politischen Arena aufführten. Die Mißstimmung ging sogar so weit, daß man der Bevölkerung das Kennenlernen des Kriegsschreckens gönnte, um sie an die Wirklichkeit zu erinnern. Häufig hörte man in jenen Tagen im Soldatenmunde Reden, wie: „Die Kosaken müßten einmal Berlin überplündern“ oder „Denen zu Hause geht es zu gut, die müßten mal alle hier vorne zu uns in die Schweinerei.“ Ähnlich wie die Kriegszielfrage beförderte der Streit um das Wahlrecht auch das Eindringen der politischen Vorstellungen von den Klassengegensätzen in die Truppe. Es war gar nicht zu umgehen, daß die Leute auch für und wider das Wahlrecht Stellung nahmen und in heftigen Debatten ihre Ansichten äußerten. Jedes Eindringen parteipolitischer Gedanken ging aber auf Kosten der seelischen Einheitlichkeit des Heeres und des militärischen Denkens und Fühlens überhaupt. Unwillkürlich schenkte man auch den sozialistischen Parteien mehr Gehör, die mit dem Schein des Rechts die Ansicht vertraten, daß es der Regierung gar nicht Ernst mit der Einlösung der in der Osterbotschaft gegebenen Versprechungen sei. Damit sind wir bei dem dritten Nachteil, der sich aus der Wahlrechtsfrage für das Heer ergab, angelangt. Er bestand in nichts Geringerem als einem außerordentlichen Autoritätsverlust der Regierung. Für das einfache Denken des Soldaten gab es nur zweierlei. Entweder war sie unaufrichtig oder zu schwach, um ihren Willen durchzusetzen. In jedem Fall gebrach es ihr aber an Führereignung. Zur Minderung ihres Ansehens trug auch ihr überall gefühlter Gegensatz zu den verehrten Feldherren in der O. H. L. bei. Wir haben bereits früher den Einfluß erwähnt, den die Beschaffenheit der Staatsgewalt immer auf die Disziplin eines Heeres ausübt. Die staatliche Zügelführung muß in den Notzeiten eines Krieges besonders fest sein. Ist das nicht der Fall, so reißt mit großer Geschwindigkeit eine Mißachtung aller gesetzlichen Einrichtungen und Verordnungen ein. Das Rechtsbewußtsein trübt sich, und die Sitten lockern sich, weil die Angst vor den Zwangsmitteln des Staates fehlt. Der allgemeine Rückgang von Zucht und Ordnung läßt auch das Heer nicht unberührt. Er äußert sich dort als eine Schwächung der Kommandogewalt und als Stärkung des Geistes der Unbotmäßigkeit. Alle diese Folgen traten auch in dem deutschen Heer infolge der unentschlossenen und schwächlichen Haltung der Regierung ein.

Die Bedeutung des moralischen Niederganges der Heimat für das Heer.

Einen noch stärkeren Einfluß als die politischen Verhältnisse der Heimat übte der sittliche Verfall des Volkes auf die seelische Entwicklung des Heeres aus. Er war als eine unmittelbare Folgeerscheinung der geistigen und körper-

lichen Überanstrengung entstanden und hatte daher in demselben Maße zugenommen, in dem die Leiden und Entbehrungen des Krieges an der Nervenkraft des Volkes zehrten. Er kennzeichnete sich als Unvermögen, alle diejenigen Gedanken, Triebe und Gefühle zu hemmen, die in normalen Zeiten entweder praktisch keine Rolle spielen, oder deren Niederhaltung ohne weiteres gelingt. Diese Hemmungslosigkeit erstreckte sich vor allem auf die große Masse der Ichstrebungen und die zahlreichen Erscheinungsformen des Selbsterhaltungstriebes. Die Ichstrebungen brachen bei einem großen Teil der Bevölkerung mit solcher Gewalt hervor, daß sie den Gemeinschaftsgeist und damit auch den zur Durchführung eines Krieges nun einmal unentbehrlichen Opfersinn abtöteten. Begünstigt wurden sie durch die Ausbreitung des materialistischen Denkens, das sich als natürliche Folge der Lebensmittelknappheit und der allgemeinen Not ergab. In der Zunahme des Selbsterhaltungstriebes spiegelte sich nichts anderes als die Angst vor den Schrecken der Front wider. Der Selbsterhaltungstrieb erhielt außerdem noch eine kräftige Förderung durch die gesunkene Siegeszuversicht, von der aus der Einsatz des Lebens nur als nutzloses Opfer für eine verlorene Sache erschien.

Unter dem Überhandnehmen dieser minderwertigen seelischen Triebkräfte trat ein Wandel in der Gesamtmoral des Volkes ein. Vieles, was früher als verwerflich galt oder als ehrenrührig abgelehnt wurde, entschuldigte man jetzt nicht nur, sondern hielt es geradezu für erlaubt.

Der moralische Verfall der Heimat war untrennbar verbunden mit der Organisation der Zwangswirtschaft, der Einführung des sogenannten Hindenburgprogramms, das die gesamte Industrie auf die Bedürfnisse des Krieges umstellte, und der verderblichen Fassung des Hilfsdienstgesetzes.

Die an sich notwendige Zwangswirtschaft hatte nicht nur die üblen Erscheinungen des Schleichhandels und des Schiebertums großgezogen, sondern darüber hinaus zu einer allgemeinen Umgehung der gesetzlichen Vorschriften geführt. Da die auf den Kopf der Bevölkerung zustehende Menge an Nahrungsmitteln zur Erhaltung des Lebens kaum noch ausreichte, griff jeder zur Selbsthilfe und verschaffte sich Lebensmittel, wo und wie er konnte. Unmerklich war mit dem Kampf ums Dasein eine immer nachdrücklichere Verschiebung der Begriffe von Recht und Unrecht eingetreten. Das ständige Übertreten der gesetzlichen Bestimmungen führte zu einer starken Erschütterung des Glaubens an die staatliche Autorität und damit zu einer Verminderung der seelischen Abwehrkräfte gegen die Strömungen, die sich die Zerstörung der bestehenden staatlichen Zustände zum Ziel gesetzt hatten.

Die großen Verdienstmöglichkeiten, die sich aus dem unersättlichen Bedarf des Heeres an Ausrüstungsgegenständen, Bewaffnung und Bekleidung ergaben, hatten in der Heimat einen starken Anreiz für die Entwicklung des Händlergeistes gebildet und damit die Schicht der Kriegsgewinnler entstehen lassen, denen es gelungen war, unter rücksichtsloser Ausbeutung der wirtschaftlichen Verhältnisse große Vermögenswerte anzusammeln. Entsprechend der

egozentrisch-materialistisch eingestellten Grundanlage des Händlergeistes führten die Kriegsgewinnler ein üppiges Leben, das in schroffem Widerspruch zu der Not des Volkes stand und überall Neid und Haß erregte. Der Kriegsgewinnler, der den Krieg lediglich vom Standpunkt eines glänzenden Geschäfts aus betrachtete, machte durch die Art seines Auftretens kein Hehl daraus, daß ihm an einer baldigen Beendigung des Krieges nichts gelegen wäre.

Das Hilfsdienstgesetz trug den Stempel der Ungerechtigkeit an der Stirn, weil die eingezogenen Hilfsdienstpflichtigen bei leichtem Dienst eine erheblich höhere Besoldung erhielten als die an der Kampffront stehenden Soldaten. Das Hindenburgprogramm wirkte sich nach mehreren Richtungen nachteilig aus. Einmal brachte es der Arbeiterschaft eine gewaltige Steigerung der Löhne, denen gegenüber die Besoldung des Soldaten gleich Null war. Durch eine Reihe von Zugeständnissen hatte man die Arbeitswilligkeit der Arbeiter zu heben versucht, damit aber nur ihre Begehrlichkeit gereizt und ihr Machtbewußtsein gestärkt. Die Folge hiervon war ein weiteres Vordringen der sozialistisch-proletarischen Gedankenwelt, was einer Herabminderung des nationalen Gefühls entsprach und auf Kosten des Bewußtseins der Volksgemeinschaft ging.

Von noch größerer Bedeutung war es, daß durch das Hindenburgprogramm das Heer unmittelbar in Mitleidenschaft gezogen wurde. Das geschah durch den Ausfall der für die Kriegsindustrie von dem Kriegsministerium reklamierten Soldaten. Der Kraftverlust für das Heer war groß, weil die Zahl der Zurückgestellten ins Riesenhafte anschwoll. Betrug sie doch bereits im Januar 1917: 838 996 kriegsverwendungsfähige Männer, um bis zum Januar 1918 auf 1 097 108 zu steigen. Mit dem Verlust an physischer Kraft ging ein noch größerer seelischer Hand in Hand. In dem Zurückstellungswesen war ein Weg gefunden, um für immer der Front den Rücken zu kehren. Diese Möglichkeit ließ den Selbsterhaltungstrieb in ungeahnter Weise emporschnellen. Ein ungeheurer Drang, durch Zurückstellung in die Heimat zu kommen, setzte ein. Die nach Hause fahrenden Soldaten wurden von den zurückbleibenden mit dem Gefühl des Neides, durchsetzt mit Haß, betrachtet. Wer es verstand, fortzukommen, galt als klug und gewandt, während sich der Mann der Front für ein beklagenswertes Opfer der Verhältnisse hielt. So trug das Hindenburgprogramm dazu bei, allmählich einen völligen Wandel in dem Sinn des Soldatentums eintreten zu lassen. Was früher als groß und erhebend, als Ausdruck höchsten Mannestums erschien, galt nichts mehr und hatte bestenfalls noch für Phantasten und Narren Bedeutung. Mit dieser Auffassung wurde der Inhalt des soldatischen Ethos, der Einsatz des Lebens für die Ehre und Freiheit des Vaterlandes, der Gedanke des Opfers für die Volksgemeinschaft, auf das tiefste erschüttert. Mit dem Verlust seiner sittlichen Begründung verliert aber auch der Kampf seine innere Berechtigung und sinkt in die Sphäre des gemeinen Mordes hinab. Nur aus dieser Veränderung der Denk-

weise erklärt es sich, daß das damals gebräuchliche, hetzerische Schlagwort: „Der Soldat muß für fünfzig Pfennige morden“ von vielen geglaubt wurde.

Der ungeheure Unterschied zwischen den Löhnen der Kriegsdienstpflichtigen sowie der Rüstungsarbeiter auf der einen und der Soldatenbesoldung auf der anderen Seite erweckte im Heer nicht nur die größte Erbitterung, sondern verminderte auch gleichzeitig das Wertbewußtsein der Truppe. Denn durch diese Art der Entlohnung wurde ihr klar gemacht, daß die Tätigkeit des Frontsoldaten, der täglich sein Leben einsetzt, niedriger bewertet wurde als die ruhige und sichere Arbeit in der Heimat. Durch diese Minderbewertung wurde aber der Berufsstolz des Soldaten auf das empfindlichste verletzt, ein Nachteil, der sich unweigerlich als Rückgang der militärischen Leistung auswirken mußte.

Verschieden waren die Wege, auf denen sich der moralische Niedergang der Heimat, das Erlahmen des Kriegswillens und die allgemeine seelische Niedergeschlagenheit dem Heere mitteilten. An erster Stelle stand die Feldpost. In unzähligen Klagebriefen erfuhren die Soldaten von ihren Angehörigen die Mißstände und den unerträglichen Mangel an allem sowie die allgemeine Erbitterung, die über die Fortdauer des Krieges herrschte. Schwer lastete die wirtschaftliche Notlage der um ihr Dasein ringenden Familien auf den an der Front stehenden Ernährern. Die Sorge um die Seinen schwächte den Kampfwillen des Soldaten und förderte seinen Groll gegen alles, was mit dem Kriege zusammenhing.

Auf Urlaub kam der Feldsoldat in unmittelbare Berührung mit dem Geist der Heimat. Da hatte er Gelegenheit, sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie überall die Eigensucht herrschte und Verstöße gegen Recht und Gesetz ungestraft an der Tagesordnung waren. Es war unausbleiblich, daß durch das schlechte Beispiel auch in seiner Seele alle die Triebe gefördert wurden, die dem militärischen Gemeinsamkeitsgefühl abträglich waren. Der Anblick der Kriegsgewinnler und Schieber aller Art sowie die überall anzutreffende Verständnislosigkeit für das Heer verstärkte nicht nur den Widerwillen des Frontsoldaten gegen die Heimat, sondern auch gegen die Fortsetzung des Krieges. Mit Macht drängte sich jetzt die Frage nach dem Zweck des Krieges auf. Unter dem Eindruck der Zustände in der Heimat gab es für den Soldaten nur eine Antwort: Er mußte bluten und leiden nur für den Geldsack der Kriegsgewinnler und die „Reichen“ im allgemeinen. Verglich er sein eigenes Leben mit dem Genußdasein der Kriegsgewinnler, so entstand eine Erbitterung, unter deren Einfluß auch der Willigste mit dem Schicksal, das die Lasten so ungleich verteilt hatte, zu hadern begann.

Schließlich brachte der Ersatz, der zur Auffüllung der Verluste dauernd dem Heere nachgeschoben werden mußte, die geistige Beschaffenheit der Heimat zur unmittelbaren Auswirkung in den Reihen der Truppe. Allerdings nicht in derselben Schärfe und Vollständigkeit. Denn während der Ausbildung beim Ersatztruppenteil hatte sich der Geist der Ersatzmannschaften im militärischen Sinne gewandelt und damit viel von den gegen den Krieg gerichteten Stre-

bungen verloren. Trotzdem war ein Rückgang in moralischer und körperlicher Beziehung unverkennbar. Die Drückebergerei hatte einen außerordentlichen Umfang angenommen. Ein großer Teil der Eingezogenen hatte in der Kriegsindustrie bereits hohe Löhne bezogen und sah sich nun als Soldat materiell um so vieles schlechter gestellt, ein Umstand, der nicht zur Hebung der Dienstfreudigkeit und des soldatischen Selbstbewußtseins beitrug. Hinzu kam, daß die Tätigkeit in der Industrie auch bei vielen das Selbstbewußtsein stark gefördert hatte und dort, wo die Erziehung der im Felde stehenden Väter gefehlt hatte, ein schrankenloser Egoismus entstanden war. Dieser war auch bei den älteren Jahrgängen nicht weniger entwickelt, wenngleich seine Triebfedern auf anderen Gebieten lagen. Angesichts des allgemeinen Widerwillens gegen den Krieg erwuchs den Ersatztruppenteilen eine außerordentlich schwierige Aufgabe in der seelischen Einfügung der Mannschaften in das Heer. Sie gelang im großen und ganzen überraschend gut. Wenn sich auch ein nicht unerheblicher Teil der Rekruten als Ausfall erwies, so suchte doch die überwältigende Mehrzahl innerhalb der Grenzen ihrer Möglichkeiten ihre Pflicht zu erfüllen. Der beste Beweis hierfür war die siegreiche Abwehr der feindlichen Offensiven im Jahre 1917.

Durch den starken Menschenabgang an den Kampffronten war allmählich einer derartige Spannung in der Ersatzlage eingetreten, daß besondere Maßnahmen zur Deckung der Verluste getroffen werden mußten. Da die Einstellung des Rekrutenjahrganges 1898 sowie weiterer Teile der Ersatzreserve und des Landsturms I nicht mehr ausreichte, um die Lücken zu füllen, sah sich die O. H. L. genötigt, aus den Osttruppen die jüngeren kriegsverwendungsfähigen Mannschaften herauszuziehen und außerdem eine Durchmusterung der Etappen, Kolonnen und Trains anzuordnen. Die Folge dieser Maßnahme war die größte Ungleichmäßigkeit der Ersatzmannschaften an moralischer Beschaffenheit und militärischem Wert. Auf den unbotmäßigen Geist der Mannschaften aus dem Osten ist in dem Abschnitt über die Disziplinlosigkeiten der Ersatztransporte näher eingegangen. Nicht viel besser war es bei den aus der Etappe und den Kolonnen herausgezogenen Leuten. Es war schon bezeichnend für den Geist dieser Soldaten, daß sich jeder vor der Einstellung in die Truppen der Westfront mit allen Mitteln zu drücken suchte. So kam es denn, daß das Ergebnis des „Auskämmens" noch nicht 1200 Offiziere und weniger als 90 000 Mann betrug. Diejenigen Mannschaften, die daran glauben mußten, erschienen sich und ihren Kameraden als bedauernswerte Opfer. Die meisten der auf diese Weise gewonnenen Leute bedeuteten daher keinen Wertzuwachs, sondern nur eine Belastung der Truppe.

c) Die unmittelbaren Zersetzungsbestrebungen der Heimat.

Der Streit um die Kriegsziele, die Wahlrechtsfrage, der allgemeine moralische Niedergang der Heimat — alles dieses gehörte zu der Gruppe der mittel-

baren Zersetzungsursachen des Heeres. Denn von keiner ließ sich die bewußte Absicht einer Zersetzung der Truppe ableiten. Damit war aber die Auswirkung der geistigen Entwicklung in Deutschland auf die Front noch nicht erschöpft.

Mit der fortschreitenden Radikalisierung des politischen Denkens mehrten sich die Versuche einer unmittelbaren Beeinflussung des Heeres seitens der Gruppen, die den Umsturz der bestehenden Staatsordnung beabsichtigen. Einen sicheren Gradmesser für die Verschärfung der politischen Lage hatte die Entwicklung der sozialdemokratischen Bewegung gebildet. Im Frühjahr 1917 war die Abzweigung der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei erfolgt. Als deren Tätigkeit dem Drängen der revolutionären Kreise nicht genügte, war eine weitere Spaltung nach links eingetreten. Die revolutionären Elemente hatten sich in der Spartakusgruppe vereinigt, um nach russischem Muster mit Hilfe der Diktatur des Proletariats den Frieden zu erzwingen.

Von den radikalen Kreisen wurde eine äußerst lebhafte und geschickte Propaganda gegen den Krieg und den nationalen Selbstbehauptungswillen getrieben. Die grimmige Feindschaft hiergegen ergab sich zwangsläufig aus der Gedankenwelt des Marxismus. Dessen geistige Grundlage bildet auf der einen Seite der Materialismus und auf der anderen der Internationalismus. Da im Lichte des Materialismus das einzelne Menschenleben und die persönliche Wohlfahrt Höchstwerte darstellen, muß der Marxist zur Ablehnung des Krieges kommen, denn der fordert ja den Einsatz des Lebens und Vermögens für die Idee der Ehre und Freiheit des Volkes und gibt damit diesen Werten den Vorrang vor dem Leben der Einzelpersönlichkeit. Die Ablehnung des Opfergedankens erfährt noch eine weitere Begründung durch die Anschauung von der übergeordneten Bedeutung des Internationalismus gegenüber dem nationalen Denken, das mit dem Begriff des Vaterlandes den höchsten und letzten Gemeinschaftswert verbindet. Alle diese Vorstellungen machen den Marxisten notwendigerweise zum Pazifisten. Denn der Pazifismus, der die Berechtigung der Vernichtung des Menschenlebens und die Zerstörung der Zivilisation durch den Krieg nicht anerkennt, ist im tiefsten Grunde weiter nichts als Materialismus, mag er sich in den Mantel des Philosophen hüllen oder seine Quellen im Christentum suchen oder schließlich nur die bleichen Züge der Angst tragen.

Die Ideen der radikalen sozialistischen Strömungen hatten nur Aussicht auf Verwirklichung, wenn es gelang, den aus den metaphysischen Wurzeln des Volkstums erwachsenen Nationalstaat zu zerstören. Hierzu war es notwendig, die Deutschen von den geistigen Quellen ihres Seins und ihres Volksbewußtseins abzudrängen und eine Umwälzung aller bisherigen, die Kultur tragenden Begriffe und Vorstellungen herbeizuführen. In Verfolgung dieser Absicht setzte ein von wütendem Haß erfüllter Kampf gegen alles ein, was dem deutschen Empfinden einst hoch und heilig war und die Eigentümlichkeit und Kraft des deutschen Wesens ausgemacht hatte. Nichts wurde geschont, alles wurde

herabgezerrt und in den Schmutz gezogen, angefangen von der Idee des Kaisertums über die Religion und die Kirche bis zur Rechtspflege, Gesetzgebung und allen Ausdrucksformen nationalen Lebenswillens.

An eine wirkliche Zerstörung des Staatsgebäudes war aber trotz allem nur zu denken, wenn es gelang, das stärkste Bollwerk der bestehenden Ordnung, das Heer, so zu unterhöhlen, daß von ihm keine Gefahr mehr drohte, wenn die Stunde des Handels gekommen war. Aus diesem Grunde begannen die Umsturzparteien ihre Zersetzungstätigkeit unmittelbar in den Reihen des Heeres. Erst leise tastend und versteckt, später, wie wir noch sehen werden, offener, dreister und umfassender.

Die Zersetzungstätigkeit war psychologisch auf das sorgfältigste abgestimmt. Der im Vordergrunde stehende Friedensgedanke kam der Sehnsucht der Masse entgegen und trug dazu bei, das Vertrauen und den Glauben an die Richtigkeit der von den radikalen Gruppen vertretenen Ideen zu fördern. Da das Ziel der Zersetzung in der Zerstörung der Gemeinsamkeitsseele des Heeres und in der Auflösung der Disziplin bestand, kam es einmal darauf an, die sie tragenden Gedanken und Gefühle herabzusetzen, lächerlich und verabscheuungswürdig zu machen und außerdem Mißtrauen und Haß gegen die Offiziere zu erwecken. In diesem Sinne setzte eine planmäßige Bearbeitung der Truppe ein. Der Soldat erfuhr, daß Kaiser und Krieg, Republik und Frieden dieselben Begriffe seien, und der Kampf für das Vaterland sinnlosen Mord darstelle, weil er gegen die Brüderlichkeit der Menschheit verstoße. Die im Idealismus beruhenden Vorstellungen von Heldentum und Treue wurden als Dummheit verspottet. Um die Disziplin zu untergraben, wurde die Kluft zwischen den Offizieren und Mannschaften durch Erregung von Neid- und Haßgefühlen vertieft. Man spielte in raffinierter Weise die bessere materielle Lage und die dienstlichen Gerechtsame der Offiziere gegen die Rechtlosigkeit und Unterdrückung der Soldaten aus. In Flugblättern wurden die Mannschaften offen aufgefordert, durch Gehorsamsverweigerung Schluß mit dem Kriege zu machen.

Ein nennenswerter Erfolg war den Zersetzungsbestrebungen der Umsturzparteien nicht beschieden. Noch überwog die zusammenhaltende Kraft der großen Leitgedanken der Gemeinsamkeitsseele des Heeres alle gegenteiligen Einflüsse. Das dauernde Zusammenleben der Frontoffiziere mit ihren Leuten erwies sich als das beste Mittel zur Verhinderung des Zusammenbruchs der Disziplin. So gering auch die unmittelbare Auswirkung der marxistischen Propaganda im Heere war, so durften doch die Gefahren, die sich allein aus ihrem Vorhandensein ergaben, nicht übersehen werden. Niemand konnte wirklich beurteilen, wie weit die Zersetzungsideen auf das Denken der Leute Einfluß gewonnen hatten. Allein die Tatsache, daß diese Ideen in den geistigen Gesichtskreis der Truppe getreten waren, mußte ihre Spur hinterlassen. Um sie zu verwischen, war aber der Einsatz moralischer Kräfte notwendig, der den Vorrat an innerem Wertgehalt des Heeres belastete.

d) Die Psychologie der Feindpropaganda.

Die Summe der unmittelbar gegen das Heer gerichteten Zersetzungsbestrebungen erhielt eine weitere Vermehrung durch die feindliche Propaganda. Dieses Kampfmittel ist keine Erfindung des Weltkrieges, sondern war zu allen Zeiten ein Teil der geistigen Seite der Kriegführung. Ziel und Zweck seiner Anwendung bestand stets in der Hebung des eigenen Kriegswillens und in der Schwächung der seelischen Widerstandskraft des Gegners. Die Handhabung der Propaganda läuft demnach immer darauf hinaus, die Unlustgefühle, die beim Feinde durch die Leiden, Entbehrungen und Dauer des Krieges hervorgerufen werden, so zu verstärken, daß das Friedensbedürfnis alle anderen Willensäußerungen überwiegt. Beschleunigt wird die Erreichung dieses Zieles, wenn es gelingt, in dem feindlichen Heer und Volk ein Unterlegenheitsgefühl hervorzurufen, das den Massen den Glauben an den Sieg nimmt und dadurch die Vorstellung von der Zwecklosigkeit der Fortsetzung des Krieges entstehen läßt.

Für den Aufbau der Propaganda gibt es kein einheitliches Rezept. Sie verlangt feinstes psychologisches Empfinden und muß in jedem einzelnen Falle sorgfältig auf die Charaktereigentümlichkeiten des Gegners abgestimmt werden und den besonderen ideellen, politischen und materiellen Verhältnissen Rechnung tragen, unter denen er den Krieg zu führen gezwungen ist. Nur wenn das geschieht, kann der Propaganda der Einbruch in die seelische Front des Feindes gelingen. Da im Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht Heer und Volk eine untrennbare Einheit bilden, darf sie sich nicht nur auf die kämpfende Truppe beschränken, sondern muß das ganze feindliche Land umfassen.

Die überragende Bedeutung der Propaganda als Kriegsmittel war von den Alliierten frühzeitig erkannt worden. Im Laufe des Krieges wurde sie zur höchsten Vollkommenheit entwickelt und mit steigendem Nachdruck angewandt. Durch die Vervollkommnung der Verkehrsmittel und die Beherrschung des internationalen Nachrichtennetzes seitens der Entente wurden die Erzeugnisse ihrer Propaganda mit größter Beschleunigung auf dem Kriegsschauplatz und in der Heimat verbreitet. Zur Bearbeitung des Heeres dienten hauptsächlich Flugblätter, später auch Broschüren, die in den meisten Fällen von Fliegern oder besonders konstruierten Ballons hinter den Kampflinien abgeworfen wurden, während in der Heimat hauptsächlich Zeitschriften, Aufsätze und Bücher verbreitet wurden, die auf dem Wege über das neutrale Ausland oder, seit 1918, auch durch die sowjetrussische Botschaft nach Deutschland eingeschmuggelt wurden.

Durch ihren ausgezeichnet arbeitenden Nachrichtendienst war die Entente jederzeit auf das genaueste über die Einzelheiten der seelischen Entwicklung in Deutschland unterrichtet und wußte daher, wo die wirksamsten Ansatzpunkte für die Propaganda lagen. Der Nachdruck der feindlichen Zersetzungsbestrebungen war um so größer, als sich ihre Richtlinien zum großen Teil mit den Ideen der Umsturzparteien deckten.

Die Grundgedanken der feindlichen Propaganda waren der Zahl nach zwar begrenzt, nach Ton und psychologischem Stimmungsgehalt wiesen sie dagegen die größte Mannigfaltigkeit auf. Drei Motive, die immer wieder abgewandelt wurden, ließen sich in der Melodie der Propaganda deutlich unterscheiden: die wirtschaftliche Not, der revolutionäre Umsturz und die Gegensätze zwischen Nord- und Süddeutschland.

Die wirtschaftliche Notlage diente zur Verschärfung der sozialen Gegensätze. Den Massen der Arbeiterschaft wurde eingeredet, daß sie allein die Lasten des Krieges zu tragen hätten, damit die herrschenden Klassen ihre Machtstellung befestigen könnten. In logischer Fortentwicklung dieses Gedankens wurde schließlich ein deutscher Sieg den Interessen des Arbeiters als zuwiderlaufend hingestellt, weil er dem kriegslüsternen Militarismus zur Herrschaft verhelfen und die Rechtlosmachung der unteren Schichten vollenden würde.

Von dem Ausspielen des Proletariats gegen das Bürgertum war es nur ein Schritt bis zur offenen Revolutionspropaganda. Ihre Durchführung erfolgte nach verschiedenen Gesichtspunkten. Von dem Gedanken ausgehend, daß nichts die Einheitlichkeit des Kriegswillens mehr schwächt, als wenn es gelingt, die Erbitterung des Volkes vom Feinde ab- und auf die eigenen staatlichen Zustände umzulenken, wurde die in weiten Kreisen vorhandene Unzufriedenheit mit der Regierung und den verfassungsmäßigen Zuständen geschickt in den Rahmen der Propaganda eingespannt. Als Ursache allen Übels wurde die monarchische Staatsform hingestellt und dem Kaiser persönlich die Schuld an dem Kriege zugeschoben. Um den Keil zwischen Monarchie und Volk noch tiefer zu treiben, erklärte man, daß mit dem Hause Hohenzollern ein Friedensschluß ausgeschlossen sei. Zur Schürung des revolutionären Geistes ging eine rege Propaganda für die Einführung der republikanischen Staatsform Hand in Hand. Um sie schmackhaft zu machen, verband man sie mit dem allgemeinen Friedensbedürfnis, indem man die Aufrichtung der Republik als das Zeichen für die Beendigung des Krieges und die Versöhnung der bisherigen Gegner hinstellte. Denn, so wurde verbreitet, man führe ja nicht Krieg gegen das arme irregeleitete Volk, sondern nur gegen die Autokratie und den Militarismus. Bis Ende 1917 hatte die revolutionäre Propaganda dann immer radikalere Formen angenommen. Ganz im Sinne der Bolschewiken und der Umsturzgruppen in Deutschland wurde der Massenstreik der Rüstungsarbeiter und der bewaffnete Aufstand zum Zwecke der Errichtung der Diktatur des Proletariats mit allen Mitteln betrieben. Nutznießer dieser seelischen Beeinflussung der Massen war der Marxismus. Denn in der werktätigen Bevölkerung setzte sich mehr und mehr die Überzeugung fest, daß nur mit seiner Hilfe die Erlangung des Friedens möglich sei.

Die auf die Erregung von Zwietracht zwischen Preußen und den Südstaaten abzielende feindliche Propaganda nutzte sehr gewandt das partikularistische Denken der Deutschen aus. Allerdings war ein Erfolg nach dieser Richtung im Jahre 1917 so gut wie gar nicht eingetreten.

Bei den engen Wechselbeziehungen zwischen Front und Heimat mußte auf die Grundzüge der feindlichen Propaganda in Deutschland näher eingegangen werden. Das von ihr verbreitete Zersetzungsgift wurde durch Urlauber und Ersatzmannschaften in die Reihen der Truppe getragen und fand dort eine Ergänzung in der Frontpropaganda des Gegners.

Auch diese war äußerst raffiniert auf das Seelenleben des Soldaten abgestimmt. Ihr Zweck bestand in der unmittelbaren Zerstörung des Kampfwillens der Truppe. Mit Scharfblick erkannte der Gegner, worin die seelischen Kraftquellen des Heeres und die Festigkeit der Disziplin begründet waren. In Übereinstimmung mit der revolutionären Propaganda des radikalen Marxismus, dessen Ideen zum größten Teil unverändert übernommen werden konnten, wurde planmäßig die seelische Einheit des Heeres und die Disziplin untergraben. Damit deckte sich das Verfahren gedanklich in großem Umfange mit der oben bereits geschilderten Zersetzungsarbeit der Umsturzparteien. Um Wiederholungen zu vermeiden, soll deshalb hier auf die feindliche Frontpropaganda nur insoweit näher eingegangen werden, als sie neue Methoden und psychologische Gesichtspunkte ins Feld führte. Gegenüber der Tätigkeit des Marxismus war ihr viel größerer Umfang und die Überlegenheit ihrer materiellen Hilfsmittel in die Augen fallend. Neben unzähligen Flugblättern spielten auch bildliche Darstellungen, die zum Haß und zur Empörung reizen sollten, eine große Rolle. Ihren Mittelpunkt bildeten der Kaiser, die Offiziere, Junker und Kapitalisten. Sie wurden stets in Form von Karikaturen als abgefeimte, blutgierige Bösewichter dargestellt, die, hohnlachend über die Leiden des Volkes, nur auf ihren Vorteil und Genuß bedacht waren.

Mit besonderem Eifer war die Frontpropaganda bestrebt, dem deutschen Soldaten die ungeheure Übermacht der Alliierten vor Augen zu führen und deren zunehmende Schrecken bei weiterem Widerstande auszumalen. Hierdurch sollte die kleinmütige Vorstellung hervorgerufen werden, daß die Fortsetzung des Kämpfens sinnlos sei und nur zu unnötigen Opfern führe. Diese Einschüchterung suchte man noch zu fördern durch die Ausnutzung der Enttäuschung über die unbefriedigenden Ergebnisse des U-Bootkrieges, in dem viele die letzte Hoffnung erblickt hatten.

Psychologisch äußerst wirksam wurde die Frage nach dem Sinn und der Berechtigung des Krieges aufgerollt. Um den Glauben des Soldaten hieran zu erschüttern, waren die Zustände in der Heimat besonders geeignet. Das wurde von der Propaganda des Gegners auch sofort erkannt. Eine Masse von Flugblättern suchte unter tendenziöser Beleuchtung der heimatlichen Verhältnisse in dem Soldaten die Überzeugung zu erwecken, daß er gar nicht für die Verteidigung des bedrohten Vaterlandes kämpfte, sondern nur für die Interessen des Großkapitals, der Unternehmer, Kriegsgewinnler und Schieber seine Haut zu Markte tragen müßte. Wenn man bedenkt, daß ein großer Teil der Heimatsurlauber mit ähnlichen Gedanken erfüllt zur Front zurückkehrte, so kann man ermessen, auf wie fruchtbaren Boden diese Propa-

ganda, in der der Mann seine Empfindungen mit Genugtuung bestätigt fand, fallen mußte.

Ähnlich verhielt es sich mit der Zerstörung des Glaubens an die Gerechtigkeit der Sache, für die der Soldat kämpfte. Auch hier setzte die feindliche Propaganda an, weil sie sich wohl bewußt war, daß aus der Kraft dieses Glaubens der Kriegswille seine stärksten Antriebe erhält. So war sie denn unablässig bemüht, in immer neuen Wendungen die unmoralische Eroberungssucht der deutschen Regierung und den Ehrgeiz kriegslüsterner Generale als die wahren Schuldigen am Kriege hinzustellen. Dadurch sollte sich der Soldat als betrogenes Opfer fühlen und zugleich mit dem Glauben an Deutschlands Recht zum Kriege auch die Lust verlieren, für die herrschenden Gewalten weiter zu bluten.

Hand in Hand mit der seelischen Zermürbungstaktik ging die Aufforderung an die Mannschaften zum Überlaufen. Psychologisch war das Überlaufen gleichsam der Schlußakt der Zersetzung. Denn was soll der Soldat tun, der an der Gerechtigkeit seiner Sache verzweifelt, die Grundideen des Heeres ablehnt und den Zweck des Krieges nicht einsieht, und der auch nicht mehr gewillt ist, die Notwendigkeit des militärischen Gehorsams anzuerkennen? Da ein seelisch so gewandelter Mann nicht bei der Truppe bleiben will und nach Hause nicht zurückkehren darf, so wird ihm als der beste und einzig mögliche Ausweg das Überlaufen zum Feinde erscheinen. Aufgabe der Propaganda ist es dann nur noch, ihm diesen Entschluß so leicht wie möglich zu machen. Die Entente suchte die Lust zum Überlaufen durch Anreiz des in jedem Menschen vorhandenen Strebens nach Wohlbefinden zu erwecken. In zahllosen nachgedruckten Briefen von Kriegsgefangenen, die in der Kampfzone abgeworfen wurden, wurde das herrliche Leben in der Gefangenschaft in den blühendsten Farben geschildert und daran die Aufforderung geknüpft, das elende Kriegsleben in den Schützengräben mit den Genüssen in der Gefangenschaft zu vertauschen.

Die Wirkung dieser Kriegsgefangenenbriefe war anfangs gleich Null, weil man ihnen nach Form und Inhalt sofort die Fälschungen anmerkte. Deshalb wirkten sie mehr erheiternd als schädlich. Im Laufe des Krieges machte die technische Herstellung dieser Briefe dann aber große Fortschritte. Der mit ihnen verfolgte Zweck wurde um so mehr erreicht, je stärker der moralische Energieverlust des Heeres unter der Einwirkung der Kampfhandlungen und der Summe der Zersetzungsursachen im ganzen wurde.

Es ist unmöglich, die Erfolge der feindlichen Propaganda im Jahre 1917 in irgendwelchen meßbaren Größen bestimmen zu wollen. So viel war aber gewiß, daß sie in jedem Fall an der Zersetzung des Heeres ihren vollen Anteil hatte.

3. Das Heer gegen Ende des Jahres 1917.

In den vorhergehenden Abschnitten haben wir die Masse der von außen auf das Heer einwirkenden Zersetzungsursachen umrissen. Der Vollständigkeit

halber sei gleich hier erwähnt, daß zu diesen Ursachen noch alle diejenigen hinzukamen, die in den Zuständen des Heeres selbst begründet waren. Um die zeitliche Darstellung der seelischen Entwicklung des Heeres nicht zu lange zu unterbrechen und dadurch den Überblick zu erschweren, ist die Art und Bedeutung der innerhalb des Heeres liegenden Zersetzungsursachen im Teil 3 des Buches im Zusammenhang dargestellt worden. —

Die Wirksamkeit der Zersetzungserscheinungen mußte in demselben Maße zunehmen, in dem sich die durch die Hungerblockade hervorgerufenen Schäden bemerkbar machten. Diese lagen nicht nur auf körperlichem Gebiet. Die Funktionen des Körpers und Geistes bilden eine Einheit; sie bedingen sich gegenseitig für den Begriff des Lebens. Ist der Körper auch das Mittel, durch das der Geist sich ausdrückt, so wird die geistige Tätigkeit andererseits auch durch die Veränderungen der körperlichen Beschaffenheit unmittelbar in Mitleidenschaft gezogen. Das gilt sowohl von äußeren anatomischen Veränderungen (z. B. Gehirnverletzungen, die zur Aufhebung des Persönlichkeitsbewußtseins führen können) wie auch von den Folgen, die durch eine mangelhafte Ernährung entstehen. Die durch Unterernährung bedingte körperliche Erschöpfung führt auch zu einem Rückgang der geistigen Aktivität des Menschen. Das macht sich in militärischer Hinsicht besonders nachteilig bemerkbar, weil die für den Soldaten wichtigsten Eigenschaften, wie Willenskraft, Siegeszuversicht, Mut und Tatendrang, die stärkste Einbuße erleiden. Jedem Truppenführer war die Wechselwirkung von Ernährung und Kampfwert des Soldaten geläufig. Aus diesem Grunde gehörte die Sorge um das leibliche Wohl der Untergebenen von jeher zu den vornehmsten Führerpflichten.

Nun drängt die Frage nach der tatsächlichen Beschaffenheit des Heeres 1917 zur Beantwortung. Auf die bunt zusammengewürfelte Zusammensetzung der Truppe war bereits bei der Schilderung der Ersatzlage hingewiesen worden. Das äußere Bild des Heeres hatte noch dadurch eine grundlegende Veränderung erfahren, daß infolge der gewaltigen Offizierverluste und des Bedarfs der höheren Stäbe an militärischen Fachleuten keine aktiven Friedensoffiziere mehr als Kompanie- und Zugführer in der Front vorhanden waren. Auch von den Bataillonskommandeuren gehörte der überwiegende Teil dem Beurlaubtenstande an. Nur die Stellen der Regimentskommandeure waren noch sämtlich mit aktiven Stabsoffizieren besetzt. Das Verschwinden der erfahrenen älteren Friedensoffiziere aus der Truppe brachte die größten Nachteile mit sich. Nicht mit Unrecht waren die Kompaniechefs im Frieden als die Säulen des Heeres bezeichnet worden. In ihnen verkörperte sich nicht nur der große Erfahrungsschatz auf dem Gebiete der Erziehung und Ausbildung, sondern vor allem auch der Geist und die Tradition des Heeres. Sie waren verantwortlich für die Vermittlung der großen Leitgedanken, auf denen sich die seelische Einheit des Ganzen gründete, und für die Aufrechterhaltung der Disziplin. Das Fehlen ihrer Autorität, ihrer Menschenkenntnis und Menschen-

behandlung trug nicht zum wenigsten zu der sich vollziehenden inneren Wandlung der Truppe bei.

Die psychologische Entwicklung des Heeres war gekennzeichnet durch eine weitere Entfremdung zwischen Front, Stäben und Etappe. Die Angehörigen der Fronttruppen hatten unter der seelisch formenden Wirkung des Kriegsgeschehens und der Gleichmäßigkeit der Daseinsbedingungen eine weitere Übereinstimmung ihrer Charaktermerkmale erhalten, so daß nunmehr von dem Typ des Frontkämpfers gesprochen werden konnte. Worin bestand seine Eigenart? Getragen von starkem Selbstbewußtsein, hatte er sich innerlich ganz auf die gegenwärtigen Bedürfnisse des Kriegslebens eingestellt. Ihre Befriedigung füllte den größten Teil seines Denkens aus. Aber darüber hinaus hatte ihn der ständige Aufenthalt im Bereiche des Todes zu einem schicksalergebenen Mann gemacht, der wußte, daß niemand dem Lose, das ihm bestimmt war, entrinnen konnte. Die dauernde Spannung, unter der sein Leben stand, und die unaufhörlichen Leiden und Entbehrungen hatten einen Reizzustand in ihm geschaffen, der sich in einem maßlosen Schimpfen äußerte. Der Frontsoldat schimpfte über alles, über jeden Befehl, über die Vorgesetzten, die Verpflegung und sein ganzes Dasein, am meisten aber über den Krieg. Immer wieder betonte er, er hätte die ganze Schweinerei satt und mache bald nicht mehr mit. Jedesmal wiederholte sich dann aber auch etwas anderes. Sobald der Befehl zum Abrücken nach vorn in die Kampfstellung kam, nahm er seine Sachen auf und ging ohne zu murren mit völliger Selbstverständlichkeit mit. Diese wunderbare Erscheinung erklärte sich daraus, daß das Schimpfen lediglich dem Entlastungsbedürfnis von der unaufhörlichen Nervenbeanspruchung entsprang und nur in den äußeren Bezirken seines Seelenlebens seine Heimstätte hatte. Der seelische Kern des Soldaten war von ganz anderer Beschaffenheit. Dort wohnte das im Blut liegende und durch Erziehung erweiterte und vertiefte Gesetz der Pflicht. Dieses Pflichtgefühl und die bewußte Unterordnung des Einzellebens unter ein höheres Schicksal, das waren die Hauptbestandteile des großen sittlichen Gesetzes, das über der Gemeinschaft der Frontkämpfer waltete. In dem Frontkämpfertum offenbarte sich die gewaltige Kraft der auf das Übersinnliche gerichteten Triebe der deutschen Seele. Nur von ihnen aus läßt sich die moralische Überwindung der ständigen Todesdrohung und die einzig dastehende Opferbereitschaft der Front begreifen, die bis zum letzten der lebendige Schutzwall der Heimat war.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der Frontsoldat, der täglich dem ganzen Ernst des Krieges ins Auge sah, keinen Sinn mehr hatte für die äußeren, formalen Seiten des Soldatentums. Er lehnte innerlich alle Anordnungen und Einrichtungen ab, die nach seiner Auffassung für den Krieg zwecklos waren und nur dazu dienten, ihm das Leben sauer zu machen. Hierzu rechneten vor allem die zur Aufrechterhaltung der Disziplin dienenden Dienstzweige und Befehle, also die straffen Ehrenbezeigungen, das Exerzieren und die peinliche Verrichtung des inneren Dienstes. Auf allen diesen Gebieten trat offensichtlich ein Nachlassen an Anforderung und Leistung ein.

Ergänzt wurde der allgemeine Rückgang an Disziplin durch eine Lockerung der Auffassung über die Eigentumsbegriffe, die durch die fortgesetzten Entbehrungen an sämtlichen Lebensbedürfnissen entstanden war. Unbedenklich versorgte sich der Soldat mit allem, was er brauchte. Besonders kam das dem Staatseigentum gegenüber zum Ausdruck, das mehr oder weniger als herrenloses Gut angesehen wurde. Sich in unbewachten Augenblicken aus Proviantdepots oder ähnlichen Einrichtungen alles anzueignen, was man gerade benötigte, galt keineswegs als Schande, sondern als Zeichen überlegener Schlauheit und Gewandtheit. Da der Mensch besonderes Verlangen nach Dingen trägt, die er vermißt, so war die allgemeine Folge der Hungerblockade ein Emporschnellen des materiellen Denkens des Soldaten. Aus ihm erwuchsen auch die Neid- und Haßgefühle der Front gegen die höheren Stäbe mit ihrer besseren Lebensweise.

Es wäre nun fehlerhaft, zu glauben, daß jeder Angehörige der Kampftruppen zu dem Typ des Frontkämpfers gerechnet hätte. Eine große Anzahl waren nur Mitläufer ohne jedes militärische Empfinden, Menschen, in denen die Ichstrebungen, die Friedenssehnsucht oder die Angst die beherrschende Rolle spielten. Diese Leute stellten die Drückeberger und Versprengten, deren Zahl in demselben Maße zunahm, in dem der militärische Wert des Ersatzes zurückging und die Heftigkeit der Kriegführung zunahm. So war es dahin gekommen, daß in den Abwehrschlachten an einigermaßen geschützten Stellen hinter der Front ganze Trupps von Versprengten herumlagen, die gar nicht daran dachten, zu ihren schwer kämpfenden Kameraden nach vorn zu gehen. Dafür fanden sie sich aber mit Sicherheit hinten bei den Feldküchen oder der Bagage ein. Das waren Bilder, die in früheren Zeiten undenkbar gewesen wären.

Betrachtet man die psychologische Entwicklung des Heeres bis Ende 1917 im ganzen, so ist zu sagen, daß unter dem Eindruck des Kriegsgeschehens und dem Einfluß der zahlreichen Zersetzungserscheinungen sowie unter den Auswirkungen der Hungerblockade die Moral eine starke Einbuße erlitten hatte. Die Einheitlichkeit des Ganzen wurde hauptsächlich durch die Schwerkraft des militärischen Dienstbetriebes äußerlich erhalten, innerlich wies sie vielerlei Risse und Sprünge auf. Diese Wandlung rührte daher, daß die die Gemeinsamkeitsseele des Heeres begründenden Gedanken und Gefühle teils überhaupt eine Abschwächung erfahren hatten, teils in ein falsches Verhältnis zueinander gerückt waren. Damit war aber die Harmonie gestört, die sich aus dem richtigen Zusammenklang der seelischen Faktoren in früherer Zeit ergeben hatte. Dissonanzen kündigten sich an, zunächst allerdings erst leise und nur dem geübten Ohr vernehmbar, denn die Veränderung der seelischen Gleichgewichtslage vollzieht sich allmählich und unsichtbar, solange sie sich in den Grenzen des Geistigen hält. Erst bei ihrer Auswirkung in der Welt der Tatsachen läßt sie sich in ihrem ganzen Umfang erkennen und abmessen.

Berücksichtigt man die gewaltige Übermacht der Feinde und die Masse der ununterbrochen auf das Heer einwirkenden Zersetzungsursachen, so muß

es andererseits fast wie ein Wunder erscheinen, daß unter ihrer Wucht das Heer noch nicht auseinandergefallen war, sondern immer noch kämpfte und — trotz aller einzelnen Anzeichen von Auflösung — im ganzen seine Pflicht tat. Dies war ein Beweis für seinen schier unerschöpflichen Vorrat an innerem Wertgehalt. Trotz aller seelischen Belastung waren die Verbände als solche stets gehorsam allen Befehlen nachgekommen. Nirgends hatte es an der Front Auflehnung oder Meutereien ganzer Truppenteile gegeben.

Anders war es dagegen dort, wo sich Soldaten außerhalb des festen Rahmens der militärischen Verbände in größeren Massen zusammenfanden und ohne eigentliche Aufgabe und straffe Aufsicht sich selbst überlassen blieben, wie es in Lazaretten, Genesenenkompanien oder bei den für die Kampffront bestimmten Ersatztransporten der Fall war. An allen diesen Stellen offenbarte sich mit erschreckender Deutlichkeit der Rückgang des militärischen Geistes und die ganze Summe der Haßgefühle, die sich in den Leuten gegen den Krieg, den Zwang des Soldatenlebens und jegliche Autorität angesammelt hatte. Da die seelische Gegenwirkung des in den Truppen vorhandenen Gemeinschaftsgefühls ausblieb, konnte der in den Massen schlummernde Geist der Unbotmäßigkeit hemmungslos zur Flamme offener Empörung auflodern, wenn die Leute durch irgendwelche unzweckmäßigen Anordnungen oder fehlerhaften Maßnahmen gereizt wurden. Das war ganz besonders auf den Eisenbahntransporten der Fall, deren Disziplinlosigkeiten als Gradmesser des allgemeinen seelischen Verfalls einer zusammenhängenden Darstellung bedürfen.

Die Ausschreitungen der Ersatztransporte.

Sie begannen bereits im Frühjahr 1917. Erst vereinzelt, dann immer allgemeiner und in stets schärferen Formen rissen Achtungsverletzung, Ungehorsam und Fälle von Meuterei ein. Eine ganze Anzahl psychologischer Ursachen traf zusammen, um gerade die Eisenbahntransporte zum Schauplatz der Unbotmäßigkeiten zu machen.

Der seelische Ausgangspunkt für diese Erscheinung lag in der kriegsunlustigen und erbitterten Grundstimmung der Soldaten. Man klammerte sich an die Hoffnung, daß der Krieg zu Ende ginge, bevor es zum Abtransport an die gefürchtete Westfront käme. Da, eines Tages war der Befehl zum Abmarsch da. Alle Wunschgedanken sanken in ein Nichts zusammen. Die Stimmung glitt unter den Nullpunkt. Niedergeschlagen, düsterer Ahnungen voll besteigt der flüchtig zusammengestellte Transport den Zug. Die tagelange Fahrt trägt zur weiteren Verschlechterung der Stimmung bei durch die erzwungene Untätigkeit und die Langeweile in Verbindung mit der körperlichen Unbequemlichkeit, die darin besteht, daß sich wegen der engen Belegung niemand hinlegen kann. Die endlosen Gespräche sind immer auf dieselben Gedanken abgestimmt. Ihren Grundton bildet die uneingestandene Angst vor der Front. Um sie zu übertäuben, sucht man nach bestimmten Gründen zur

Rechtfertigung der vorhandenen Unlustgefühle. Man findet sie in dem Nächstliegenden, in dem eigenen Soldatenlos, von dem man plötzlich nur noch die Schattenseiten sieht. Man fühlt sich als rechtloses Opfer der Willkür des Militarismus. Mit ungeheurer Kraft macht sich das Bedürfnis nach persönlicher Freiheit geltend und der Drang, den gesamten militärischen Zwang mit Gewalt zu zerbrechen. Gegenstand besonderer Erbitterung sind diejenigen Persönlichkeiten, die für die Aufrechterhaltung der militärischen Zucht und Ordnung sowie die Durchführung der Transportbestimmungen verantwortlich sind, also in erster Linie die Offiziere und das Bahnpersonal.

Diese allgemeine Seelenstimmung bildet einen ausgezeichneten Resonanzboden für die Tätigkeit der Schwarzseher und die aufrührerischen Reden der Hetzer, unter deren suggestivem Einfluß die Soldaten die Kennzeichen der straff gegliederten militärischen Gemeinschaft verlieren und den Charakter der psychologischen Zufallsmenge annehmen. Das die Einzelpersönlichkeiten zusammenschließende Grundgefühl ist das der Auflehnung und des Strebens nach Macht.

Eine Verschärfung erhielt der Geist der Unbotmäßigkeit durch sich ständig wiederholende fehlerhafte Maßnahmen der Dienststellen und Eisenbahnbehörden. So wollten die Klagen der Transportführer über unregelmäßige und unzureichende Verpflegung während der Fahrt nicht verstummen. Häufig erfolgte die Ausgabe der Mahlzeiten in der Nacht. Sehr ungünstig machte es sich auch bemerkbar, daß die Mannschaften von ihren Truppenteilen ganz verschieden mit Verpflegung abgefunden wurden. Die Folge dieser Ungleichmäßigkeiten war die Erbitterung der weniger günstig Gestellten, die sich von ihren Dienststellen für übervorteilt hielten. Häufig fehlte es auch an der nötigen Fürsorge für die Leute seitens der Eisenbahn. Nicht selten wurden Wagen ohne ausreichende Sitzgelegenheiten und Beleuchtung gestellt. Bisweilen fehlten die Aborte, so daß die Leute gezwungen waren, bei jedem Halt auch ohne Erlaubnis auszusteigen. Von besonders demoralisierender Wirkung war es, wenn sich die Fahrzeiten erheblich länger als vorgesehen ausdehnten. Das war besonders später bei den schwierigen Verhältnissen des Jahres 1918 der Fall, wo es vorkam, daß Transporte statt der planmäßigen drei nicht weniger als elf Tage gebrauchten, um an ihr Ziel zu gelangen. Zurückzuführen waren diese Verzögerungen auf die Unkenntnis der verantwortlichen Bahndienststellen über den jeweiligen Standort der dauernd hin und her geworfenen Divisionen.

Zu diesen Fehlern kamen weitere, die auf dem Gebiet der Organisation lagen. Die Transporte wurden nach Eingang des Abmarschbefehls beschleunigt zusammengestellt und rückten ab, ohne daß häufig eine klare Einteilung vorher möglich war und die Führer Gelegenheit hatten, ihre Leute näher kennenzulernen. Erschwerend kam noch die übergroße zahlenmäßige Stärke, die oftmals über 1000 Mann betrug, hinzu. Die Folge hiervon war, daß sich weder die Offiziere noch die Unteroffiziere und Mannschaften kannten. Es fehlte daher völlig das Vertrauensverhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen sowie

das einigende Band des Korpsgeistes, das einer festgefügten Truppe das Gepräge gibt.

Schließlich trug zur Vertiefung der Erbitterung noch mangelndes psychologisches Verständnis der Dienststellen für die Behandlung der Leute bei. So ereignete es sich häufig, daß Wiedergenesene ins Feld geschickt wurden, ohne vorher Urlaub zum Besuch ihrer Angehörigen erhalten zu haben. Das führte schon im Februar 1917 zu unerlaubten Massenentfernungen von der Truppe. Allerdings war es ein Zeichen für das noch vorhandene Pflichtgefühl, daß diese Leute in der Regel beim Abtransport wieder vollzählig zur Stelle waren.

Ein Kapitel für sich bildeten die aus den Osttruppen für den Westen zusammengestellten Transporte. Deren Angehörige zeigten sich ganz besonders aufsässig. Beim Durchfahren der Heimat benutzten zahlreiche Leute die Gelegenheit zum Entweichen. Die Haupttriebfeder für den schlechten Geist der Osttransporte bildete die Angst vor den Gefahren der Westfront. Man war durch die ruhigen Verhältnisse im Osten verwöhnt und faßte die Versetzung nach dem Westen als persönliche Beleidigung auf. Mit grimmigem Neid wurden die Kameraden betrachtet, die das Glück hatten, im Osten bleiben zu können. Zur Erbitterung der Leute hatte auch noch die Art der Verabschiedung von ihren Truppenteilen beigetragen. Diese war häufig in solchen Formen vor sich gegangen, daß die Leute ihren Abtransport als Vergeltung für schlechte Führung oder als reinen Willkürakt ihrer Vorgesetzten empfinden mußten. Von dem Eindruck, den diese Behandlung hervorgerufen hatte, legten die Inschriften an den Eisenbahnwagen, wie „Schlachtvieh für Flandern“ oder „Verbrecher aus dem Osten“, Zeugnis ab. Die Disziplinlosigkeiten der Transporte von der russischen Front nahmen schließlich derartige Formen an, daß sich die O. H. L. Oktober 1918 veranlaßt sah, die Leute erst ihren Ersatztruppenteilen zuzuführen, um sie zunächst zu beurlauben und dann militärisch aufzufrischen. Ihre Verwendung sollte dann im Rahmen des laufenden Ersatzes erfolgen. Diese psychologisch richtige Maßnahme kam so spät, daß sie sich nicht mehr praktisch auswirken konnte.

Auch die sonstigen Bemühungen der O. H. L., gegen den Verfall der Disziplin einzuschreiten, hatten nicht den gewünschten Erfolg. Bereits im Sommer 1917 mußte sie feststellen, daß sich die Stärke der Transporte während der Fahrt um 10 v. H. verringerte. Um eine straffere Führung zu ermöglichen, wurde die Herabsetzung der Transportstärken auf 600 Mann angeordnet. Im August 1918 richtete man zur Festsetzung der Rädelsführer besondere Arrestantenwagen ein. Vergeblich waren die Versuche, den Mannschaften vor der Fahrt die Taschenmunition abzunehmen, um das Schießen aus den Fenster zu verhindern. Durch ständige Begleitkommandos unter energischen Führern hoffte man den Rückgang der Disziplin aufhalten zu können. Besonders aufsässige Transporte wurden auf den Bahnhöfen von herangezogenen Truppenteilen mit scharf geladenem Gewehr bewacht und entwaffnet. Aller-

dings glückte das auch nicht immer, weil es häufig genug vorkam, daß die herangezogenen Truppenabteilungen zu schwach waren und deshalb nicht einzugreifen wagten oder sich für „neutral“ erklärten. Auch alle übrigen Maßnahmen sollten sich als wirkungslos erweisen. Der Zerfall der Disziplin schritt unaufhaltsam vorwärts.

Die Mannschaften warfen vielfach Helme, Gasmasken und Ausrüstungsstücke aller Art weg und beleidigten die Vorgesetzten durch Wort und Tat. In demselben Maße, in dem der auf das Ideelle und die Opferbereitschaft gerichtete soldatische Geist hinschwand, mußte auf der anderen Seite das materielle Denken eine Steigerung erfahren und die Ichsucht des einzelnen gefördert werden. Dieser seelische Vorgang äußerte sich in dem Streben nach Gewinn und führte dazu, daß die Leute nicht nur ihre überflüssigen Bekleidungsstücke, sondern selbst ihre Waffen an die auf den Bahnhöfen herumlungernden Zivilisten verkauften. Der vaterländische Geist war so gesunken, daß viele sich auch nicht scheuten, diese Gegenstände selbst an die feindlichen Landeseinwohner in Belgien und Frankreich zu verkaufen. Die Auffassung über den Krieg hatte vielfach eine umstürzende Wandlung erfahren. An Stelle des Selbstbehauptungswillens als Volk war bei der Masse die Vorstellung von der eigenen Schuld an den Leiden des Krieges getreten. Der Blick für die Wirklichkeit war so getrübt, daß man fest an die Durchführung der Völkerversöhnung glaubte, wenn man nur der Welt den guten Willen hierzu zeigte. Aus dieser geistigen Einstellung heraus erklärten sich im Oktober 1918 die bei einem normalen Seelenzustande unfaßbaren Aufschriften an den Eisenbahnwagen: „Hoch die Entente, nieder mit Deutschland!“ Und schließlich: „Vive la France!“ Das bedeutete praktisch das Ende eines jeden Kampfwillens und die Unmöglichkeit, den schwer ringenden Trümmern des einst so stolzen Heeres neue Kraft zuzuführen. Kein Feldherr der Welt vermochte unter diesen Umständen die Lage auf dem Kriegsschauplatz zu meistern.

E. Das Kriegsjahr 1918.

1. Die moralische Erneuerung des Heeres Anfang 1918.

Um die Jahreswende 1917/18 mußte die O. H. L. bei ihren Erwägungen über die Fortsetzung des Krieges als entscheidenden Faktor die moralische Beschaffenheit des Heeres betrachten. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß dessen Lebensdauer nur noch begrenzt war. Denn, da der seelische Kraftstrom der Heimat ausblieb, war es lediglich auf seine moralischen Reserven angewiesen. Diese zehrten sich aber im weiteren Verlaufe des Krieges allmählich auf, während auf der anderen Seite Umfang und Nachdruck der Zersetzungsursachen eine fortlaufende Steigerung erfuhren. Durch die unaufhaltsame Verschiebung des Schwergewichts in Richtung der Geist und Disziplin zerstörenden Kräfte konnte es nur noch eine Frage der Zeit sein, daß diesen der endgültige Sieg über die moralischen Widerstände zufiel. Natürlich ließ

sich nicht genau vorausbestimmen, wann der innere Zusammenbruch der Truppe eintreten würde.

Angesichts dieser ernsten Lage gewann die Frage der Hebung ihres Kampfwertes die allergrößte Bedeutung. Eine grundlegende Wandlung zum Besseren war nur möglich, wenn es gelang, unter den Angehörigen des Heeres eine Bewußtseins- und Gefühlslage zu schaffen, deren Auswirkung die seelische Einheitlichkeit des Ganzen wiederherstellte und im Zusammenhang damit auch die Disziplin erneut festigte. Das einzige Mittel zur Erreichung dieses Zieles bestand darin, dem Glauben der Gesamtheit wieder einen gemeinsamen Inhalt zu geben und die Erfüllung der Sehnsüchte und Hoffnungen aller nach Frieden durch die Lösung einer klar gestellten Aufgabe möglich zu machen. Es bleibt das unvergängliche Verdienst der O. H. L., das Zaubermittel zur moralischen Erneuerung des Heeres gefunden zu haben. Die Genialität der deutschen Feldherren hatte die Kriegslage trotz aller Übermacht der Feinde in staunenerregender Weise so günstig gestaltet, daß sie gerade zur rechten Zeit das großartige neue Ziel, das einen siegreichen Frieden umschloß, weisen konnten. Es hieß: Durchbruch durch die feindliche Front mit anschließender kriegsentscheidender Offensive.

Die seelische Wirkung dieses Entschlusses, der natürlich aus militärischen Gründen nicht in dieser Form offen ausgesprochen wurde, grenzte ans Wunderbare. Die Erreichung des von der O. H. L. gewiesenen Zieles bedeutete für den Soldaten Schluß mit allen Leiden und Entbehrungen des Krieges und baldiges Wiedersehen der Heimat. Der Glaube an dieses Ziel und die heiße Hoffnung auf seine Verwirklichung wurde zum Inhalt eines neuen Gemeinschaftsbewußtseins des Heeres. Diese innere Wandlung vollzog sich nicht allmählich, sondern schlagartig — eine Folge der Schnelligkeit, mit der sich die Kriegslage geändert hatte. Noch kurze Zeit vorher war sie so beschaffen, daß niemand an eine Offensive im Westen auch nur zu denken gewagt hatte. Nun war man plötzlich wie aus einem Angsttraum erwacht und sah mit vollem Bewußtsein die Morgenröte einer glückverheißenden Zukunft. Der Krieg erschien auf einmal in einem ganz anderen Licht. Vorbei war es mit den Schrecken der Abwehrschlacht. Allein die Aussicht, aus dem so verhaßten Schützengrabenkrieg herauszukommen, wirkte wie eine Erlösung. Mit belebender Kraft ergriff alle Glieder des Heeres die Erkenntnis, daß man jetzt selber Hammer wurde und mit gewaltigen Hieben dem Feinde heimzahlen konnte für das, was man solange hatte erleiden müssen.

So erweckte die bevorstehende Offensive eine Reihe lustbetonter Vorstellungen in der Seele des Soldaten, die noch verstärkt wurden durch die Aussicht auf eine Verbesserung der materiellen Lebensbedingungen. Der Reiz des Neuen und Ungewissen löste allerlei romantische Empfindungen aus, die von jeher eine geheimnisvoll-anziehende Seite des Soldatenlebens gebildet haben, in der grauenvollen Öde der Materialschlachten aber wie so vieles andere auch gründlich zerschlagen worden waren.

Die Aussicht auf die Offensive führte nicht nur deshalb zu einer moralischen Stärkung des Heeres, weil sie einer tiefen, jahrelang aufgespeicherten Sehnsucht entgegenkam, sondern auch der Charakterveranlagung des deutschen Soldaten am besten entsprach. Dessen Eigentümlichkeit bestand, wie bereits oben erwähnt, von alters her in einem rücksichtslosen Willen zum Angriff. Durch das Zusammenwirken aller dargestellten Umstände kam es zu einer außerordentlich gesteigerten inneren Empfangsbereitschaft des Heeres, als sich die O. H. L. anschickte, das Denken durch theoretische und praktische Unterweisung auf die Erfordernisse des Angriffs und Bewegungskrieges umzustellen.

Der Entschluß der O. H. L., die Kriegsentscheidung mit Hilfe einer großen Angriffsoperation zu erzwingen, war also vom Standpunkt der Erhaltung der Kampfkraft des Heeres der einzig richtige. Rein strategisch hätte wohl die Möglichkeit bestanden, den Krieg nach Auffüllung der Verbände und Heranführung aller im Osten entbehrlichen Truppen verteidigungsweise zu führen. Aber abgesehen davon, daß diese Form des Krieges gleichbedeutend mit dem Verzicht auf den militärischen Endsieg war, mußte sie auch mit Rücksicht auf die seelischen Folgen für das Heer als untragbar abgelehnt werden. Die Truppe wäre dann nicht mit neugefestigter Moral, sondern mit dem Gefühl der Unterlegenheit und mit der Überzeugung der Aussichtslosigkeit weiteren Widerstandes zu dem neuen Waffengang des Jahres angetreten. Wieder hätte sich an der Kampffront dasselbe Bild der Materialschlachten wie im abgelaufenen Jahre ergeben, nur mit dem Unterschiede, daß die Überlegenheit der Alliierten durch den Zustrom der Amerikaner und die inzwischen auf das höchste gesteigerte Tätigkeit der Kriegsindustrie der ganzen Welt geradezu überwältigend geworden war. Bei dem bereits vorhandenen erschütterten seelischen Zustande des Heeres mußte das aber zu einer allmählichen völligen Zerstörung der inneren Widerstandskraft und des Kampfwillens führen. Das war um so sicherer, als auch die unmittelbaren und mittelbaren Zersetzungsursachen, die von der Heimat und der Feindpropaganda ausgingen, bei der seelischen Verfassung der Truppe nur noch auf sehr geringe moralische Widerstände stießen und damit ihre Wirkung vervielfältigten.

Es war nicht zu übersehen, wie lange sich der Krieg unter diesen Umständen noch hinziehen konnte. Das eine war aber in jedem Falle klar: die im Laufe des Jahres immer größer werdende Überlegenheit der Entente, die starke Friedenssehnsucht und die Auswirkung der durch die Hungerblockade in der Heimat herrschenden Zustände machte eine rasche Beendigung des Krieges zu einer unabweisbaren Notwendigkeit. Jeder Monat, den das Heer unnötig den zerstörenden Kräften ausgesetzt wurde, führte zu einem unwiederbringlichen Verlust an moralischem Gehalt. Eine baldige Kriegsbeendigung war aber, wenn überhaupt, nur auf dem Wege der Offensive zu erreichen. Damit ergab sich eine völlige Übereinstimmung der strategischen Notwendigkeiten mit den allgemeinen psychologischen Bedürfnissen.

Besonders vorteilhaft für die Hebung des Kampfwertes des Heeres war die um die Jahreswende 1917/18 eintretende, etwa drei Monate dauernde Kampfpause an der Front. Sie gestattete, eine große Anzahl Divisionen abzulösen und ihnen im Hintergelände, fern von Gefechtseindrücken, eine längere Zeit der Ruhe und Ausbildung zu gewähren. Mit ihrer körperlichen Erholung hob sich auch zusehends ihr seelischer Zustand.

Die ungeheuere Arbeit, mit der die Vorbereitungszeit auf die Offensive ausgefüllt wurde, übte auf die Moral des Heeres ebenfalls den besten Einfluß aus. Das Problem des Durchbruchs, dessen Richtlinien in einer neuen Vorschrift der O. H. L. „Die Angriffsschlacht im Stellungskriege" festgelegt wurden, beschäftigte nicht nur die Kommandostäbe, sondern bildete auch den Hauptinhalt der Truppenausbildung. Allerorts setzte eine eifrige Tätigkeit ein, um sich mit den Grundsätzen der neuen Angriffstaktik auseinanderzusetzen und sie zum Allgemeingut der Truppe zu machen. Die seelisch heilsame Wirkung hiervon bestand darin, daß die Masse des Heeres aus der Erstarrung gelöst wurde und die freigewordenen geistigen Kräfte mit neuem Schwung in eine einheitliche Richtung gelenkt wurden. Die unmittelbaren Begleiterscheinungen dieses Vorganges waren die Hebung des Selbstvertrauens und der Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang der Offensive.

Im Rahmen der praktischen Ausbildung der Truppe fanden hinter der Front Felddienstübungen statt, die vom kleinsten Verbande bis zum Gefecht mehrerer Divisionen gegeneinander wechselten. An Übungswerken und abgesteckten Stellungen wurde der Durchbruch geübt und bis in große Tiefen durchgeführt. Hierdurch lernte der Infanterist wieder das Marschieren. Alle Anstrengungen, die mit den Übungen verbunden und teilweise recht groß waren, ertrug die Truppe willig im Hinblick auf das gemeinsame große Ziel. Die Neuheit der Kampfführung und die abwechslungsreichen Lagen aus dem Bewegungskriege trugen zur Entspannung des einzelnen bei und ließen die niederdrückenden Erinnerungen an die Abwehrschlachten allmählich in Vergessenheit geraten. Die vertiefte Ausbildung an den verschiedenen Waffen hob das Vertrauen auf die eigene Kraft durch das Bewußtsein vermehrten Könnens. Ähnlich verhielt es sich mit der Unmasse der Vorbereitungsarbeiten für die Offensive an der eigentlichen Kampffront. Um den Feind über die Angriffsstelle zu täuschen, erstreckten sich diese über die gesamte Ausdehnung der deutschen Stellungen im Westen. Auch diese Arbeiten wirkten ablenkend und richteten die Gedanken hoffnungsfroh auf die Zukunft.

Durch alle die geschilderten Umstände hatte sich die Moral des Heeres in ungeahnter Weise bis zum 21. März 1918, dem Beginn der großen Schlacht, gehoben. Die große Durchbruchsidee schlug alle Gemüter in ihren Bann. Auch der letzte Troßknecht ahnte dunkel, daß die Entscheidungsstunde des Krieges nahe herangerückt war. Der Glaube an die Erreichbarkeit des gesteckten großen Zieles und der Wille, es zu verwirklichen, hatte nicht nur die seelische Einheit des Heeres wiederhergestellt, sondern auch die Disziplin gefestigt.

Aber trotz der Hebung des Angriffswillens und des allgemeinen Kampfgeistes konnte das deutsche Heer vom Frühjahr 1918 keineswegs mit dem von 1914 psychologisch verglichen werden. Zwischen beiden klafften unüberbrückbare Gegensätze. Die Voraussetzungen für die hohe Moral des deutschen Friedensheeres sind in dem ersten Teil dieses Buches eingehend erläutert worden. Ihren wesentlichsten Bestandteil bildete der Glaube an die Wahrheit der großen Leitgedanken, auf denen sich die Gemeinsamkeitsseele gründete, die Übereinstimmung der Gefühle und die im Sittlichen wurzelnde Disziplin. Die einzig dastehende Begeisterung bei Ausbruch des Krieges hatte den Kampfwillen über sich selbst hinaus gesteigert. Die Überzeugung von dem Siege der deutschen Waffen war für jedermann eine Selbstverständlichkeit gewesen.

Ganz anders das Heer von 1918. Die Herstellung der seelischen Einheit war, wie soeben dargestellt, mühsam durch die Hoffnung und den Glauben gelungen, daß die bevorstehende große Offensive die Entscheidung bringen und den Krieg endgültig beenden würde. Der Ursprung des Gemeinsamkeitsgefühls lag also nicht in langsam anerzogenen und traditionell vererbten Vorstellungen und Ideen, auch nicht im Kampftrieb oder gar in der Kriegsbegeisterung, sondern im Gegenteil davon, in der Kriegsmüdigkeit. Der neu geschaffenen Gemeinsamkeitsseele hafteten stark die Merkmale des Zufälligen und Einmaligen an, wie sie die psychologischen natürlichen Mengenbildungen kennzeichnen. Die Abschwächung beziehungsweise Ausschaltung der die frühere Einheit des Heeres begründenden Leitgedanken durch die Zersetzungseinflüsse war bestehen geblieben. Augenblicklich war deren Wirkung nur durch das Gegenmittel des neuen Glaubens an den Erfolg der bevorstehenden Offensive aufgehoben. Der Körper des Heeres trug also die gefährlichen Krankheitskeime weiter in sich. Er glich einem an Tuberkulose erkrankten Menschen, in dessen Lunge sich die Bakterien durch die Kunst des Arztes eingekapselt haben und damit unschädlich geworden sind. Bei einer Schwächung oder falschen Behandlung besteht aber für einen derartigen Menschen immer die größte Gefahr, weil die Krankheitsherde wieder aufbrechen und aufs neue ihre verderbenbringende Tätigkeit beginnen.

Für die unmittelbar am Angriff beteiligten Truppen kamen noch weitere Faktoren hinzu, die das Vertrauen in einen glücklichen Ausgang der Offensive stärkten und damit den Angriffsgeist förderten. Hierzu gehörte zunächst die Wahrnehmung von der Sorgsamkeit aller Vorbereitungen, die wie die Räder eines Uhrwerks ineinandergriffen, sowie von ihrer Vollständigkeit und Zweckmäßigkeit. Man spürte deutlich das Walten eines mächtigen Willens und ein tiefes Verständnis für die Bedürfnisse der Truppe. Der Befehl über die Angriffsstelle und die beabsichtigte Durchführung der Offensive erfolgte erst 11 Tage vor dem Sturmbeginn. In dieser kurzen Zeitspanne waren in einem Umfange Menschenmassen und Kriegsmittel auf engem Raum zu versammeln, vorzuführen und bereitzustellen wie niemals vorher in der deutschen Heeresgeschichte. Die Infanterie der Angriffsdivisionen wurde in den sechs letzten

Nächten herangeführt, die Artillerie rückte in den vier letzten Nächten in ihre Stellungen. Eine ungeheuere Bewegung setzte ein. In endlosen Zügen wälzten sich unter dem Schutze der Dunkelheit die zahllosen Kolonnen der Infanterie und die unübersehbare Menge der Batterien heran. Der einzelne fühlte sich eingebettet in den Rahmen einer riesenhaften Gemeinschaft und von der Macht des von ihr ausströmenden Massenbewußtseins unwiderstehlich mitfortgerissen. Mit Staunen sah er auf die gigantische Entfaltung der militärischen Kraft und des Siegeswillens des deutschen Volkes. Auf den einzelnen strahlte etwas von der zermalmenden Wucht des in Bewegung gesetzten ungeheueren Heeresmechanismus aus und ließ die eigenen Kräfte wachsen. Alle diese Umstände trugen noch dazu bei, daß das deutsche Heer an seine schwerste Aufgabe in diesem Kriege in einer seelischen Verfassung herantrat, wie sie unter Berücksichtigung der bestehenden Verhältnisse nicht besser hätte gedacht werden können.

2. Die geistigen Grundlagen der deutschen Märzoffensive.

Wenn die O. H. L. überhaupt weiter keine Taten aufzuweisen hätte als die Offensive vom März 1918, so gebührte ihr dafür allein schon der höchste Ruhm. Nicht im Entschluß zum Angriff an sich lag die Größe — die Feldherren der Entente hatten denselben Entschluß in den beiden Jahren vorher immer wieder gefaßt —, sondern in den Grundgedanken der Schlachtanlage. In ihnen erhob sich der Glanz des deutschen Feldherrntums über alles, was bisher auf diesem Gebiet von den Alliierten geleistet worden war. Sie waren es gewesen, die die Kriegführung an der Westfront in reinem Materialismus hatten versinken lassen. Jeder große operative Gedanke war in den Materialschlachten erschlagen, der Geist der Führung der Wirkung der Maschine geopfert worden. Die Zerstörung als solche hatte sich in dieser ungeistigen Form des Krieges zum Selbstzweck entwickelt. Ihr Endergebnis hatte trotz der Hunderttausende von Menschen, die von dem Materialkrieg verschlungen worden waren, bitter enttäuscht, weil es sich erwiesen hatte, daß in einem gesunden Heere die moralischen Elemente stärker sind als das Material. Hierin lag der Grund, daß sich der Gleichgewichtszustand der Kräfte nicht zugunsten des angreifenden Feindes hatte verschieben wollen. Niemals können die Erfolgsmöglichkeiten einer Kriegführung, die ihre Sinngebung in einem mechanischen Abnutzen der Kräfte erblickt, mit denen jener anderen verglichen werden, in der schöpferisches Denken und operative Kühnheit des Feldherrn die Vernichtung des Gegners anstrebt, die also ihre Grundlage im Geistigen und nicht im Materiellen hat.

Der Gedanke der deutschen Feldherren, die Kriegshandlung den Banden des Materials zu entreißen und wieder zu den geistigen Quellen der Strategie zurückzuführen, erscheint um so großartiger, wenn man bedenkt, welche beherrschende Rolle die Eigentümlichkeiten des Stellungskrieges in der gesamten Kriegführung spielten. Die deutsche Offensive war eine völlige Abkehr von den Grundsätzen der Entente, die in entscheidender Weise von dem Stellungskrieg

beeinflußt worden waren. Jetzt hatte der Faktor Geländegewinn als Selbstzweck keine Bedeutung mehr, ebensowenig die Zerstörung der feindlichen Stellungen durch tagelanges Trommelfeuer. Nach einer nur fünfstündigen Feuervorbereitung von höchster Wucht sollte die Infanterie zum Sturm antreten. Der Durchbruch war aber nur das Mittel zur Erreichung des strategischen Zieles, das in nichts Geringerem als der Zertrümmerung der feindlichen Streitmacht — zunächst der englischen — im Bewegungskriege bestand. Die deutsche O. H. L. war sich von vornherein darüber klar, daß bei einem etwaigen Steckenbleiben des Angriffs der Erfolg niemals auf dem Wege der Materialschlacht gesucht werden dürfte. In diesem Fall sollte vielmehr ein neuer Schlag an einer anderen Stelle der Front erfolgen. Naturgemäß war die Auswahl der Angriffsstelle und die Kampfführung stark abhängig von den taktischen Besonderheiten des Stellungskrieges.

Das ganze Angriffsverfahren baute sich auf dem Moment der Überraschung auf. Deren Gelingen bildete die Voraussetzung für den Erfolg des Sturmes überhaupt. Auch hier unterschied sich die Psychologie der deutschen Kriegführung von der der Feinde. Während sich deren Angriffe schon lange Zeit vorher durch die Vorbereitungen, die Verstärkung der Artillerie und zuletzt durch die lange Dauer des Vorbereitungsfeuers ankündigten und so dem Verteidiger Zeit zu Gegenmaßnahmen ließen, legte die deutsche O. H. L. auf völlige Geheimhaltung ihrer Absichten bis zum Angriffsbeginn den größten Wert. Das war an sich nicht neu. Bei allen großen Schlachterfolgen der vorhergehenden Jahre war von dem Mittel der Überraschung Gebrauch gemacht worden. So sind die Schlachten in Ostpreußen, Gorlice, Verdun, die Siegfriedbewegung und die Offensive in Italien ohne völlige Überraschung des Gegners nicht denkbar.

Der Sinn jeder militärischen Überraschung besteht darin, den Feind vor eine Lage zu stellen, die er nicht erwartet hat und der er daher ohne seelische und materielle Vorbereitung gegenübersteht. Die Folge hiervon ist die Entstehung von Schrecken und der Ausbruch von Panik, durch die der Wille zum Widerstande gelähmt wird und überstürzte und fehlerhafte Maßnahmen getroffen werden. Die Aussichten für eine Überraschung erhöhen sich, wenn der Plan der Führung möglichst lange geheim bleibt, rasch gehandelt wird und durch Täuschungen aller Art in dem Feinde Unsicherheit oder falsche Vorstellungen über die Absichten der Gegenseite hervorgerufen werden. Verstärkt wird die seelische Wirkung der Überraschung noch durch die Verwendung von Waffen und Kriegsmitteln, die dem Gegner unbekannt sind. Das Gefühl, ihnen hilflos gegenüberzustehen, wirkt auf die Truppe stets in hohem Maße demoralisierend. Es war daher kein Wunder, daß sich die feindlichen Parteien im Verlaufe des Weltkrieges in der Einführung neuartiger Waffen zu überbieten suchten. Deutschland eröffnete den Krieg mit der bis dahin vollständig geheimgehaltenen 42 cm-Haubitze vor Lüttich. Es folgten die Minen- und Flammenwerfer, die Kampfgase, die allerdings von den Feinden schon früher, wenn auch unwirksam,

verwendet wurden, und schließlich die Ferngeschütze, mit denen Paris während der Offensive 1918 beschossen wurde. Den Höhepunkt der feindlichen Überraschung auf dem Gebiete der Waffentechnik bildete der Tank, der seine Generalprobe Ende 1917 vor Cambrai bestanden hatte und sich von da ab zu dem Hauptangriffsmittel der Alliierten entwickelte. Zu ähnlichen Folgeerscheinungen wie das Auftreten neuer Waffen führt auch jede unvermutete Änderung des Kampfverfahrens. Der hiervon überraschte Feind findet nicht gleich die richtigen Gegenmittel und ist geneigt, das Gefecht aufzugeben, sobald er die Erfolglosigkeit aller seiner Anstrengungen bemerkt. Freilich ist die mit dem Wechsel der Taktik verbundene Überraschung immer nur von begrenzter Dauer, weil sich der Gegner bald an ihre Neuartigkeit gewöhnt und entsprechende Gegenmaßnahmen trifft.

Einen guten Anhaltspunkt für den inneren Wertgehalt einer Truppe bildet ihre Fähigkeit, den abträglichen Auswirkungen von Überraschungserscheinungen Widerstand zu leisten. Je erschöpfter und moralisch erschütterter sie ist, um so stärker leidet ihre Kampfkraft unter dem Einfluß der Überraschungen.

Die Überraschung am 21. März gelang vollständig — eine Folge nicht nur der bereits erwähnten schnellen Heranführung und Bereitstellung der Angriffskräfte, sondern auch der Erfindung eines neuen Schießverfahrens, daß das vorherige, verräterische Einschießen der zahllosen Angriffsbatterien unnötig machte.

3. Die psychologischen Ursachen für das Scheitern der Märzoffensive.

Die Frühjahrsoffensive, die planmäßig am 21. März mit dem Angriff auf der 75 km breiten Front von Arras bis La Fère begann, ist ein Beweis für alle Zeiten, zu welch ungeheuerer Leistung auch ein körperlich und seelisch erschöpftes, mangelhaft gekleidetes und ausgerüstetes Heer befähigt ist, wenn durch richtige psychologische Zielsetzung die Herstellung einer geistigen und willensmäßigen Einheitlichkeit gelingt. Die Kampfkraft der an dem Angriff beteiligten Divisionen erhob sich zu furchtbarer Größe. Jetzt, wo unter der ungeheuren Spannung des Schlachtgeschehens alle früheren Hemmungen und Unlustgefühle in ein Nichts versunken schienen, zeigte sich aufs neue die Überlegenheit des deutschen Soldaten über jeden seiner Gegner. Nur sie erklärt die Tatsache, daß dem deutschen Heere in wenigen Tagen ein Angriffserfolg beschieden war, dessen Größe alle Vorteile, die die monatelangen Materialschlachten der Entente trotz aller Überlegenheit eingebracht hatten, um ein Vielfaches übertraf. Aber wenn auch das taktische Ergebnis der großen Schlacht einzig dastehend war mit einem Einbruch von 60 km Tiefe und 90 000 Gefangenen, so durfte darüber nicht übersehen werden, daß die Offensive strategisch nicht das erhoffte Ziel erreicht hatte. Nach kurzem Siegeslauf von neun Tagen lag der Angriff fest und erstarrte wieder zum Stellungskrieg.

In der Militärliteratur sind eingehende Untersuchungen über die Ursachen des Scheiterns der deutschen Frühjahrsoffensive angestellt worden. Die Urteile

geben ziemlich übereinstimmend den von der O. H. L. bei der Durchführung der Operation gemachten Fehlern die Schuld. Die gemachten Vorwürfe lassen sich in folgendem zusammenfassen: Ungünstige Auswahl der Angriffsstelle, Verlegung des Schwerpunktes während der Vorwärtsbewegung nach dem falschen Flügel und schließlich eine Überspannung der Kräfte durch ein exzentrisches Auseinanderlaufen der Offensive anstatt weiser Beschränkung des Ziels und scharfer Zusammenfassung der Reserven an entscheidender Stelle. Es soll hier nicht versucht werden, diese Urteile auf ihre Berechtigung nachzuprüfen. Die taktischen und operativen Fragen liegen außerhalb des Rahmens dieses Buches. Aber trotzdem muß gesagt werden, daß alle Untersuchungen über die Frühjahrsoffensive an einer Frage entweder ganz vorbeigehen oder sie doch nicht genügend berücksichtigen, obwohl sie die allerwichtigste ist, der Frage nämlich, wie weit die Wirksamkeit der psychologischen Faktoren an dem Mißerfolg der Offensive beteiligt war. Der Beantwortung dieser Frage wenden wir uns jetzt zu.

Jeder Angriff ist das in die Wirklichkeit umgesetzte Bestreben, an den Gegner heranzukommen, um ihn im Nahkampf zu vernichten. Da somit das eigentümliche Merkmal seines Wesens die Bewegung ist, unterliegt er auch deren Gesetzen. Bewegung entsteht durch den Einfluß bestimmter Triebkräfte auf einen Körper. Ihre Dauer ist jedoch räumlich und zeitlich immer begrenzt, weil die Wirkung der Triebkräfte allmählich von den sich entgegenstellenden Reibungswiderständen überwunden wird. Dasselbe Bild sehen wir beim Angriff. Die Wucht, mit der er beginnt, erfährt während seines Verlaufes eine ununterbrochene Abschwächung, so daß seine Bewegung von selbst zum Stehen kommen muß, wenn sie über Gebühr ausgedehnt wird. Die Reibungswiderstände werden hier durch materielle wie seelische Faktoren ersetzt. Die materiellen äußern sich in Form von Verlusten oder allgemeiner körperlicher Erschöpfung. So groß ihre Bedeutung auch ist, übertroffen wird sie noch von dem Einfluß der seelischen Faktoren, weil die Triebkräfte eines jeden Angriffs von ihnen bestimmt werden. Jede Angriffshandlung stellt sich als ein auf das höchste gesteigerter Willensvorgang dar, der mit größter Erregung verbunden ist. Infolge der ungeheueren inneren Spannung konzentriert sich die Aufmerksamkeit mit so unerhörter Schärfe auf den Gegenstand des Angriffs, daß alle anderen Gedanken und Gefühle zurückgedrängt werden. Das kann so weit gehen, daß sogar Verwundungen in der Aufregung des Angriffs zunächst gar nicht bemerkt werden.

Nun ist aber ohne weiteres ersichtlich, daß der Willens- und Erregungszustand eines Menschen, wie ihn der Angriff erfordert bzw. mit sich bringt, nur von einer verhältnismäßig kurzen Dauer sein kann. Früher oder später muß ein Abklingen der Nervenanspannung eintreten. Damit treten aber zugleich die vorher zurückgedrängten Eigenschaften der Seele wieder hervor. Es melden sich Bedenklichkeit und Zaghaftigkeit und immer stärker und stärker der

Selbsterhaltungstrieb, kurzum alle diejenigen Strebungen des Ichs, die dem Angriffswillen entgegengesetzt sind.

Mithin ergibt sich also, daß der größte Feind des Angriffs die lange Dauer ist. Diese hat aber im Laufe der Geschichte in demselben Maße zugenommen, in dem die Vervollkommnung der Waffentechnik fortschritt. Aus dem einfachen kurzen Stoß früherer Zeiten wurde ein kunstvolles Ineinandergreifen der verschiedensten Waffenarten und Waffengattungen. Von einer Entscheidung in einem einzelnen Akt war keine Rede mehr, sondern die abstoßende Wirkung der Feuerwaffe gestattete nur ein langsames und mühseliges Vorwärtskommen.

Die Folge hiervon war eine ständige Vergrößerung der Anforderungen an die seelische Kraft des Soldaten. Denn jetzt mußte er nicht nur stundenlang das feindliche Feuer ertragen, sondern trotz dessen erschütternder Wirkung sogar immer wieder die Entschlußkraft zum Heranarbeiten an den Feind aufbringen. Eine weitere seelische Belastung ergab sich aus der Auflockerung der Kampfformen, die schließlich dahin führte, daß der stärkende Einfluß des Führers herabgemindert und die fortreißende Kraft der Masse ausgeschaltet wurde. Damit rückte bei dem Soldaten nicht nur die Selbständigkeit seines Denkens und Handelns in den Vordergrund, sondern es wurde auch gleichzeitig die innere Überwindung des niederdrückenden Gefühls der Vereinsamung verlangt. Hinzu kam die Steigerung der Waffenwirkung, die infolge der Erhöhung des Gefahrenmoments für den Angriffswillen ebenfalls abträglich war.

So trugen neben den mechanischen vor allem die seelischen Faktoren dazu bei, um eine ständige Abnahme der Wirksamkeit des Frontalangriffs herbeizuführen. Nun mußte aber die deutsche Frühjahrsoffensive bei der Eigenart des Stellungskrieges als ein riesenhafter Frontalangriff angesetzt werden. Auch bei ihrer Durchführung behielt sie den Charakter der Frontalschlacht im ganzen bei, weil eine operative Umfassung nirgends gelungen war. Es traf sich besonders ungünstig, daß die Voraussetzungen für das Gelingen eines Frontalangriffes sich im Verlaufe des Weltkrieges ununterbrochen weiter verschlechtert hatten. Die Kraft der Verteidigung war durch die vernichtende Wirkung der zahllosen Maschinenwaffen sowie die Art und Weise der Kampfführung auf das höchste gestiegen. Die Truppe focht in Abwehrzonen, ihre Verbände waren weit nach der Tiefe gestaffelt und so gruppiert, daß sich die einzelnen Widerstandsnester gegenseitig durch flankierendes Feuer unterstützen konnten. Die Verteidigung glich einem weitgespannten Netz, in dessen Maschen sich der Angreifer verstricken und totlaufen sollte.

Es war klar, daß bei einem derartigen Verteidigungsverfahren der Angriff nicht in einem Zuge bis zur Entscheidung durchgeführt werden konnte, sondern sich als eine ununterbrochene Kette immer neuer Kampfhandlungen darstellte. Die einzelnen Widerstandsnester mußten nacheinander niedergekämpft und genommen werden, so daß die angreifende Truppe nur abschnittsweise vorzu-

bringen vermochte. War dann aber nach unsäglichen Mühen und Opfern der rückwärtige Rand der Verteidigungszone erreicht und schien das Gelände den ersehnten freien Vormarsch zu gestatten, so dauerte es nicht lange, bis das entgegenschlagende Feuer frisch herangeführter Kräfte dem Vorgehen wieder ein Ende bereitete. Damit begann aber von neuem die schwere Angriffsarbeit gegen eine Verteidigungszone. So ging es Tag für Tag weiter, bis die Reibungswiderstände der seelischen und materiellen Faktoren die Triebkräfte des Angriffs überwanden. Dieser Fall mußte mit Sicherheit eintreten, wenn der Feind unter den Angriffsschlägen nicht moralisch zusammenbrach oder über keine Reserven mehr verfügte. Denn die seelische Kraft des Menschen reicht nur aus, um eine begrenzte Anzahl derartiger willensmäßiger Höchstleistungen zu vollbringen, wie sie ein Angriff darstellt. Nach einer gewissen Zeit tritt von selbst ein erst allmähliches, dann immer stärker werdendes Unvermögen zu ihrer Wiederholung ein. Dieses äußert sich in einer zunehmenden Empfindlichkeit gegenüber der feindlichen Feuerwirkung, die das Bedürfnis nach Deckung auslöst. Je häufiger diesem Bedürfnis nachgegeben wird, um so mehr ergreift es von dem ganzen Menschen Besitz und schwächt seine Lust zum Angreifen. Deshalb waren auch alle Pausen beim Angriff, die das Zusammenwirken der Waffen immer wieder erforderte, psychologisch gefährlich. Denn jede Unterbrechung der Bewegung, in der der Soldat untätig in Deckung liegt, läßt ihm Zeit zur Überlegung und zu Erwägungen über die Größe der Gefahr, in der er sich befindet. Dem Verstande erscheint aber der ganze gegenwärtige Zustand widersinnig und beklagenswert. So kommt es denn, daß das Ergebnis des Nachdenkens zu einer Förderung des Selbsterhaltungstriebes und damit zu einer Herabminderung des Angriffsgeistes führt — ein Nachteil, der sich um so stärker bemerkbar macht, je größer der Grad der Erschöpfung und die allgemeine Kriegsmüdigkeit sind. Vergegenwärtigt man sich die tiefe Erschöpfung des deutschen Heeres und auf der anderen Seite die mit allen Kriegsmitteln technisch vollendete Abwehr des Gegners sowie die ungeheueren Anstrengungen und Verluste, die mit der Offensive verbunden waren, so kann man ermessen, welche seelischen Widerstände seines eigenen Ichs der Kampfwille des Soldaten zu überwinden hatte.

Noch weitere Schwächemomente ergaben sich im Verlaufe des Angriffs aus der eigentümlichen Seelenlage, die jedesmal mit der Wegnahme eines feindlichen Widerstandsnestes verbunden war. Ein derartiger örtlicher Angriffserfolg löst in dem beteiligten Soldaten ein brausendes Siegesgefühl aus, das das höchste Lustgefühl darstellt, das für den Krieger überhaupt möglich ist. Voller Stolz auf seine Tat, seine Überlegenheit und Kraft hat er das verständliche Bestreben, den Genuß dieses Hochgefühls möglichst lange auszudehnen und die Wiederholung der Anstrengungen und Gefahren, die die Fortsetzung des Angriffs in sich schließt, hinauszuschieben. Hieraus erklärt sich die immer wieder zu beobachtende Tatsache, daß die Truppe mit Vorliebe an dem Ort ihres Sieges verharrt und nur schwer zur Verfolgung vorwärts zu bringen ist.

Ergänzend kommt hinzu, daß sich die furchtbare Spannung, in der sich der Soldat während des Angriffs befunden hat, schlagartig löst und einer Reaktion Platz macht, die sich in einer starken Ermüdung und dem Bedürfnis nach Ruhe äußert. In dem Bewußtsein, seine Pflicht in vorbildlicher Weise getan zu haben, vermeint der Soldat jetzt geradezu einen Rechtsanspruch auf Ruhe zu haben. In solchen Augenblicken bedarf es der ganzen Willenskraft der Führer, um die Leute zur Fortsetzung des Angriffes zu veranlassen. Die Überwindung der seelischen Hemmungen, die hierzu jedesmal nötig ist, zehrt aber an der Nervenkraft der Truppe. Je öfter sie verlangt wird, um so rascher muß ihre Angriffskraft zurückgehen.

Von hier aus betrachtet, gewannen die taktischen Verhältnisse der großen Schlacht mit ihrer ständigen Aneinanderreihung von Angriffshandlungen eine besondere psychologische Bedeutung. Auch die Kräfte einer völlig frischen Truppe hätten nur zur Durchführung einer begrenzten Zahl von Angriffen ausgereicht.

Das Scheitern der Frühjahrsoffensive war jedoch nicht nur auf die Auswirkung der sich aus dem Kampfgeschehen ergebenden seelischen und materiellen Faktoren zurückzuführen, sondern zum großen Teil auch auf die Minderung des inneren Wertgehaltes des Heeres. Im Abschnitt 1 war zwar die moralische Erneuerung des Heeres dargestellt worden. Die Offensive sollte aber offenbaren, in welche Abhängigkeit die Kampfmoral von den Lebensbedürfnissen und Zustandsbedingungen geraten war. Es ist bereits erwähnt worden, daß die Aussicht auf Verbesserung der Lebenshaltung nicht zum wenigsten den Anlaß zur freudigen Bejahung der Offensive gebildet hatte. Die Ursache hierfür lag in dem Umstand, daß die durch die Hungerblockade verursachten Leiden längst das Maß des Erträglichen überschritten hatten. Eine spätere Zeit wird sich von den Entbehrungen des Volkes und des Heeres nur schwer eine richtige Vorstellung machen können. Der Soldat im Felde litt eigentlich an allem empfindlichen Mangel. Besonders schlimm stand es mit der Verpflegung, die nicht mehr ausreichte, so daß der Mann das Gefühl des Hungers nicht loswurde. Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß sich das Verlangen nach allem, was man entbehren mußte, in ihm anstaute und mit elementarer Gewalt nach Befriedigung drängte.

Die Möglichkeit hierzu bot sich ganz überraschend, als die Offensive bis zu den Proviantdepots und Magazinen des Gegners vorgetragen war und jenseits der Kampfzone des Stellungskrieges vom Kriege unberührte Ortschaften erreicht hatte. Wie im Märchenland fand der ausgehungerte und abgerissene deutsche Soldat jetzt plötzlich alles, was er so oft begehrt, aber niemals erhalten hatte. Butter, Eier, Fleisch, Milch und Brot fielen ihm in Unmassen in die Hände, dazu eine unübersehbare Menge von Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenständen aller Art. Jetzt sollte sich zeigen, daß vielfach die moralische Kraft nicht mehr ausreichte, um allen diesen Verlockungen zu widerstehen. Die ausgehungerte Truppe stürzte sich auf die Lebensmittel und

tat sich erst einmal gütlich, unbekümmert um den dadurch entstehenden Aufenthalt in der Vorwärtsbewegung.

Ebensowenig wie die Willenskraft zur Hemmung des Nahrungstriebes ausreichte, vermochte sie auch nicht einen anderen Trieb zu unterdrücken, der jetzt mit Macht hervordrängte. Es handelte sich um den Beutetrieb, dessen Betätigung von jeher eine große Gefahr für die Moral der Truppe gebildet hat. Er fördert die in der Habgier beruhenden Ichstrebungen des Menschen, untergräbt die Kameradschaft und die Disziplin. Seine Kennzeichen sind Raub und Plünderungen, die düsteren Begleiterscheinungen aller Kriege. Die Fähigkeit, den Beutetrieb zu hemmen, ist von jeher ein Prüfstein für die Moral und den Kampfwert eines Heeres gewesen. Da den Beutetrieb nichts so anreizt wie Mangel und Entbehrungen, war es erklärlich, daß seine Unterdrückung in dem deutschen Heere des Jahres 1918 nicht in genügender Weise gelang.

So kam es, daß die Truppenteile überall das Recht des Beutemachens für sich in Anspruch nahmen und darüber an vielen Stellen ihre Pflicht vernachlässigten. Wie Kinder rafften Soldaten häufig das zusammen, was ihnen gerade gefiel, um es nach kurzer Zeit wieder wegzuwerfen. Die auflösende Wirkung der hemmungslosen Befriedigung des Beutetriebes machte sich bald bemerkbar. In großer Zahl entfernten sich die Leute ohne Erlaubnis von ihren Truppenteilen und streiften zügellos in den Ortschaften umher. Besonders stark war die Lockerung der Zucht und Ordnung bei den Verbänden zweiter Linie und den Kolonnen.

Da alle Befehle und Maßnahmen zur Unterdrückung des Beutetriebes ohne Erfolg blieben, verfiel man auf den Ausweg, aus der Not eine Tugend zu machen und dem Beutemachen durch Aufstellung sogenannter Beutekommandos einen gesetzmäßigen Anstrich zu geben. Die Beutekommandos hatten die Aufgabe, die von den Truppen erbeuteten Vorräte zu beschlagnahmen und zu verwalten. Man hoffte, dem eigenmächtigen Beutemachen Einhalt zu gebieten, wenn in der Truppe die Vorstellung erweckt wurde, daß ihre Angehörigen es nicht nötig hätten, die Beute selbst zu sichern, und den Verbänden das Eigentumsrecht an ihr verblieb. Diese Regelung blieb jedoch nur auf einen Teil der Truppen beschränkt. Die O. H. L. besaß genügend Willenskraft, um dem Drang zu widerstehen, zur scheinbaren Linderung einer augenblicklichen Notlage Weisungen zu geben, die der Moral der Truppe zuwiderliefen und daher letzten Endes nur zu ihrer Zersetzung beitragen mußten.

Als besonders üble Folgeerscheinung der Lockerung der Disziplin machte sich die Trunkenheit breit, die stellenweise einen außergewöhnlichen Umfang annahm. In allen größeren Orten und feindlichen Lagern wurden große Vorräte an Wein und anderen alkoholischen Getränken vorgefunden, denen eifrig zugesprochen wurde. Bei dem schlechten Ernährungszustande der Leute war die Wirkung der ungewohnten Getränke vielfach verheerend. Ganze

Kompanien gerieten ihren Führern aus der Hand. Weder mit Güte noch mit Gewalt waren die Leute zur Fortsetzung des Angriffs zu bewegen, bevor sie die Folgen ihres Rausches überwunden hatten. Hierüber war aber oft kostbare Zeit verlorengegangen. Der Gegner vermochte inzwischen wieder festen Fuß zu fassen und seine Verteidigung neu einzurichten.

Die in der Trunkenheit begangenen zahllosen Disziplinwidrigkeiten fanden eine Ergänzung in der Enthemmung eigentümlicher anderer Triebe des eigenen Ichs, die in jenen Tagen bisweilen zu beobachten waren. Bei der Auslösung dieser Triebe wirkten eine ganze Anzahl seelischer Faktoren zusammen. Ihr Ursprung beruhte teils in der Wirkung des Alkohols und der gehobenen Stimmung des Siegesgefühls, teils war er eine Reaktionserscheinung auf die Anstrengungen und Gefahren der Offensive und ein unbewußter Protest gegen den ewigen Zwang des Soldatendaseins. Die Befriedigung dieser Triebe äußerte sich in dem Verlangen nach allerlei Mummenschanz, ulkigen Verkleidungen und Unfug, in dem Bestreben, den furchtbaren Ernst der Stunde zu übertäuben. In vielen Orten begaben sich die Mannschaften in die Häuser und staffierten sich mit den Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenständen der Einwohner aus. Man sah welche mit Zylinderhüten auf dem Kopf und angezogenem Frack oder als Frauen verkleidet mit Regenschirmen in der Hand und Kinderwagen vor sich herschieben. Diese Leute hatten den Kampf völlig vergessen und dachten nur an ihr Vergnügen, indem sie sich lärmend und grölend auf Straßen und Plätzen umhertrieben.

Alle diese Erscheinungen von Hemmungslosigkeit waren ein Beweis für die Verminderung des inneren Wertgehaltes des Heeres. Die moralischen Widerstände waren nicht mehr stark genug, um die Reizwirkungen auf die verschiedenen Triebe, die im Widerspruch zu den Grundsätzen soldatischer Pflicht standen, zu überwinden. Es hatte sich gezeigt, daß auch die Nerven des besten Heeres nur bis zu einer bestimmten Grenze eine Belastung ertragen können. Gleichzeitig war aber auch die psychologische Richtigkeit der Berechnung erwiesen, die der Feind mit dem Gedanken der Hungerblockade aufgestellt hatte.

Zu erwähnen bleibt noch, daß die mechanische Abnutzung des Heeres infolge der außerordentlich hohen Verluste groß war. Der Blutverlust wog aus mehreren Gründen ganz besonders schwer. Seine unmittelbare Ergänzung während der Schlacht verbot sich von selbst. Aber auch später ließen sich die durch den Kampf gerissenen Lücken immer schwerer schließen, weil sich die Ersatzlage mit reißender Schnelligkeit verschlechterte. Damit erfuhr aber die dem Heer innewohnende Angriffskraft eine dauernde Verminderung. Der große, unwiederbringliche Abgang an Offizieren und kriegserfahrenen Soldaten führte zu einem empfindlichen moralischen Rückgang des Heeres, weil es kein Mittel gab, um diesen Wertverlust an sittlichem Gehalt, Autorität und Disziplin auszugleichen.

Der zweite große Schlag der deutschen Offensive, die am 9. April beginnende

Schlacht bei Armentières, erfolgte zeitlich in einem so kurzen Abstande von der großen Schlacht, daß sie in psychologischer Beziehung mit ihr ein zusammenhängendes Ganzes bildet. Bemerkenswert war nur eine noch schnellere Schwächung der Angriffskraft als bei der Märzoffensive. Die Gründe hierfür lagen vor allem daran, daß eine Anzahl der eingesetzten Divisionen nicht mehr frisch war, sondern bereits in der großen Schlacht mitgekämpft hatte. Ferner fehlte dem Flandernangriff der Reiz des Unbekannten, noch nie Dagewesenen, sie bildete auch nicht in demselben Maße den Inhalt eines starken Glaubens und der gemeinsamen Hoffnung aller. Die geringere Ausstrahlung ihrer psychologischen Wirkung mußte aber zwangsläufig zu einer Verminderung der seelischen Triebkräfte des Angriffs bei den beteiligten Truppen führen. Hinzu kam noch eine Steigerung der mechanischen Reibungswiderstände, weil das Gelände der Verteidigung durch eine besonders wirksame Verwendungsmöglichkeit der Maschinengewehre viele Vorteile bot. Auch bei dieser Offensive zeigten sich dieselben Bilder nachlassender Mannszucht wie bei dem Märzangriff.

4. Der psychologische Einfluß des weiteren Kriegsverlaufes auf das Heer.

Nach Beendigung der beiden ersten Offensivschläge stand das Heer unter dem Eindruck der erreichten Erfolge; die Siegesstimmung wirkte erhebend und ließ eine baldige Fortsetzung der Angriffe erhoffen. Diese Hochstimmung ließ aber in der jetzt folgenden mehrwöchigen Operationspause nicht nur bald nach, sondern begann sich allmählich sogar in ihr Gegenteil zu verkehren. Die innere Wandlung hatte ihren Ausgangspunkt in der niederdrückenden Erkenntnis, daß alles nichts genutzt hatte, um den Kriegswillen des Gegners zu brechen. Seine Front stand überall wieder unerschüttert da. An vielen Stellen schritt er zu Gegenangriffen, die am 24. April bei Villers Bretonneux zu einem örtlichen Rückschlage führten. Je mehr sich das Heer in der Pause zwischen den Angriffen des Mißerfolges bewußt wurde, um so stärker griffen Enttäuschung und Zweifel in einen glücklichen Ausgang des Krieges um sich. Wie oben näher ausgeführt, hatte die massenpsychologische Wirkung des Glaubens an den mit der Offensive verbundenen Endsieg die seelische Einheit des Heeres neu gefestigt und die Krankheitskeime in seinem Körper unschädlich gemacht. In demselben Umfange, in dem die Masse sich nun in ihrem Glauben getäuscht sah und die Hoffnungen auf eine baldige Beendigung des Krieges zerrannen, setzte als Reaktion hierauf der Zerfall der mühsam hergestellten Gemeinsamkeitsseele ein. Damit erwachten aber auch gleichzeitig die Zersetzungsstrebungen wieder zu neuem Leben und zu einer Wirksamkeit, die um so unheilvoller war, je schwächer die seelischen Abwehrkräfte wurden, die ihnen entgegengesetzt werden konnten. Deren Widerstand mußte aber mit jedem Tage, der die Lasten des Krieges verlängerte, geringer werden.

Der überraschend große Anfangserfolg des deutschen Angriffsschlages am chemin des dames Ende Mai brachte ein erneutes Aufflammen der Be-

geisterung und eine Belebung der allgemeinen Hoffnung auf die Erringung des endgültigen Sieges. Mit atemloser Spannung hörte man die Nachrichten von dem fast unglaublich raschen Vordringen der deutschen Truppen. Im ersten Anlauf wurde nach Überschreitung des chemin des dames das schwierige Hindernis der Aisne überwunden. Bald darauf war die Vesle erreicht und nach kurzer Zeit sogar die Marne, der Schicksalsstrom in diesem Kriege, überschritten.

Dann war aber die Angriffskraft zu Ende. Wieder waren die hochgespannten Erwartungen enttäuscht worden. Damit fand der seelische Wandlungsvorgang des Heeres in verstärkter Form seine Fortsetzung. Die Truppe hatte genügend Zeit zu Überlegungen und Betrachtungen über ihre Lage und die Aussichten des Krieges, denn — abgesehen von der unbedeutenderen Schlacht bei Noyon — es herrschte wieder Ruhe bis zur letzten großen Offensive bei Reims Mitte Juli. Damit verstrichen also abermals Wochen, in denen es mit dem inneren Wert des Heeres leise und unsichtbar, aber mit unheimlicher Stetigkeit bergab ging.

Die Angriffsschlacht bei Reims stand von vornherein unter keinem glücklichen Stern, weil das Moment der Überraschung nicht ausgenutzt werden konnte. Wochenlang vorher hatte die ganze Welt von der bevorstehenden Offensive gesprochen. Ebenso wie die operative fiel auch die taktische Überraschung weg. Der Angriff wurde nach denselben Grundsätzen geführt wie bei allen früheren Operationen. Es stellte sich heraus, daß der Feind seine Maßnahmen dem deutschen Verfahren angepaßt und damit dessen überraschende Wirkung ausgeschaltet hatte. Obwohl die Truppe trotz aller Zweifel in das Gelingen der Offensive überall gehorsam zum Sturm antrat, endete der Angriff nicht nur mit einem strategischen, sondern zum ersten Male auch mit einem taktischen Mißerfolg. Die hiervon ausgehende niederdrückende Wirkung war sehr groß. Die Truppe empfand selbst dumpf das Nachlassen der eigenen Kraft. Das Bewußtsein, daß wiederum alle Anstrengungen und blutigen Opfer völlig umsonst gebracht waren, wirkte außerordentlich ungünstig auf den Kampfwillen ein.

Mit der Offensive bei Reims hatte die deutsche Angriffskraft ihren Höhepunkt überschritten. Am 18. Juli begann der große französische Gegenschlag aus dem Walde bei Villers Cotterets. Er brachte den endgültigen Umschwung der Kriegslage. Von nun an schrieben die zusammenwirkenden Streitkräfte der Engländer, Franzosen und Amerikaner dem zu Tode erschöpften deutschen Heere das Gesetz des Handelns vor. Nach den weiter oben gemachten Ausführungen ist es ohne weiteres klar, daß die Verschiebung des moralischen Gleichgewichtes nicht das Ergebnis einer plötzlichen seelischen Wandlung des deutschen Heeres war, sondern eines langen psychologischen Entwicklungsvorganges, der von der unaufhörlichen Wirkung der Zersetzungsursachen bestimmt wurde. Unter diesen hatte die von der Erfolglosigkeit der Offensiven ausgehende Zerstörung des Glaubens an den Sieg eine besonders wichtige

Rolle gespielt. Die sich aus dem Scheitern der einzigen Hoffnung ergebende Mutlosigkeit wurde noch verstärkt durch das niederdrückende Bewußtsein von der ungeheuren Überlegenheit des Gegners nicht nur an Kriegsmitteln, sondern auch auf wirtschaftlichem Gebiete. Den Beweis hierfür hatten die unübersehbaren Vorräte an Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen erbracht, die man bei den Angriffen durch persönlichen Augenschein festgestellt hatte. Neben der seelischen lief eine tiefe körperliche Erschütterung durch das Heer. Einen Begriff von den überwältigenden Leistungen der Truppen erhält man, wenn man bedenkt, daß bei den ersten beiden Offensiven rund 125 Divisionen, davon eine Anzahl mehrere Male, eingesetzt worden waren. An der Schlacht an der Aisne waren 41 und bei Reims 47 Divisionen beteiligt gewesen.

Auf das durch die kriegerischen Ereignisse seelisch und körperlich geschwächte Heer stürzten sich außerdem noch mit voller Wucht die von der Heimat und der feindlichen Propaganda ausgehenden unmittelbaren und mittelbaren Zersetzungsursachen. Um ihre Wirkung verständlich zu machen, müssen wir zunächst wieder die Verhältnisse in Deutschland betrachten, soweit sie für die psychologische Entwicklung des Heeres eine Rolle spielten.

5. Die von außen an das Heer herantretenden Zersetzungsursachen.

a) Die von der Heimat ausgehenden, mittelbaren Zersetzungsursachen.

Unter dem gewaltigen Eindruck der ersten großen Angriffserfolge gegen die Engländer und Franzosen war der innerpolitische Streit der Heimat verstummt. Ganz Deutschland blickte mit angehaltenem Atem nach dem Westen. Jeder hoffte inbrünstig, daß das ungeheure Ringen den ersehnten Erfolg bringen würde. Noch einmal bot das Volk das Bild einer seelischen Geschlossenheit. Die Farben dieses Bildes wiesen allerdings keinen einheitlichen Glanz auf, es gab viele dunkle Stellen und zahllose Risse und Sprünge.

Als dann aber die erwartete Entscheidung ausblieb und der Krieg sich von neuem endlos auszudehnen begann, setzte eine furchtbare Enttäuschung und eine alle Tatbereitschaft lähmende Niedergeschlagenheit ein. Unter dem Einfluß des Stimmungsumschwunges erfolgte durch das Schwergewicht der politischen und weltanschaulichen Gegensätze im Volk eine endgültige Zertrümmerung der schwachen Grundlagen, auf denen das Gemeinsamkeitsbewußtsein erwachsen war.

Mit dem Zerfall des Gemeinschaftsgefühls entbrannte der Kampf der Parteien mit einer noch nie dagewesenen Heftigkeit aufs neue um den Sinn des Krieges und die Erlangung der Macht im Staate. Im großen gesehen, hatte er sich mehr und mehr zu einem Ringen der geistigen Welten des Idealismus und des Materialismus um die deutsche Seele entwickelt. Er konnte mit hemmungsloser Gewalt ausgetragen werden, weil es auch jetzt nicht gelungen war, dem Volke durch eine klare und einprägsame Ideologie

begreiflich zu machen, um welche geistigen und materiellen Werte es in diesem Kriege eigentlich ging.

Um ihrem Kampf ein Höchstmaß von Kraft zu geben, hatten sich die Kerntruppen der beiden großen weltanschaulichen Gruppen scharf auf die seelischen Wurzeln ihres Wesens zurückgezogen, von denen aus die grundsätzliche Einstellung zum Staate und dem Kriegsgeschehen erfolgte. Die um den Gedanken des Nationalismus gruppierten Parteien hatten ihre geistige Grundlage im Idealismus. Ihre politischen Überzeugungen wurden in erster Linie von den blutmäßig bedingten, seelischen Faktoren des Volksbewußtseins getragen. Von ihnen aus erschien das Vaterland das Höchste, und der Kampf für seinen Bestand als sittliche Pflicht. Die Einzelpersönlichkeit und materiellen Güter bedeuteten demgegenüber nichts, sie waren ohne Besinnen der Gemeinschaft zu opfern. Im Sinne dieser Ideen wollten die Rechtsparteien und -kreise ohne Rücksicht auf den Hunger und die Verelendung des Volkes den Krieg weiter fortführen und das Schwert erst aus der Hand legen, bis ein Frieden erzwungen war, der den ungeheuren Opfern entsprach und dauernden Schutz gegen die Feinde gewährleistete. Zur Durchführung dieser Ziele suchten sie mit allen Mitteln das Siegesbewußtsein und den Kriegswillen im Volke wach zu erhalten.

Bei der bereits geschilderten geistigen Beschaffenheit des Marxismus mußte die erbitterte Feindschaft zwischen den beiden großen Lagern immer größer werden, je mehr der unerbittliche Zwang des Kriegsgeschehens zu einer eindeutigen Stellungnahme drängte. Es war bei der furchtbaren Not in Deutschland kein Wunder, daß die marxistische Gedankenwelt mit ihrer Forderung nach Frieden und Völkerversöhnung sowie der Betonung der materiellen Wohlfahrt des einzelnen in den Massen ständig an Boden gewann und den Widerwillen gegen den Krieg stärkte.

Die innere Zerrissenheit der Heimat mußte gerade jetzt, als die Offensiven gescheitert waren und der Umschwung der gesamten Kriegslage sich ankündigte, für die seelische Einheit des Heeres die verderblichsten Folgen haben. Bei der starken inneren und äußeren Erschütterung der Truppe war die Gefahr der Übertragung der politischen Spaltungen in der Heimat besonders groß. Die rücksichtslose Friedenspropaganda der Linkskreise ließ den Blick für das Maß der Dinge vermissen, da sie nur den eigenen Kampfwillen schwächte und dem Vernichtungswillen der Feinde neue Antriebe gab. Beides führte aber zu einer Schädigung des am Feinde stehenden Heeres. Dies nicht genügend berücksichtigt zu haben, bleibt die geschichtliche Schuld der Mehrheitsparteien bei der hemmungslosen Befriedigung ihres Friedensbedürfnisses. Aber auch die Rechtsparteien ließen vielfach das Verständnis für den seelischen Zustand der Truppe vermissen. Ihr übertriebenes Festhalten an den Forderungen eines Siegfriedens zu einer Zeit, als keine Aussicht mehr zur Gewinnung des Krieges bestand, stieß in der erschöpften Truppe auf keinerlei Verständnis. Der Soldat sah in dieser Haltung nicht den Ausdruck von Heroismus und Vaterlands-

liebe, sondern nur das Bestreben, den Krieg zu verlängern, und wurde so mit Haß und Grimm gegen die Kreise erfüllt, die ihm gefühlsmäßig am nächsten standen. Das Beharren der vaterländischen Parteien an ihrer Grundanschauung erklärte sich aus der überraschenden Schnelligkeit, mit der sich die Kriegslage gewandelt hatte, und der Tatsache, daß man ihr die entscheidende Wendung gar nicht recht anmerken konnte, weil sich die Kämpfe sämtlich in Feindes Land abspielten. Hinzu kam das unbegrenzte Vertrauen zu den bisher stets siegreichen Feldherren, die den Gedanken an eine allgemeine Niederlage gar nicht aufkommen ließen.

Es bedarf weiter keiner Erwähnung, daß die früher beschriebenen mittelbaren Zersetzungsursachen der Heimat mit unverminderter Heftigkeit fortwirkten. Der moralische Verfall machte reißende Fortschritte unter dem Druck der wirtschaftlichen Not, die für die Masse des Volkes nachgerade unerträglich geworden war. Eine außerordentliche Belastung des Kriegswillens hatte der Eintritt Amerikas in den Krieg mit sich gebracht. Mehr und mehr legte sich die Erkenntnis von den unbegrenzten Machtmitteln dieses Landes wie ein Alpdruck auf die Gemüter trotz aller Beschwichtigungsversuche der amtlichen Stellen, auf die weiter unten näher eingegangen werden soll.

Das Streben der Parteien nach der Macht im Staate hatte nicht nur zu einer erbitterten gegenseitigen Fehde, sondern auch zu einem gemeinsamen Kampf gegen die Regierung geführt. Mit Rücksicht auf die verderblichen Auswirkungen dieses Kampfes auf das Heer müssen wir auf seine Ursachen und seine Entwicklung näher eingehen.

Die unentschlossene und schwächliche Haltung der Regierung hatte ihren psychologischen Ursprung in ihrem Unvermögen, Sinn, Zweck und Ziel dieses Krieges zu erkennen und die großen geistigen Grundgesetze eines nationalen Daseinkampfes zu beherrschen. Die Folge dieses Mangels war, daß eine ausreichende Stärkung der moralischen Kräfte der Nation ebenso unterblieb wie die Zusammenfassung der das Volksbewußtsein tragenden seelischen Faktoren und ihre Hinlenkung auf ein gemeinsames großes Ziel. Mit diesem Verzicht auf die geistige Führung setzte die Regierung sich auch außerstande, den Parteien ihren Willen aufzuzwingen und die eigensüchtigen parlamentarischen Machtstrebungen dem Wohle der Gesamtheit unterzuordnen. Da sie in dem Parteienkampf eine vermittelnde Haltung einzunehmen suchte, geschah das, was in solchen Fällen immer einzutreten pflegt: sie genoß auf keiner Seite mehr Vertrauen. Daher richtete sich der Kampf aller Parteien — trotz ihrer eigenen Gegensätze — gegen sie. Die Feindschaft der Rechtsparteien entsprang der Unzufriedenheit über ihre Nachgiebigkeit gegenüber den pazifistischen und internationalen Strömungen. Man machte ihr außerdem den Vorwurf zu geringer Tatkraft bei der Bekämpfung der sittlichen Verfallserscheinungen im Volke und der revolutionären Umtriebe. Immer wieder verlangten die vaterländischen Kreise eine stärkere Betonung des nationalen Wollens und die Hebung des Kriegswillens der Heimat. Im Gegensatz dazu

waren die Mehrheitsparteien erbittert, daß sich die Regierung ihrem Kampf gegen die verhaßte Vaterlandspartei und die „Junker und Kriegsverlängerer“ nicht anschloß und auch nicht zu bewegen war, sich öffentlich ohne Vorbehalt zu den Grundsätzen eines Verzicht- und Verständigungsfriedens zu bekennen. Daneben lief mit stets zunehmender Heftigkeit der Kampf um die Einlösung des Versprechens der Osterbotschaft auf Abschaffung des Dreiklassenwahlrechts.

Der Ansturm der Parteien hatte zu einer langsamen aber sicheren Verschiebung der Machtverhältnisse im Staate auf die Seite des Reichstages geführt. Innerhalb dieser Umlagerung trugen die Mehrheitsparteien mit ihrem Streben nach einer Verfassungsänderung den Hauptgewinn davon. Deutlich ließ sich der Rückgang des Einflusses der nationalen Strömungen bei dem Wechsel der verschiedenen Kriegskanzler feststellen. Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg war noch dem Widerstand der nationalen Triebkräfte, die in den Feldherren des Heeres in höchster und reinster Form verkörpert wurden, zum Opfer gefallen. Die Ernennung seines Nachfolgers Michaelis geschah zwar ohne Mitwirkung des Parlaments als ein selbständiger Willensakt der Krone, sein baldiger Sturz war aber vor allem das Werk der Linksparteien gewesen. Jetzt hatte die parlamentarische Macht schon so zugenommen, daß die anschließende Ernennung des Grafen Hertling erst nach vorheriger Befragung der Mehrheitsparteien möglich erschien. Er legte sein Amt nieder, als das in Wirklichkeit schon bestehende parlamentarische System nun auch der Form nach eingeführt werden sollte. Damit war der Sieg der Mehrheitsparteien nach außen hin vollendet. Die Freude über den Erfolg war aber nur von kurzer Dauer. Denn bekanntlich bildete das parlamentarische System unter der kurzen Kanzlerschaft des Prinzen Max von Baden nur den Übergang zu dem gewaltsamen Umsturz, aus dessen Trümmern dann später die republikanische Staatsform zusammengefügt wurde.

Diese ganze Entwicklung war das Ergebnis der furchtbaren Leiden des Krieges und der Folgen der Hungerblockade, aber nicht zum wenigsten auch der großen seelischen Not, die aus dem Fehlen einer eindeutigen und erschöpfenden Antwort auf die Frage nach dem Warum des Krieges entstanden war. Die Verschiebung der Gewalten im Staate, die sich im Sinne einer Angleichung an die westlichen Demokratien vollzog, bedeutete das Verlassen der seelischen Grundlagen und geistigen Bindungen, auf denen Bismarck das Gebäude des Deutschen Reiches errichtet hatte. Aus ihnen heraus war aber auch das Heer als organisches Gebilde gewachsen. Ihr Aufgeben mußte daher auch zu einer Ausschaltung oder Aufhebung der die militärische Gemeinsamkeitsseele begründenden Gedanken und Überzeugungen führen, was jetzt in den Stürmen des Krieges gleichbedeutend mit dem Zusammenbruch des Heeres, wie es nun einmal war, werden mußte. Ihren stärksten und zugleich für das Heer gefährlichsten Ausdruck fand die innere Abkehr von der aus deutschem Geist geborenen Reichsschöpfung in dem Streben nach Beseitigung der monarchischen Regierungsform. Bereits bei der Ernennung des Reichskanzlers Michaelis hatte das

Zentralorgan der SPD., der „Vorwärts“, geschrieben: „Dieser Mann muß erst den Beweis erbringen, daß das Königtum der Hohenzollern das deutsche Volk nicht hindert, das freieste der Welt zu sein.“ Mit allen Mitteln wurde dann — Hand in Hand mit der feindlichen Propaganda — daran gearbeitet, die gefühlsmäßigen Bindungen des Volkes an das Herrscherhaus zu zerschneiden und die Zuneigung in Abneigung zu verwandeln. Der Erfolg war so gut, daß sich bis weit hinein in die Kreise des Bürgertums die Auffassung verbreitet hatte, die Person des Kaisers sei ein Friedenshindernis. Es war bezeichnend für die innere Schwäche der Regierung, daß sie nicht eingriff, als in vielen Organen der Linkspresse ganz offen der Thronverzicht des Kaisers und des Kronprinzen verlangt wurde. Unsagbar war der Schaden, der aus diesen Machenschaften für die innere Beschaffenheit des Heeres erwuchs. In der Gedankenwelt des Mannes bildeten die Idee des Kaisertums und die Vorstellungen von Reich und Vaterland eine untrennbare Einheit. Der Glaube an diese Höchstwerte des Soldatentums erfuhr jetzt eine schwere Erschütterung und führte eine endgültige seelische Wandlung derjenigen herbei, die innerlich schon schwankend und von der Gerechtigkeit der deutschen Sache nicht mehr überzeugt waren. Alle diese verloren ihren sittlichen Halt und den Willen zum Kämpfen. Sie bildeten die riesenhaft anwachsenden Massen der Drückeberger, Fahnenflüchtigen und Überläufer. Immer kleiner wurde infolgedessen der Kreis der Männer, die getreu ihrem Fahneneide und ihrer Pflicht für die Ehre der deutschen Waffen weiter kämpften, litten und starben.

Ein Beweis für das zunehmende Machtbewußtsein der Linksparteien war auch die Art und Weise, in der man im Reichstage an den Zuständen des Heeres Kritik übte. Das Hervorzerren und Besprechen tatsächlicher oder erfundener Mißstände in breitester Öffentlichkeit geschah nur zum geringsten Teil in der gutgemeinten Absicht zu helfen und zu bessern, in weit überwiegendem Maße dagegen mit dem ausgesprochenen Zweck, Unzufriedenheit und Mißstimmung in den Reihen der Truppe hervorzurufen. Aus den Angriffen gegen die Wehrmacht im Reichstage mußte der Soldat zu dem Schluß kommen, daß es recht schlecht um sie bestellt wäre. Die angeblich herabwürdigende Behandlung, von der er immer wieder las, erregte seinen Unwillen und trug dazu bei, daß er sich in seiner Rolle als Soldat wie ein zweitklassiger Mensch vorkam. Sehr beliebt war bei den Linksparteien das Einbringen von Anträgen, die unter dem Deckmantel der Sorge um die Wohlfahrt des Soldaten doch nur reinen Propagandazwecken dienten. Den Hauptinhalt solcher Anträge bildeten Erhöhung der Löhnung, Recht auf Urlaub, Verbesserung der Verpflegung und Abänderung des Beschwerde- und Disziplinarrechts. In dem Soldaten sollte dadurch die Ansicht hervorgerufen werden, daß alle diese Verbesserungen und Vergünstigungen eintreten würden, wenn erst das augenblickliche brutale und herzlose Regierungssystem gestürzt und die Macht im Staate in die Hand der Linksparteien gelangt wäre. Außerdem wurde durch die oben erwähnten Anträge die Begehrlichkeit angereizt und der Widerwille gegen die mit dem

Soldatendasein verbundenen Opfer und Beschränkungen, deren man sich jetzt erst so recht bewußt wurde, außerordentlich gesteigert.

Ebensowenig wie die Regierung die psychologischen Gesetze der politischen Kriegführung beherrschte, waren ihr auch die Grundsätze der militärischen Psychologie geläufig. Sonst wäre es unmöglich gewesen, daß eine Reihe von amtlichen Maßnahmen getroffen wurden, die sich unmittelbar gegen die Moral des Heeres richteten. Hierzu gehörte zunächst die sich ständig wiederholende Gewährung von Amnestien. Durch die fast zur Gewißheit gewordene Aussicht auf Begnadigung wurde sowohl das Gefühl der Schuld für politische Verbrechen und außerdem die abschreckende Wirkung der Strafen herabgemindert. Vergeblich waren die wiederholten Einsprüche der O. H. L. gegen ein derartig kurzsichtiges Verfahren, daß die Begriffe von der sittlichen Pflicht der Landesverteidigung verwirrten, den Kriegswillen untergrub und alle diejenigen Bestrebungen förderte, die gegen die Kampfkraft des Heeres gerichtet waren.

In einer Zeit, in der sich unter dem übermäßigen Druck des Krieges die Wertmaßstäbe des Volkes so gewandelt haben, daß alles, was mit Krieg und Soldatsein zusammenhängt, nur einen tiefen Widerwillen erzeugt, ist es Pflicht der Regierung, mit allen Mitteln den sittlichen Inhalt des Soldatentums zu schützen und zu stützen. Je mehr es gelingt, in den Massen die Überzeugung wach zu erhalten, daß der Kampf für das Vaterland Ehrenpflicht eines jeden Bürgers und der Soldatenrock das Symbol höchster Mannestugend sei, um so günstiger ist das für den Geist des Heeres und den Kampfwillen der Nation. Gegen diese psychologischen Notwendigkeiten wurde von den deutschen Regierungsstellen dauernd dadurch verstoßen, daß man die Hauptheßer und sonst schwierige Persönlichkeiten in der Heimat einzog und an die Front schickte. Hierdurch wurde der sittliche Grundgedanke der Wehrpflicht zu einem Begriff der Strafe abgewandelt. Der Soldat wurde auf eine Stufe mit Verbrechern gestellt, und alle Beteuerungen über die Ehrenhaftigkeit der militärischen Dienstpflicht damit Lügen gestraft. Außerdem bestand der praktische Nachteil dieses Verfahrens darin, daß sich die unzuverlässigen, minderwertigen und revolutionären Elemente in unerwünschter Weise in der Truppe vermehrten und unmittelbaren Einfluß auf die Gesinnung der Mannschaften gewannen.

Den Höhepunkt der Verständnislosigkeit für die psychologischen Bedürfnisse der Truppe bewies aber der deutsche Staatssekretär v. Kühlmann in jener verhängnisvollen Rede vom 24. Juni im Reichstage, die wie ein Donnerschlag auf die Truppe wirkte. Er führte aus, „daß durch rein militärische Entscheidungen allein, ohne alle diplomatischen Verhandlungen, ein absolutes Ende des Krieges nicht erwartet werden könne". Abgesehen davon, daß später der Kriegsausgang die sachliche Unrichtigkeit dieser Behauptung erweisen sollte, war sie für den Augenblick um so verderblicher, als das Heer eine Reihe glänzender Offensiven hinter sich hatte und soeben wieder zu einem neuen Angriffsschlage ausholte. Der Eindruck der Rede an der Front war, daß alle Angriffe

zwecklos seien, weil sie doch nicht zum Frieden führten. Nichts lähmt aber den Geist eines Heeres mehr als das Bewußtsein, umsonst gekämpft und gelitten zu haben und trotz aller Anstrengungen keine Besserung der Kriegslage herbeiführen zu können. Erbitterung und Mißtrauen gegen die Führung, Mutlosigkeit und der alles beherrschende Wunsch, um jeden Preis Schluß mit dem Kriege zu machen, sind die unausbleibliche Folge. So verminderte der deutsche Staatsmann den Wert des Kampfinstruments, dessen größtmögliche Stärkung zur Erreichung seiner politischen Ziele seine Pflicht gewesen wäre.

Dieser Mangel an militärischer Psychologie steht in auffallendem Gegensatz zu den Staatsmännern der Entente, die durch die Bekundung eisernen Kriegswillens und unerschütterlichen Glaubens an den Sieg in der Stunde höchster Gefahr ihren Völkern und Heeren immer wieder neuen moralischen Halt gaben. So sagte Clemenceau in der Kammer am 8. März 1918, als die Sorge vor der erwarteten deutschen Offensive auf das höchste gestiegen war: „Meine auswärtige und meine innere Politik ist ganz dieselbe. Innere Politik: Ich führe Krieg. Auswärtige Politik: Ich führe Krieg. Ich führe immer Krieg. Mein Bestreben ist, mich mit unseren Verbündeten in einem Vertrauensverhältnis zu erhalten. Rußland verrät uns. Ich führe weiter Krieg. Das unglückliche Rumänien ist gezwungen zu kapitulieren. Ich führe weiter Krieg und werde weiter Krieg führen bis zur letzten Viertelstunde, denn uns wird die letzte Viertelstunde gehören." Als Ende Mai die ungeheuere Wucht der deutschen Offensive sogar Paris bedrohte und Frankreich dem Zusammenbruch nahe war, riß er die sinkende Stimmung mit folgenden Worten hoch: „Wir werden den Sieg davontragen, wenn alle öffentlichen Gewalten auf der Höhe ihrer Aufgaben stehen. Ich schlage mich vor Paris, ich schlage mich in Paris, ich werde mich hinter Paris schlagen." Von einer ähnlichen heroischen Grundstimmung auf englischer Seite berichtet Churchill, wenn er schreibt, daß alle führenden Persönlichkeiten entschlossen waren, bis zum Siege durchzukämpfen und der Soldat mit seinem einfachen Glauben das als selbstverständlich voraussetzte.

Die suggestive Kraft, die von dem Siegesglauben und dem Kriegswillen der feindlichen Staatsmänner ausging, bewirkte, daß ihre Völker länger und stärker ihre seelische Einheitlichkeit, die durch die Überzeugung von der schließlichen völligen Niederlage Deutschlands bestimmt wurde, beibehielten. Diese Überzeugung wurde getragen von der ungeheueren Macht des Massenwillens der Welt nach Vernichtung Deutschlands, in dem der Urheber des Krieges erblickt wurde. Die imposante Geschlossenheit des Kriegswillens der Völker gegen Deutschland wurde ferner durch das Bewußtsein der klaren Ideen und großen Ziele, für die man kämpfte, aufrechterhalten. Schließlich fand der Kriegswillen der Engländer und Franzosen noch seine Erklärung in dem Vertrauen auf die Hilfe der machtvoll heranrückenden amerikanischen Verstärkungen. Amerika war die große, alles belebende und stärkende Hoffnung. Der Anblick der frischen, siegesbewußten amerikanischen Truppen, die in einer Art Kreuzzugsbegeisterung über das Meer gekommen waren, um den verhaßten

„Hunnen" den Rest zu geben, machte einen überwältigenden Eindruck auf die niedergedrückte und kriegsmüde Stimmung des Volkes und der verbündeten Heere in Frankreich.

Die gerechte Würdigung aller Verhältnisse zwingt jedoch zu der Feststellung, daß die feindlichen Staatsmänner es viel leichter hatten, um den Kriegswillen in ihren Völkern wach zu erhalten. Deutschland kämpfte in psychologischer Defensive gegen die gewaltige geistige Front der ganzen Welt. Es sah, daß die Zeit zu seinem Nachteile arbeitete und hatte keinerlei Hoffnung auf die Hilfe von außen her. Bei der Länge des Krieges und der Aushungerung des Volkes wurden damit die Schwierigkeiten der seelischen Führung des Volkes fast unüberwindlich. Unendlich schwer lastete das Schicksal auf dem deutschen Volke, das den Verbrauch an moralischer Kraft nur aus seinen eigenen Reserven ersetzen konnte und deshalb nach unerbittlichem Naturgesetz unterliegen mußte, wenn es nicht gelang, eine rasche militärische Entscheidung des Krieges herbeizuführen. Die Aussicht hierzu war aber nach dem Scheitern der deutschen Angriffe nicht mehr vorhanden.

b) Die revolutionären Bestrebungen der Heimat und das Heer.

Jede Revolution ist die massenpsychologische Reaktion auf einen politischen oder gesellschaftlichen Zustand, der durch ununterbrochene Auslösung von Unlustgefühlen unerträglich geworden ist. Ihr Ziel ist die gewaltsame Beendigung dieses Zustandes, und ihre Begleiterscheinungen sind stets das Wahnbild eingebildeter Freiheit, das die Massen in einen Taumel zu versetzen pflegt, und die Enthemmung des Zerstörungstriebes. Eine Revolution entsteht niemals plötzlich von ungefähr, sondern ist stets das Ergebnis eines psychologischen Entwicklungsvorganges von längerer Dauer. Dieser pflegt sich so abzuspielen, daß infolge des Bestehens gewisser politischer oder sozialer Verhältnisse sich im Unterbewußtsein bestimmter Bevölkerungsschichten eine Summe von Gefühlen und Wunschgedanken ansammelt, deren vorwärtsdrängende Kraft mehr und mehr die Sehnsucht nach einer Änderung des vorhandenen Zustandes erweckt. In solchen Fällen steigen aus dem Schoße der Masse dann immer Männer hervor, die das allgemeine Wollen in Worte kleiden und in Form von Forderungen oder Programmen der Öffentlichkeit zum Bewußtsein bringen. Unter der werbenden Kraft ihrer Ideen nehmen die rasch anwachsenden Scharen ihrer Anhänger die Merkmale psychologischer Mengen an. Nicht minder groß ist die von den Führerpersönlichkeiten ausgehende suggestive Wirkung. Ihre Macht über die Seelen beruht weder in der Kraft ihres Verstandes noch in ihrer überlegenen Bildung, sondern vor allem in der fanatischen Überzeugung von der Richtigkeit der von ihnen verbreiteten Gedanken und dem unerschütterlichen Glauben an die sittliche Berechtigung ihres Handelns. Als einzigen Wertmaßstab erkennen sie allerdings nur ihr „revolutionäres Gewissen" an. Der krankhafte Drang, eine Rolle spielen zu müssen,

Ehrgeiz und Machtwillen sind die Triebfedern dieser Volksführer, deren Charakter, wie wissenschaftlich nachgewiesen, meistens schwere Mängel und Gebrechen anhaften.

Mit dem Wesen des Marxismus, seinem Streben nach einem Umsturz der bestehenden Regierungs- und Wirtschaftsform sowie der verlockenden Idee eines sozialistischen Zukunftsstaates war der revolutionäre Gedanke untrennbar verbunden. Allerdings war die Einstellung der einzelnen marxistischen Gruppen zu ihm verschieden. Die Mehrheitssozialisten waren bereits 1914 unter der Kriegsbegeisterung der gesamten Bevölkerung von der geraden Linie der marxistischen Grundsätze abgewichen und krankten infolgedessen an den Auswirkungen dieser inneren Zwiespältigkeit. Innerlich abhängig von der Stimmung ihrer Wähler, wurden sie ständig hin und her gerissen von ihrer marxistischen Weltanschauung und den nationalen Erfordernissen des Krieges. So hatten sie sich zwar auf der einen Seite zur Pflicht der Landesverteidigung bekannt, auf der anderen aber gleichzeitig der zunehmenden Kriegsmüdigkeit und Radikalisierung der Massen Rechnung getragen. Das war besonders bei ihrer Haltung in dem großen politischen Januarstreik zum Ausdruck gekommen. Während die Mehrheitssozialisten sich im Sommer 1918 noch zu dem Gedanken des Verständigungsfriedens bekannten, hatten die Unabhängigen und die Spartakisten immer zielklarer den Weg der revolutionären Propaganda beschritten. Wohl bestanden zwischen diesen beiden Gruppen auch Unterschiede in der revolutionären Energie und den Methoden des Kampfes, je mehr aber die Kriegsmüdigkeit und die Bereitschaft zu einem gewaltsamen Umsturz in Deutschland zunahm, um so mehr verwischten sich auch ihre Unterscheidungsmerkmale.

Unter dem Einfluß der revolutionären Propaganda, deren wesentlicher Gedankeninhalt bereits weiter oben geschildert worden ist, hatte in weiten Bevölkerungskreisen der Haß gegen den Krieg rasch zugenommen. Ebenso hatte sich die Überzeugung vertieft, daß die Feinde im Grunde dem deutschen Volke wohlgesinnt seien und nur dessen autokratische Regierungsform den Frieden verhindere. Mit wachsender Erbitterung schenkte man den zahllosen Flugblättern Glauben, in denen der Krieg als Verbrechen des deutschen Militarismus hingestellt und als sein eigentlicher Zweck die Vernichtung der Proletarier auf den Schlachtfeldern bezeichnet wurde, um so die von ihnen ausgehende Gefahr für die Vorrechte der herrschenden Klassen zu beseitigen. So verloren die Schichten der werktätigen Bevölkerung allmählich die innere Anteilnahme an den Werten, um die es in diesem Kriege ging, während gleichzeitig ihr Machtbewußtsein eine außerordentliche Stärkung durch die Erkenntnis von der gewaltigen Stoßkraft des Willens der Massen erhielt, der, immer stärker hervordrängend, im Begriff war, sich zum entscheidenden Faktor im Staatsleben zu entwickeln. Neben der geistigen hatte seit dem Jahre 1918 auch die praktische Vorbereitung der Revolution begonnen. Im Laufe des Sommers wurden Stoßtrupps gebildet und aus Heeresbeständen

Waffen gesammelt. Der große, aus politischen Gründen erfolgte Januarstreik hatte blitzartig erkennen lassen, wie weit die Radikalisierung der Massen fortgeschritten war.

Die revolutionäre Propaganda im Heer war bestrebt, den Soldaten dadurch in ihre geistige Front einzugliedern, daß man sein Herz zu gewinnen suchte. Der Soldat sollte sich als „Genosse im bunten Rock“ oder als „Proletarier in Feldgrau“ innerlich zugehörig zu den Parteien des Umsturzes fühlen und sich auf ihre Seite schlagen, wenn die Revolution wirklich ausbrach. Im übrigen arbeitete auch die militärische Zersetzungspropaganda nach den bereits dargestellten Grundsätzen weiter. Trotzdem sie psychologisch auf das wirksamste abgestimmt war, reichte ihre Wirkung doch nicht aus, um innerhalb des Heeres revolutionäre Gruppen entstehen zu lassen. Eine derartige innere Wandlung hätte sich in der Meuterei oder Auflösung ganzer Truppenteile äußern müssen. Hiervon war aber keine Rede. Dieser Mißerfolg war ein Zeichen für das trotz allem immer noch im Heere vorhandene Gemeinsamkeitsbewußtsein, zu dem nicht zum wenigsten das zusammenhaltende Kriegserleben beitrug. Dann war aber von entscheidender Bedeutung, daß sich die revolutionären geistigen Ströme an dem geschlossenen Willen des Offizierkorps brachen. Die erfolgreiche Abwehr der andrängenden Zersetzungsbestrebungen von dem Kern des Heeres bildete einen unvergänglichen Triumph für das Offizierkorps. Sie war ein untrüglicher Beweis nicht nur für die unerschütterte Einheitlichkeit seines Geistes, sein hohes Pflichtgefühl und seine Vaterlandsliebe, sondern vor allem auch für das psychologische Verständnis der Offiziere für ihre Leute.

Vermochte sich auch die revolutionäre Propaganda nicht auf geschlossene Verbände auszuwirken, so hinterließ sie doch ihre Spuren bei vielen einzelnen Soldaten und schwächte dadurch den kriegerischen Wert der Gesamtheit.

Stärker als im Feldheer machten sich die revolutionären Umtriebe bei den Ersatztruppenteilen bemerkbar. Hier fehlte der zusammenschweißende Frontgeist und die unmittelbare Auswirkung des Kriegsgeschehens, die wie kein anderes Mittel geeignet ist, alle Theorien von Völkerversöhnung und Internationalismus verblassen zu lassen. Die Ersatztruppenteile befanden sich mitten in dem Ausstrahlungskreis des revolutionären Geistes der Heimat. Daher gelang es ihnen nicht mehr, diejenigen Rekruten, die die Wehrpflicht ablehnten, genügend in den militärischen Gemeinschaftsgeist einzufügen. Mit dem Radikalismus der Jugend hatten sie sich in immer steigender Zahl die revolutionären Gedankengänge zu eigen gemacht. Auf materieller Grundlage beruhender Egoismus, das Überwuchern des Selbsterhaltungstriebes, aber auch die Ablehnung dieses Krieges infolge ihrer marxistischen Überzeugung — damit sind die seelischen Faktoren umschrieben, die den Rückgang ihres soldatischen Wertes bedingten. Bei dieser Grundstimmung konnte es den radikalen Sozialisten nicht schwerfallen, zahllose an die Front gehende Leute zur eigenmächtigen Entfernung, Fahnenflucht und Widersetzlichkeit zu veranlassen.

Ebenso versuchte man an die Gestellungspflichtigen heranzukommen, um sie zur Nichtbefolgung des Gestellungsbefehls zu bewegen. Die Auswirkungen der revolutionären Propaganda kamen am deutlichsten bei den Ersatztransporten zum Vorschein. Sie sind bereits in dem Abschnitt über die Disziplinwidrigkeiten der Ersatztransporte näher beschrieben worden.

c) Die psychologische Entwicklung der Feindpropaganda.

Da sich die politischen und weltanschaulichen Kämpfe in der Heimat ohne die geringste Rücksicht auf das Ausland in aller Öffentlichkeit abspielten, vermochte die feindliche Propaganda in der deutschen Seele wie in einem aufgeschlagenen Buche zu lesen. Ohne Schwierigkeiten erkannte sie, welche Mittel angewendet werden mußten, um den inneren Zerfall der Bevölkerung und des Heeres zu beschleunigen. Je mehr sich die Anzeichen für einen geistigen Zusammenbruch in Deutschland mehrten, um so größer wurden die Anstrengungen der Gegner auf dem Gebiet der Propaganda. Einen klaren Beweis für die Leistungssteigerung ergab allein schon das Anschwellen der Propagandaschriften, die nur in England von 1 Million im April auf 2 172 794 im Juli stiegen, um dann im Oktober die phantastische Zahl von 5 360 000 zu erreichen.

Der Inhalt der feindlichen Propaganda hatte durch die berühmten 14 Punkte Wilsons, die er im Januar 1918 in seiner Ansprache an den vereinigten Kongreß zum ersten Male bekanntgegeben hatte, eine äußerst wirksame Erweiterung erhalten. In der Meinung der Welt fanden die 14 Punkte begeisterte Zustimmung, und auch Deutschland begann unter ihrem versöhnlichen Eindruck an sie zu glauben. Da dem deutschen Geist die Aufstellung eines positiven Friedensprogramms, das, von der Zustimmung des Volkes getragen, den 14 Punkten hätte entgegengesetzt werden können, nicht gelungen war, so konnte es nicht wundernehmen, daß die Massen in der Botschaft des amerikanischen Präsidenten die letzte Rettung erblickten und sich mit der Verzweiflung Ertrinkender an sie klammerten. Bei der alles Wollen und Denken beherrschenden Friedenssehnsucht klang die von Wilson angeschlagene Melodie, deren Grundtöne Weltfrieden, Völkerbund, Gerechtigkeit und Ablehnung der Gewalt im Leben der Nationen bildeten, so wundersam und sinnbetörend, daß darüber die furchtbaren Gefahren übersehen wurden, die sie für Deutschland in der Forderung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker und der Wiederherstellung Polens mit einem freien Zugang zum Meere enthielt. In völliger politischer Instinktlosigkeit vertraute man der Versicherung, daß Amerika in diesem Kriege nichts für sich beanspruchte und nur dem wirklichen Frieden dienen wollte. Da sich die Wilsonschen Gedanken mit den Grundideen der Mehrheitsparteien von Verständigung und Völkerversöhnung deckten, konnte es nicht ausbleiben, daß der Präsident als der wahre Friedensbringer erschien, dessen Forderungen man erfüllen müßte, um einen schnellen und gerechten Frieden zu erhalten. Bei diesem Glauben an die Person Wilsons und die Wahrheit seiner Grundsätze mußte sein Eintreten für die Demokratie und die angebliche Befreiung des

deutschen Volkes von der Autokratie seiner Führer den gleichgerichteten Strömungen in Deutschland einen gewaltigen Antrieb geben und damit zur Verschärfung der Gegensätze in der Volksgemeinschaft beitragen.

Im geistigen Verhältnis der Völker zueinander wiederholt sich dieselbe Erscheinung im großen, die auch im Leben der Einzelpersönlichkeiten zu beobachten ist. Je schwächer in einem Menschen das Selbstbewußtsein ausgebildet ist, um so größer ist das Bedürfnis nach Anlehnung und die innere Abhängigkeit von stärkeren Persönlichkeiten. Bei den Völkern wird das Selbstbewußtsein des einzelnen durch den Nationalstolz und das Volksbewußtsein ersetzt. Von diesen Eigenschaften wird das gefühlsmäßige Erfassen der Lebensnotwendigkeiten des Staates bestimmt. Je schwächer das Nationalbewußtsein entwickelt ist, um so höher werden die geistigen und materiellen Erzeugnisse des Auslandes den eigenen gegenüber bewertet, und um so geringer ist die Fähigkeit der Arterhaltung bei einer Vermischung mit fremden Völkern. Ein solches Volk ist auch immer leicht zur seelischen Selbstaufgabe geneigt, wenn sein Dasein von außen bedroht wird.

Dem deutschen Volkscharakter haften infolge des Mangels eines starken Ichbewußtseins und eines klaren nationalen Willens alle diese Schwächen an. Er vermag daher weder sein eigenes Wesen zu begreifen noch das anderer Völker, in deren Gefühlsleben der nationale Gedanke den von allen anerkannten Höchstwert darstellt. Hierauf ist die ständig wiederkehrende eigentümliche Erscheinung zurückzuführen, daß die Beurteilung außenpolitischer Fragen entweder von innenpolitischen Gesichtspunkten aus, die mit ihnen in gar keinem Sinnzusammenhang stehen, erfolgt, und daß überall dort eine seelische Abhängigkeit entsteht, wo im Auslande das Bild der Wirklichkeit den eigenen Wunschgedanken entspricht.

Diese Schwäche der deutschen Geistigkeit muß man sich vergegenwärtigen, wenn man eine Erklärung für die ungeheuere Wirksamkeit der 14 Punkte Wilsons finden will. Es kam so weit, daß bis weit in die Kommandostellen des Heeres zwar nicht die monarchische Überzeugung erschüttert wurde, aber die Auffassung verbreitet war, daß die Abdankung des Kaisers die Herbeiführung des Friedens erleichtern würde. Auch die Personen der beiden deutschen Feldherren waren in den Augen der Masse verdächtige. Mit großer Hartnäckigkeit tauchten immer wieder Gerüchte auf, daß die O. H. L. in ihrem Streben nach dem Sieg den rechtzeitigen Abschluß des Friedens verhindert hätte. In der Truppe verbreitete sich mehr und mehr der Glaube, daß Deutschland einen guten Frieden bekommen würde, wenn es eine Volksregierung hätte. Die seelische Abkehr von den Grundlagen der Gemeinsamkeitsseele des Heeres wurde vervollständigt durch das Umsichgreifen der proletarisch-materialistischen Auffassung des Daseins. Als Wertmaßstab des Lebens erschien „lediglich der durch die Arbeitskraft erzielte Gewinn". Einer derartigen inneren Einstellung konnten aber alle im Idealismus wurzelnden Vorstellungen von der Ehre und Freiheit des Vaterlandes nichts bedeuten. Denn Arbeitsleistung

mußte immer verlangt und bezahlt werden, gleichgültig, wer auch immer aus dem Kriege als Sieger hervorging und das Land beherrschte.

Die Übertragung des Glaubens und Vertrauens auf die Person des feindlichen Staatsmanns — ein psychologisch ungeheuerlicher Vorgang bei einem um sein Leben kämpfendes Volk — hatte eine weitere rasche Abnahme des Kriegswillens des Volkes und der Kampfkraft des Heeres zur Folge.

6. Das Heer Juli/August 1918.

Der Rückgang der Moral des Heeres äußerte sich in der verschiedensten Weise. Sein besonderes Kennzeichen war nicht nur das allgemeine Sinken der Kampfkraft, sondern auch das Hervortreten großer Unterschiede in dem Kampfwert der Verbände. Diese waren nicht mehr gleichartige Teilchen eines vollendeten Systems, sondern sie nahmen immer mehr individuelle Züge an, die weitgehend von den jeweiligen Führern bestimmt wurden. Es gab zahlreiche Truppenteile, bei denen kein Fall von Achtungsverletzung oder Fahnenflucht vorgekommen war und das beste Verhältnis zwischen Offizieren und Mannschaften herrschte. Wenn es hieran fehlte und noch eine ungünstige Zusammensetzung des Ersatzes hinzukam, dann machte sich die Mißstimmung und der schlechte Geist in unheilvollster Weise bemerkbar.

Bereits bei der April-Offensive in Flandern hatten sich auf dem Schlachtfelde äußerst bedenkliche Anzeichen einer Verminderung des Kampfwillens bemerkbar gemacht. Dort war es vorgekommen, daß Infanterie vor feindlichem Artilleriefeuer zurücklief und trotz stärkster Feuervorbereitung beim Angriff versagte. Die feindlichen Gegenangriffe und Teilvorstöße, die in den folgenden Wochen und Monaten an der ganzen Front einsetzten, hatten in der Mehrzahl Erfolg gehabt und dem Gegner auffallend viel Gefangene eingebracht. Die Untersuchungen hierüber ergaben, daß ganze Züge sogar bei nur frontalem Angriff des Feindes die Gewehre niedergelegt und sich mit hocherhobenen Händen ergeben hatten. Das auffallendste hierbei war die Feststellung, daß das Ablegen der Waffen und das Händehochheben beim Herannahen des Gegners in schwieriger Lage vielfach gar nicht als moralischer Mangel, sondern fast als eine Selbstverständlichkeit angesehen wurde. Diese Auffassung bekundete eine völlige Abkehr von den sittlichen Grundbegriffen des Soldatentums. Man war zwar bereit, seinen Dienst zu verrichten und auch zu kämpfen, aber nur bis zu einer gewissen Grenze. Man hielt sie für erreicht, sobald die Gefechtslage so drohend wurde, daß mit Vernichtung gerechnet werden mußte. An Stelle der Idee des Soldatentums mit seiner Opferbereitschaft und seinem unerbittlichen „Du mußt!“ der Gehorsamspflicht war mehr die Vorstellung getreten, einer freien Organisation anzugehören, deren Mitglied man blieb, solange die Nachteile nicht zu groß wurden. Natürlich dachten nicht alle Soldaten so. Es gab auch jetzt noch viele Tausende, die in ungebrochenem Kampfgeist ihre Pflicht bis zum Äußersten taten.

Es war bezeichnend für das Nachlassen des militärischen Pflichtgefühls,

daß im Gefecht die gegebenen Befehle lange nicht mehr mit der alten Genauigkeit, Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit ausgeführt wurden. Da die weiter rückwärts liegenden Kommandostellen die sich rasch ändernde Lage an der Front nicht immer schnell genug übersehen konnten, kam es häufig vor, daß ihre Anordnungen von falschen Voraussetzungen ausgingen oder unzweckmäßig waren. Das förderte die Neigung der Truppe, die Befehle nur so weit zu befolgen, wie sie sie für richtig hielt. So war es bei dieser Einstellung nicht selten, daß befohlene Verteidigungsstellungen nicht besetzt wurden, wenn Feuer auf ihnen lag. Dafür grub man sich außerhalb des Gefahrenbereiches ein. Oder man konnte auch erleben, daß Geländeabschnitte, die bis zu einer bestimmten Zeit zu halten waren, schon vorher von einzelnen Trupps oder ganzen Kompanien verlassen wurden. Die jungen und häufig unerfahrenen Kompanieführer wagten oder verstanden nicht immer, mit der genügenden Schärfe durchzugreifen. Außerdem fehlten ihnen auch tatsächliche Machtmittel zur Stützung ihrer Autorität, denn die Furcht vor Strafen erweist sich, wie im dritten Teil des Buches näher ausgeführt ist, immer als unwirksam, wenn die Masse der Truppe nicht mehr kann oder nicht mehr will. In solchen Fällen vermag nur geistige Überlegenheit des Führers, gepaart mit Charakterstärke und psychologischem Verständnis für die Untergebenen, den Soldaten zur Pflicht zurückzuführen.

Ebenso wie im Kampfwert ließ sich die innere Wandlung des Heeres auch in bestimmten, an allen Stellen gleichmäßig zutage tretenden Strebungen und Zügen des Trieb- und Seelenlebens der Soldaten erkennen. Der für die Stimmung so wichtige Soldatenhumor war ganz verschwunden. Die Grundstimmung bildete eine verbissene Wut gegen alles, was Krieg und Soldatsein hieß. Die Innehaltung des Zapfenstreiches wurde als unwürdige Zwangsmaßnahme mit Erbitterung empfunden. Das Exerzieren erregte ohnmächtigen Zorn, weil man darin nur eine Gelegenheit zur Betätigung der Willkür der Vorgesetzten erblickte. Die strammen Ehrenbezeigungen, früher der Maßstab für die äußere Disziplin einer Truppe, erschienen als eine Lächerlichkeit und wurden mit innerem Widerstreben und in nachlässiger Form nur noch Offizieren erwiesen. Unteroffiziere erhielten im allgemeinen überhaupt keinen vorschriftsmäßigen Gruß mehr. Der Rückgang der Disziplin machte sich mit erschreckender Deutlichkeit auf Märschen geschlossener Verbände bemerkbar. Überall, wo die Führer nicht auf der Höhe ihrer Aufgaben standen, marschierten die Leute in unvorschriftsmäßigem oder unvollständigem Anzuge. Viele traf man mit offenem Rock, schiefer Mütze, ohne Halsbinde und Leibriemen, teilweise mit umgedrehtem Gewehr auf der Schulter. Bei den Batterien und Kolonnen lungerten die Mannschaften auf den Geschützen, Wagen und Feldküchen herum, wie es ihnen paßte, anstatt auf ihren vorgeschriebenen Plätzen zu marschieren. Vergeblich waren die oberen Kommandostellen bemüht, gegen diesen fortschreitenden Verfall der Mannszucht einzuschreiten.

Von besonderem Nachteil war es, daß die Verpflegung, die durch die

erbeuteten Vorräte vorübergehend abwechslungsreicher und ausreichender hatte gestaltet werden können, wiederum eintönig und unzureichend geworden war. Bei der Abhängigkeit der moralischen Beschaffenheit eines Menschen von seinem körperlichen Zustande war die Folge der mangelhaften Ernährung ein Überhandnehmen des Nahrungstriebes und der Ichsucht. Unter ihrem Einfluß litt die Kameradschaft in gleicher Weise wie das Gefühl für die Strafbarkeit von Eigentumsvergehen. Häufig genug kam es vor, daß sich die Kameraden gegenseitig die eisernen Portionen stahlen oder daß ganze Proviantdepots geplündert wurden. Aus dem Überwiegen der Ichstrebungen erklärte sich auch die unfaßbar erscheinende Verwerflichkeit, daß hier und da die Leute anfingen, ihre Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke sowie sogar ihre Gewehre hinter der Front an feindliche Landesbewohner zu verkaufen, um sich dafür Lebens- und Genußmittel zu verschaffen. Welche beherrschende Rolle die Verpflegungsfrage allmählich in dem gesamten Denken des Mannes spielte, davon legten die Sprüche und Inschriften, die überall zu lesen waren, beredtes Zeugnis ab. Besonders beliebt war der Spruch: „Gleicher Lohn und gleiches Essen, wär' der Krieg schon längst vergessen." Bei dem Vordrängen der materiellen Triebe mußte auch der Vergleich der Besoldung des Soldaten mit den Löhnen in der Heimat zu immer größerer Erbitterung führen.

Die ganze Wut auf das geplagte Dasein, den Zwang, die Vorgesetzten und den Krieg fand ihre Entlastung in einem sinnlosen Schlagwort: „Licht aus — Messer raus — haut ihn!" So wurde gerufen, wenn Befehle kamen, die die Ruhe störten, oder Offiziere im Kraftwagen an marschierenden Kolonnen vorbeifuhren und überhaupt bei jeder Gelegenheit, wenn sich der Unwille gegen die Befehlsgewalt der Vorgesetzten regte. Diese Unbotmäßigkeit war der Beweis für die nicht mehr vorhandene Fähigkeit zur Erfüllung der militärischen Grundforderung nach völliger persönlicher Beherrschung des Soldaten auch in den Fällen, in denen er mit einem Befehl nicht einverstanden ist oder seine Ausführung besondere Anforderungen an die Leistungsfähigkeit stellt.

Zur Verschlechterung der moralischen Beschaffenheit des Heeres trugen noch einige weitere Umstände und Einrichtungen bei. Da waren zunächst die Urlauberzüge, die sich als ganz besonders gefährliche Brutstätten für die Züchtung revolutionärer Ideen, der Unzufriedenheit und des aufrührerischen Geistes erwiesen. Hier drängten sich die dichten Massen der nach Hause fahrenden oder ins Feld zurückkehrenden Leute zusammen. Befreit von allem militärischen Zwang, konnte sich die aufgespeicherte Erbitterung, aller Zorn und Haß auf den Krieg und das Soldatendasein im Strom hemmungsloser Reden ergießen. Da die Grundstimmung überall dieselbe war, so erhielten auch die Insassen der Urlauberzüge — ähnlich wie bei den Ersatztransporten — die Merkmale psychologischer Zufallsmengen, die ihr Bewußtsein aus der Feindschaft zu den Ideen des Soldatentums empfingen. Bei der Gefühlssteigerung, die die Erregbarkeit derartiger Massen im Gefolge hat, konnte es nicht ausbleiben, daß auch ruhige Leute von der allgemeinen Unzufriedenheit

ergriffen wurden und in einen inneren Gegensatz zu der Gemeinsamkeitsseele des Heeres gerieten. Die Gespräche der Leute drehten sich immer um dieselben Fragen. Politisch herrschte die Ansicht vor, daß Deutschland eine andere Regierung haben müßte, sonst gäbe es keinen Frieden. Man war überzeugt, daß der Krieg doch verloren war und alles keinen Zweck mehr hätte. Noch einen Kriegswinter wollte niemand mehr mitmachen. Lieber würde man sich jeder revolutionären Bewegung anschließen, die dagegen wäre. Das Aufbäumen gegen den militärischen Zwang und die Unterordnung sprach aus den Worten, daß man jetzt zwar das Maul halten müßte, später aber, wenn man erst wieder das Wahlrecht hätte, dann würde man schon zeigen, wie man wirklich dächte. Sozialdemokratische Überzeugung zu haben, wurde im eigensten Interesse für klug gehalten. Daneben nahmen die Klagen über das Wohlleben der Offiziere, die sich auf Kosten der Mannschaften gütlich taten, kein Ende.

Nun wiederholte sich aber eine merkwürdige Erscheinung, die fast immer zu beobachten war, wenn die Urlauber zu ihrer Truppe zurückkehrten. Sobald sie die mit höchster Spannung geladene Atmosphäre der Züge verlassen und auseinandergegangen waren, zerfiel auch rasch die massenpsychologische Wirkung der während der Fahrt empfangenen Eindrücke. Man kam wieder in das geistige Kraftfeld seines Truppenteils und versah mit ruhiger Selbstverständlichkeit seinen Dienst. Trotzdem blieb aber natürlich viel von dem, was der Soldat unterwegs gesehen und gehört hatte, in seiner Seele haften.

Bei dem Rückgang der Moral des Heeres wirkte sich mit ganz besonderem Nachdruck der geistige Niedergang der Heimat auf die Urlauber aus. Viele von ihnen verloren unter den Zersetzungseinflüssen zu Hause den letzten Rest ihres soldatischen Gemeinschaftsgefühls und kamen gar nicht mehr zurück. Andere waren noch unschlüssig und schwankend. Sie fuhren wohl rechtzeitig von Hause ab, gerieten dann aber in die allgemeine Verwirrung des Etappengebietes. Dort waren auf den Bahnhöfen, bei den Etappenkommandanturen und in den größeren Städten Tausende von Drückebergern zusammengeströmt, die überall herumlungerten, aufsässige Reden führten und das schwache Aufsichtspersonal bedrohten, wenn es ihnen nicht zu Willen war. Der von diesen Massen ausgehenden seelischen Wirkung konnten sich viele der innerlich Schwankenden nicht entziehen. Sie blieben unterwegs liegen und schlossen sich dem Haufen an. Aber auch für die pflichttreuen, braven Soldaten war es oft schwer, den Weg zu ihren Truppenteilen zu finden. Infolge der dauernden Truppenverschiebungen wurden sie hin und her geschickt und mußten nicht selten tagelang herumfahren, bis sie ihren Bestimmungsort erreichten. Es war kein Wunder, daß unter solchen Umständen auch viele ordentliche Soldaten zermürbt wurden und sich Zeit ließen, bis sie ihren Verband wiederfanden.

Recht ungünstig war schließlich noch der Verlauf der augenblicklichen Kampffront mit ihren weiten, durch die Offensiven entstandenen Ausbuchtungen, die ein Übermaß von Kräften verschlangen. Hierdurch wurde das Zurück-

ziehen einer genügend großen Zahl von Divisionen zur Erholung und Auffrischung unmöglich gemacht. Die Kraft der Truppe verzehrte sich im Stellungskampf, der dazu unter außerordentlich ungünstigen Bedingungen geführt werden mußte, weil an einen Ausbau der bei Abschluß der Offensiven erreichten Linien nicht gedacht werden konnte. Geradezu beängstigend wirkten die geringen Gefechtsstärken der Bataillone, mit denen die ihnen anvertrauten Verteidigungsabschnitte gehalten werden sollten. Bei einem großen Teil der Frontoffiziere herrschte die größte Sorge vor der Zukunft. Was sollte werden, wenn der Feind mit voller Wucht unter Ausnutzung seiner rasch zunehmenden Überlegenheit an Menschen und Kriegsmaterial die dünnen deutschen Linien angriff? Man hegte die stärksten Zweifel, ob die Kraft der Truppe ausreichen würde, um feindlichen Großangriffen entscheidenden Widerstand entgegenzusetzen. Die Berechtigung dieser Zweifel sollten die Niederlagen am 18. Juli und am 8. August erweisen.

7. Die psychologische Bedeutung der Niederlagen vom 18. Juli und vom 8. August.

Die Entente hatte ihr Angriffsverfahren auf ganz neuen taktischen und damit auch psychologischen Grundlagen aufgebaut. Es gab jetzt kein tagelanges Trommelfeuer zusammengefaßter Artilleriemassen mehr, durch das der Feind seelisch zermürbt werden sollte. Man hatte von den Deutschen gelernt und den übernommenen Gedanken der Überraschung noch weiter entwickelt. Die Möglichkeit hierzu hatte die inzwischen stark ausgebaute Tankwaffe gegeben, die gestattete, die Artillerievorbereitung des Angriffs auf einen kurzen, wuchtigen Feuerschlag zu beschränken. Die durch die Panzerwagen geschützte Infanterie konnte unmittelbar hinter dem Feuerschlage antreten und der Feuerwalze der Artillerie folgen. Mit höchster Schnelligkeit wurde so der überraschte Verteidiger überrannt, bevor er Zeit hatte, seine Abwehr einzurichten. Das zweite Überraschungsmoment bestand in der Neuartigkeit des Kampfmittels der Tanks. Die an ihre Verwendung geknüpfte psychologische Wirkung war voll eingetreten. Das Erscheinen der plötzlich heranrollenden gepanzerten Kampfmaschinen, von denen in der Julischlacht 375 und am 8. August sogar über 400 eingesetzt wurden, löste an vielen Stellen Fälle von Panik aus. Der Widerstandswille erfuhr durch das Gefühl der Ohnmacht den Tanks gegenüber, denen weder mit dem Gewehr noch mit dem Maschinengewehr beizukommen war, eine starke Abschwächung. So kam es, daß der Durchbruch durch die Front an den Angriffspunkten überall gelang und eine Katastrophe nur mit Mühe durch eilig herangeführte Reserven verhütet werden konnte. Besonders groß war der Erfolg der Engländer am 8. August. Hier kam als unglücklicher Umstand dichter Nebel hinzu, der am Vormittag des Kampftages über den Stellungen lag und jede Sicht verhinderte. Die Kämpfe bewiesen, daß die innere Spannkraft der Truppe nicht mehr ausreichte, um die durch die mehrfachen Überraschungsfaktoren erzeugte seelische Belastung

zu ertragen. Es gelang auch nicht mehr, das Maß von Kampfleidenschaft aufzubringen, das mit dem unerbittlichen Willen zum Siege untrennbar verbunden ist. Die sich hieraus ergebende Verminderung des kriegerischen Wertes führte dazu, daß sich ganze Truppenteile so gut wie widerstandslos ergaben, als der Engländer plötzlich vor ihnen auftauchte. Besonders empfindlich erwies sich die Truppe gegen Umfassungen, die dem Gegner infolge des dichten Nebels häufig gelangen. Schon in den früheren Kämpfen war diese Empfindlichkeit in Erscheinung getreten. So hatte die O. H. L. bereits im Jahre 1917 Veranlassung, hiergegen Stellung zu nehmen und darauf hinzuweisen, daß ein umfassender Gegner selbst umfaßt sei. Diese Schwäche des Soldaten, die sich in der Scheu vor der Umfassung offenbarte, mag mit dem offenen, geradeaus gerichteten deutschen Wesen zusammenhängen, das allem, was nicht in dieser Linie liegt, ein Gefühl der Unsicherheit und Hilflosigkeit entgegenbringt. Die Empfindlichkeit gegen Umfassungen hatte so zugenommen, daß manche Abteilungen schon auf das bloße Gerücht eines feindlichen Einbruchs beim Nachbar hin ihre Stellungen räumten. Erhielt die Truppe gar Rückenfeuer von durchgebrochenen feindlichen Abteilungen, dann brach der Widerstandswille sofort in sich zusammen. Der Rückgang der Moral offenbarte sich überall in einem starken Hervortreten des Selbsterhaltungstriebes. Das führte zu Vorgängen, die sich an der ganzen Angriffsfront bei bestimmten Gelegenheiten wiederholten. So wurde häufig beobachtet, daß Infanterieabteilungen, die nicht mehr kämpfen wollten und sich unter Fortwerfen ihrer Waffen und Ausrüstungsgegenstände zur Flucht wandten, beim Erreichen des Abriegelungsfeuers der feindlichen Artillerie nicht den Versuch machten, sich weiter nach rückwärts durchzuschlagen, sondern lieber den gefahrloseren Weg der freiwilligen Gefangenschaft wählten. Die geistige Abkehr von dem sittlichen Inhalt des Soldatentums war so weit fortgeschritten, daß auch der sonst brave Soldat nicht mehr nach dem Höchstmaß des militärischen Lustgefühls, der Besiegung des Gegners, strebte, sondern sich mit der Frage begnügte, wie komme ich hier aus dem Kampfe heraus, ohne daß mir von den Vorgesetzten ein Vorwurf gemacht werden kann. Aus dieser seelischen Wandlung erklärte es sich auch, daß der Anblick der Niederlage mit dem aufgelösten Zurückfluten der Truppen und den schweren Verlusten an Geschützen keine einheitliche Stimmung aufkommen lassen wollte. Die Massen wurden weder von rasender Wut, die den Kampfwillen erneut entflammt hätte, gepackt noch von einer tiefen seelischen Niedergeschlagenheit über das Unglück ergriffen. Die Gefühle waren vielmehr unklar, zwiespältig und schwankend. Ein zurückkehrender Artillerieoffizier beschreibt den damaligen seelischen Zustand sehr anschaulich mit folgenden Worten: „Im Sommetal wimmelte es von Zurückgehenden. Mir war völlig unklar, woher die Leute kamen. Alles ging nach Osten wie Spaziergänger. Viele ohne Waffen. Das Gewissen mahnte leise: Ihr solltet euch hinwerfen und wie Soldaten kämpfen. Die Verzweiflung aber lachte darüber hinweg: Haut ab! Es ist doch alles verloren und vorbei. Seid

lustig, lacht. So will es das Leben. Das Leben steht vor euch! So dürft ihr nicht zugrunde gehen. Eine sonderbare Stimmung, halb zerrissen von den Forderungen der Ehre und der Selbsterhaltung."

Das Bild der Kampftätigkeit der deutschen Truppen am 8. August wäre aber unvollständig, wenn verschwiegen werden würde, daß in der Schlacht auch zahlreiche Beispiele unerschrockenen Handelns und höchster Pflichterfüllung vorkamen. Insbesondere gingen die zu Gegenangriffen angesetzten Reserveverbände im allgemeinen tapfer vor. Da sie aber im Drange der Schlacht vereinzelt in den Kampf geworfen wurden, vermochten sie gegen die feindliche Übermacht nirgends einen wirklichen Erfolg zu erringen.

Die Niederlagen vom 18. Juli und 8. August verkündeten aller Welt den durch den geistigen Verfall und die körperliche Erschöpfung begründeten Niedergang der Kampfkraft des deutschen Heeres. Die psychologischen Folgen dieser Tatsache wirkten sich nach mehreren Richtungen aus. Von ihnen wurde in erster Linie das Heer selbst betroffen. Das bisher mehr im Unterbewußtsein schlummernde Gefühl der Unterlegenheit gegenüber den Machtmitteln der Feinde und die mehr geahnte als erkannte eigene Unzulänglichkeit war mit einem Schlage zu schreckhaft klarer Wirklichkeit geworden. Durch diese Erkenntnis, die in den folgenden Kämpfen von Woche zu Woche mehr bestätigt wurde, traute man der eigenen Kraft immer weniger zu, ein Umstand, der zu weiterer Verminderung der Leistungsfähigkeit beitrug. Bei dem Zerfall der militärischen Gemeinsamkeitsseele war vielen Heeresangehörigen das Bewußtsein, für eine verlorene Sache kämpfen zu müssen, unerträglich und der Gedanke, allein um der soldatischen Ehre und Pflicht willen das Leben einzusetzen, unverständlich. So kam es, daß die Gefechtsstärken über Gebühr herabsanken, weil die Zahlen der Überläufer, Fahnenflüchtigen, Kriegsgefangenen und Drückeberger in ungeahnter Weise zunahmen. Nach englischen Angaben sind seit dem Umschwung der Kriegslage bis zum Waffenstillstande im November allein 385 000 Mann in Kriegsgefangenschaft geraten. Auch die Zahlen der Fahnenflüchtigen und Drückeberger hinter der Front schwollen ins Riesenhafte an. Man kann sich eine Vorstellung von den Zuständen machen, wenn man hört, daß die Kommandantur von Charleville bereits Ende Juli täglich 10 000 Mannschaften zu verpflegen hatte, von denen sich bei 8500 der Zweck der Anwesenheit in der Stadt nicht feststellen ließ. In den nächsten Monaten nahm der zurückflutende Strom der Massen einen solchen Umfang an, daß sich Hunderttausende unerlaubt hinter der Front befanden, die sich vor allem in den größeren Städten und an den Haupteisenbahnstationen zusammenballten. Teilweise hatten sich die Leute gefälschte Ausweispapiere verschafft, die jetzt sogar gewerbsmäßig hergestellt wurden.

Es hatte sich der ganz neue Begriff der „Versprengten" herausgebildet, unter den auch die Urlauber, Ersatztransporte und aus Lazaretten zurückkehrende Genesene, die ihren Truppenteil im Armeebereich nicht mehr vorfanden, fielen sowie alle anderweitig von ihrem Verbande Abgekommenen.

Mit den verschiedensten Mitteln suchte die O. H. L. des Versprengtenunwesens Herr zu werden. Eingehende Verfügungen über die Behandlung der Versprengten wurden erlassen. Im allgemeinen sollte ihre Wiederverwendung in den nächsten Truppenteilen der eigenen Armee erfolgen. Wo sich das als unmöglich erwies, war ihr beschleunigter Abschub nach der Heimat vorgeschrieben. Außerdem wurden besondere Versprengtenzüge eingerichtet, die täglich vom rechten nach dem linken Heeresflügel und umgekehrt verkehrten. Bei allen Kommandobehörden bis zur Division wurden die Versprengten in besonderen Sammelstellen vereinigt und von dort zu ihren Truppenteilen weitergeleitet. Alle diese Maßnahmen der O. H. L. stellten sich aber doch als vergeblich heraus, weil die Erscheinung des Versprengtenunwesens nur die Folge einer massenpsychologischen Entwicklung war, die mit verstandesmäßig-mechanischen Mitteln weder aufzuhalten, geschweige denn zu unterdrücken war.

Der Niedergang des deutschen Heeres gab dem Kriegswillen der feindlichen Völker und ihren Regierungen neue Antriebe. Deren Stärke wuchs in demselben Maße, in dem die schwindende Widerstandskraft der Deutschen die Größe der Anstrengungen und Opfer, die zur Erreichung des Kriegszweckes notwendig waren, verminderte und die Wahrscheinlichkeit des Endsieges in eine Gewißheit umwandelte. Auch die Heere der Entente erhielten unter dem Eindruck der Siege einen gewaltigen Schwung. Der Anblick des dauernd zurückweichenden Gegners und seine großen Verluste an Gefangenen und Kriegsmaterial hob das Überlegenheitsgefühl sowie das Siegesbewußtsein und förderte damit die Opferbereitschaft und den Kampfwillen.

Von entscheidender Bedeutung wurden die Niederlagen für die O. H. L. Was in den Kreisen der Frontoffiziere seit längerer Zeit kein Geheimnis mehr war, kam jetzt ganz überraschend der O. H. L. zum Bewußtsein. General Ludendorff schreibt hierüber: „Unser Kampfinstrument war nicht mehr vollwertig. Der 8. August stellte den Niedergang unserer Kampfkraft fest." Das Wesentliche an dieser Erscheinung für den Feldherrn war, daß das Heer kein willenloses Werk mehr in seiner Hand war, mit dem er frei und ungehindert schalten konnte, sondern daß es seinen eigenen Willen zu zeigen und eigene Wege zu wandeln begann. Damit trat eine bedeutsame Änderung in dem Verhältnis des Feldherrn zum Heere insofern ein, als nicht allein das Verhalten des Feindes die Pläne der Kriegführung bestimmte, sondern auch Geist und Willensrichtung der Truppe eine entscheidende Berücksichtigung erforderte. Wird die Strategie aber nicht mehr von dem Feldherrn allein bestimmt, sondern erhebt der Willen des Heeres auch den Anspruch auf ein Mitbestimmungsrecht, dann ist das stets der Beweis für die innere Auflösung des Heereskörpers. Wenn in einem solchen Fall die Kriegshandlung nicht für eine längere Zeit zur Gesundung des Heeres unterbrochen werden kann, so muß mit allen Mitteln der Friede herbeigeführt werden. In diesem Sinne schreibt General Ludendorff, daß der seelische und körperliche Zustand des Heeres ihm die Hoffnung nahm, noch eine strategische Aushilfe zu finden, und daß infolgedessen nichts übrigblieb, als den Krieg zu beendigen.

8. Der Einfluß der Ersatzlage auf die Kampfkraft des Heeres.

Der entsagungsvolle Entschluß der nach den höchsten Zielen strebenden O. H. L. wurde noch mitbedingt durch die Unmöglichkeit, die Kampfkraft des Heeres durch Zuführung frischen Ersatzes zu heben. Obwohl er zahlenmäßig zur Deckung der blutigen Verluste ausgereicht hätte, so genügte er doch nicht im entferntesten, um die ungeheuren Abgänge an Fahnenflüchtigen, Überläufern und Drückebergern zu ersetzen. So kam es, daß die Stärken der Truppenteile wie Schnee vor der Sonne dahinschmolzen. Alle Anstrengungen der O. H. L., durch rücksichtsloses „Auskämmen" der Osttruppen, Etappen und der Heimat eine Steigerung der Ersatzraten zu erzielen, waren vergeblich geblieben. Die letzte Reserve an Jugendkraft bildete der Jahrgang 1900, dessen erste Hälfte Ende September 1918 in die Rekrutendepots eingestellt wurde. Die zweite folgte in der letzten Oktoberhälfte. Außer den Wiedergenesenen standen als einzige große Ersatzquelle nur noch die für die Kriegsindustrie zurückgestellten kriegsverwendungsfähigen Männer zur Verfügung, deren Zahl, wie bereits früher erwähnt, die außerordentliche Höhe von über 1 Million Mann erreicht hatte. Eine wesentliche Verminderung dieser Zahl konnte nur auf Kosten der Herstellung des Kriegsmaterials erfolgen. Trotzdem hatte sich das Kriegsministerium entschlossen, bis zum Juni 60 000 Wehrpflichtige aus den Betrieben herauszuziehen und dem Feldheer zuzuleiten. Bezeichnend für die geradezu verzweifelte Ersatzlage war der Anfang September gefaßte Entschluß des Kriegsministeriums, trotz aller entgegenstehenden kriegswirtschaftlichen Bedenken von den Zurückgestellten der Jahrgänge 1898—1900 70 v. H. bis zum 1. Februar 1919 zur Einstellung verfügbar zu machen und von den Kriegsverwendungsfähigen der Jahrgänge 1894—1897 50 v. H. bis zum 1. April 1919 wieder einzuberufen. Die Berechnungen der O. H. L. hatten Ende August zu dem Ergebnis geführt, daß trotz aller Bemühungen in jedem Monat ein Fehlbetrag von 80 000 Mann eintrat. Bereits nach der Schlacht vom 8. August hatten 10 Divisionen aufgelöst werden müssen.

Schlimmer noch als der hierdurch bedingte Schwund der körperlichen Kraft des Heeres war die Herabminderung seiner Moral infolge der geistigen Einstellung der Ergänzungsmannschaften. Der Personalbestand in den heimatlichen Ersatztruppenteilen war bunt zusammengewürfelt. Er setzte sich neben dem jüngsten Rekrutenjahrgang aus den von Verwundung oder Krankheit Wiederhergestellten, sodann den „Ausgekämmten" und den wieder eingezogenen Zurückgestellten sowie nachgemusterten Landsturmleuten zusammen. Vom Frühjahr 1918 ab waren dann als eine ganz neue Gruppe noch die aus russischer Gefangenschaft heimgekehrten Soldaten hinzugekommen. Jede dieser Gattungen unterschied sich in ihren seelischen Merkmalen und Besonderheiten von der anderen.

Verhältnismäßig am leichtesten zu behandeln waren die jungen Rekruten, wenngleich ein großer Teil, namentlich die aus der Industrie stammenden Kreise, aufsässig war und in scharfer innerer Gegnerschaft zu dem Kriege stand. Schwerer war es, den Geist der „Ausgekämmten" und Wiedereingestellten zu

heben. Diese Leute hatten fest damit gerechnet, in ihren dienstlichen Stellungen oder ihrer beruflichen Tätigkeit zu bleiben und den Krieg gesund zu überstehen. Die Ichsucht im Verein mit dem Selbsterhaltungstriebe hatte ihr gesamtes Denken und Handeln maßgebend beeinflußt. Hinzu kam bei den Wiedereingezogenen, die in der Kriegswirtschaft bereits hohe Löhne erhalten hatten, die starke Ausprägung der materiellen Seite ihres Charakters. Sie waren empört über die angebliche Ungerechtigkeit des militärischen Systems, das gerade sie wieder zur Verwendung im Kriegsdienst ausgesucht hatte. Da sich unter dieser Gruppe eine große Anzahl von Leuten befand, die wegen unbotmäßigen Verhaltens, sozialistischer Umtriebe oder als Hetzer auf Betreiben der Arbeitgeber wieder eingezogen worden waren, so ergab es sich von selbst, daß ihr Haß gegen den Staat und den Kapitalismus mit dem gegen das Soldatentum in eins zusammenfloß. Ähnlich verhielt es sich mit der großen Masse der Genesenen, die aus den Lazaretten geheilt zu ihren Truppenteilen strömten. Sie kamen unmittelbar aus der gefährlichen, aufrührerischen Atmosphäre, die allgemein in den Krankenanstalten herrschte, und waren mit Erbitterung und Wut gegen alles, was Disziplin und Autorität hieß, erfüllt. Als Verwundete glaubten sie genug getan zu haben und hatten keinerlei Neigung mehr, ihre Haut noch einmal für eine Sache, die doch verloren war, zu Markte zu tragen. Alle Versuche, den Kampfwillen dieser Leute zu stärken, begegneten den größten Schwierigkeiten. Viele von ihnen waren erbost, daß sie nach ihrer Gesundung keinen Heimaturlaub erhalten hatten. Große Erbitterung erregte auch die Art des Dienstes, die häufig nicht dem Zuschnitt erfahrener Frontsoldaten angepaßt war, sondern unter zu starker Hervorhebung des Formalen und des Exerzierens nach Art der Rekrutenausbildung gehandhabt wurde. Hier hätte mancher Grund zu Mißstimmungen beseitigt werden können, wenn die Ausbildung individueller so abgestimmt worden wäre, daß die alten Frontsoldaten sich gegenüber den Rekruten als etwas Besonderes fühlen konnten. Es war höchst bedauerlich, daß eine große Zahl der Deserteure und Meuterer gerade aus ihren Reihen hervorging.

Am schärfsten war die Ablehnung des ganzen Krieges bei den aus russischer Gefangenschaft Heimgekehrten. Es war wohl das erstemal im Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht, daß Kriegsgefangene im Verlauf ein und desselben Krieges wieder frei wurden und noch einmal als Kämpfer an die Front mußten. Diese Maßnahme stellte an die innere Disziplin und den Opfersinn ganz ungewöhnliche Anforderungen. Deren Erfüllung wurde erschwert durch die allgemeine psychologische Entwicklung des Menschen in einer langen Gefangenschaft, ferner durch die unmittelbare Berührung der Kriegsgefangenen mit dem Bolschewismus und schließlich durch die immer hoffnungsloser werdende Kriegslage. Die Leiden einer langen Kriegsgefangenschaft üben stets eine seelisch zermürbende Wirkung auf den Menschen aus, innerhalb welcher die Sehnsucht nach Freiheit und der Heimat die das gesamte Denken beherrschenden Gefühle sind. Starker Widerwille regt sich gegen das Soldatentum und den Krieg, weil sie die unmittelbaren Ursachen des augen-

blicklichen, so verhaßten Zustandes sind. Je schlechter die Lebensbedingungen werden und je länger die Kriegsgefangenschaft dauert, um so tiefer geht die seelische Zermürbung, mit der dann gleichzeitig auch eine sonderbare Wandlung gewisser sittlicher Grundbegriffe verbunden zu sein pflegt. Diese äußert sich darin, daß aus dem Makel der Gefangenschaft, der jedem gesunden soldatischen Empfinden anhaftet, eine Art Märtyrertum wird. Der Gefangene hält sich für ein bedauernswertes Opfer der Kriegsverhältnisse, die moralische Schuld an seinem Unglück hat nicht er, sondern die Regierung seines Landes, die den Krieg zugelassen hat. Die Umwertung aller bisherigen Begriffe erhält dann ihren Schlußpunkt in dem Verlangen, daß die Heimat an ihm seine Leiden der Gefangenschaft wieder gutzumachen hätte.

Bei einer solchen Denkart erscheint die Wiederverwendung als Soldat naturgemäß als etwas geradezu Unvorstellbares. Als sie nun doch Wirklichkeit wurde, entstand unter den ehemaligen Kriegsgefangenen eine ungeheure Erbitterung über einen Staat, der sie so zu behandeln wagte. Hatte man darum jahrelang alles ertragen müssen, um jetzt als Kanonenfutter verwendet zu werden? Das war also der Dank der Heimat!

Besonders erschwerend für die Hebung des Kriegswillens der Leute kam hinzu, daß sie in unmittelbare Berührung mit dem Bolschewismus gekommen waren. Die Gedankenwelt des Bolschewismus mit den Vorstellungen von der internationalen Solidarität der Menschen und seiner Einstellung gegen den Krieg und den Kapitalismus sowie der Aufrichtung der Diktatur des Proletariats konnte auf die Seelenstimmung vieler Kriegsgefangener nicht ohne Einfluß bleiben. So war ein Beweis für die suggestive Kraft der bolschewistischen Ideen die Tatsache, daß die Insassen des Gefangenenlagers von Nikolsk-Ussyrisk in Südsibirien bereits am 1. Mai 1917 eine rote Flagge mit dem Bilde des Kaisers und zwei zerbrochenen Gewehren gehißt hatten. Das Bedenklichste war aber, daß sich niemand bereit fand, den Befehl des Lagerkommandanten, die Flagge zu beseitigen, auszuführen. Ein Vizefeldwebel, der es schließlich freiwillig tat, wurde von der Masse beschimpft und geschlagen. (Hierbei soll aber auch gleich erwähnt werden, daß in anderen Lagern deutsche Kriegsgefangene die bolschewistische Beeinflussung als unvereinbar mit ihrer Eigenschaft als Soldaten und Deutsche ablehnten.) Die Auswirkung der bolschewistischen Propaganda war teilweise so stark, daß eine große Zahl ehemaliger deutscher Soldaten nicht heimkehrte, sondern auf Seite der Bolschewiken weiterkämpfte. Ihren Entschluß begründeten sie teils rein materiell mit dem Hinweis auf die großen Unterschiede der Verpflegung in dem hungernden Deutschland und Rußland, wo man alles haben könnte; teils waren sie völlig im Sinne der bolschewistischen Ideologie von dem Schlagwort des Kapitalismus beherrscht. Der Kapitalismus habe sie in den Krieg geworfen, so pflegten sie zu sagen, augenblicklich bekämpften sie ihn in Rußland, später würden sie dasselbe in Deutschland tun.

Die nach Deutschland zurückgekehrten ehemaligen Kriegsgefangenen kamen zunächst in Quarantäne, anschließend erhielten sie 6 bis 8 Wochen Urlaub in

die Heimat und hatten sich dann bei ihren zuständigen Ersatztruppenteilen zu melden. Dieser Gestellungspflicht entzog sich bereits eine große Anzahl. Von den übrigen verbreiteten die meisten den Geist des Umsturzes und des Aufruhrs unter den Angehörigen der Ersatztruppenteile. Erfolgte dann der Abtransport zur Front, so gehörten sie zu denen, die während der Fahrt die schwersten Ausschreitungen hervorriefen und dafür sorgten, daß nur ein Bruchteil der Ersatzmannschaften im Kampfgebiet anlangte. An der Front selbst setzten sie ihre unheilvolle Tätigkeit fort, die sich jedoch in erträglichen Grenzen hielt, weil nur ein kleiner Teil der ehemaligen Gefangenen bei der Truppe verblieb. Die Spannkraft der übrigen reichte nicht mehr aus, um die schweren Eindrücke der Kämpfe zu ertragen. Sie verschwanden bald nach rückwärts.

Es war kein Wunder, daß bei dem schlechten Geist der Ersatzmannschaften die Kommandeure an der Front vielfach ganz auf sie verzichteten und den schweren Kampf lieber mit dem kleinen Rest der Getreuen durchführen wollten.

9. Die psychologische Auswirkung der Kampfführung in den letzten Monaten auf das Heer.

Da die O. H. L. zu der Überzeugung gekommen war, daß der Krieg nicht mehr gewonnen werden konnte, bestand der Sinn des weiteren militärischen Widerstandes nur noch in der Erkämpfung erträglicher Friedensbedingungen. Dieses Ziel war in dem Augenblick erreicht, in dem der Gegner von einer Fortsetzung des Krieges aus der Erwägung Abstand nahm, daß für ihn die weiter aufzubringenden Opfer größer wurden als der Nachteil etwaiger Zugeständnisse bei den Friedensverhandlungen. Die Erreichung dieses Ziels stand und fiel mit der Kampfkraft des Heeres. Es kam also darauf an, ein Kampfverfahren anzuwenden, das die Kräfte der Truppe soweit wie möglich schonte und dem Gegner den denkbar größten Schaden zufügte.

Immer wieder hatten die Divisionskommandeure in ihren Berichten über den Kampfwert der Truppe darauf hingewiesen, daß zur Wiederherstellung der Kampfkraft vor allem Ruhe und Erholung notwendig seien. Diese konnte aber nur in einem größeren Umfange gewährt werden, wenn durch ein Absetzen vom Gegner mit großzügiger Verkürzung der vorspringenden Frontbogen das Herausziehen einer größeren Anzahl von Divisionen ermöglicht wurde. Die O. H. L. dachte anders. Sie ordnete an, daß die Abwehr in den augenblicklich erreichten Stellungen zu erfolgen habe und kein Fußbreit Bodens ohne zähen Kampf aufgegeben werden dürfe. So sehr dieser Entschluß für den unbeugsamen Willen des Feldherrn sprach, so wurde er doch nicht den psychologischen Bedürfnissen der Truppe gerecht. Die Masse des Heeres blieb auf der ganzen Front mit dem Feinde eng verstrickt und der zermürbenden Wirkung seiner überlegenen Kampfmittel ausgesetzt, ohne daß bei der großen Unterlegenheit die Möglichkeit bestand, wesentliche Teile zur Erholung zurückzuziehen. Die Folge hiervon waren nicht nur außerordentliche Verluste, sondern auch eine maßlose Überanstrengung der Kampftruppen.

Ebenso abträglich wie die körperliche Seite des Kampfverfahrens war auch die seelische. Da überall dort, wo ernsthafter Widerstand versucht wurde, die überlegene Kampfkraft des Gegners immer wieder zu tiefen Einbrüchen führte, mußten jedesmal auch die Anschlußfronten zurückgenommen werden, um der Gefahr der Umfassung zu entgehen. So kam es, daß die gesamte Kampftätigkeit an der Westfront in den letzten Kriegsmonaten das Bild eines ununterbrochenen Ausweichens ergab, das nur durch längere oder kürzere Pausen unterbrochen wurde. Damit war bewiesen, daß die Kraft des Heeres nicht mehr ausreichte, um entsprechend dem Befehl der O. H. L. den feindlichen Ansturm in den vorderen Stellungen abzuwehren. Die Erkenntnis hiervon trug zu einer weiteren starken Verminderung des Kampfwillens bei. Denn es lähmt den Geist der Truppe, wenn ihr ihre Unterlegenheit immer wieder zum Bewußtsein gebracht wird. Mit dem Gefühl der Hilflosigkeit schlich sich auch gleichzeitig das Mißtrauen in die Richtigkeit der Maßnahmen der O. H. L. ein. Der Soldat hatte das dunkle Empfinden, daß auch die O. H. L. mit ihrer Kunst am Ende sei; denn sonst wäre es doch unverständlich, den Krieg in dieser aussichtslosen und demoralisierenden Weise zu führen.

Das Nachlassen der seelischen Spannkraft des Heeres, das von Woche zu Woche mit erschreckenderer Deutlichkeit zunahm, hatte die Heeresgruppen schon längere Zeit vor dem Waffenstillstand veranlaßt, bei der O. H. L. die Zurücknahme der Truppen in die weiter rückwärts gelegene Antwerpen-Maas-Stellung zu beantragen. Den Anlaß hierzu hatte die immer größere Wahrscheinlichkeit eines feindlichen operativen Durchbruchs gegeben. Das drohende Gespenst eines solchen konnte aber nur gebannt werden, wenn es gelang, durch Verkürzung der Front wieder Reserven in die Hand zu bekommen. Die Heeresgruppen verkannten nicht die großen Nachteile, die mit dem Zurückverlegen der Front in die Nähe der deutschen Grenze verbunden waren. Sie betrachteten sie aber als das kleinere Übel gegenüber der Gefahr eines Zusammenbruchs der Front. Die O. H. L. stimmte den Vorschlägen zunächst nicht zu. Naturgemäß hatte sie auch gewichtige Gründe, um den Zeitpunkt der Zurücknahme des Heeres in die Antwerpen-Maas-Stellung solange wie möglich hinauszuschieben. Diese Gründe lagen vor allem auf politischem Gebiet. Die diplomatischen Verhandlungen zur Beendigung der Feindseligkeiten hatten nämlich inzwischen begonnen. Mit Recht war die O. H. L. der Ansicht, daß deren Abschluß für Deutschland um so günstiger sein würde, je tiefer man in Feindesland stand und je größer das Wagnis einer Fortsetzung des Krieges für den Feind war. Sie wies darauf hin, daß eine Zurückverlegung der Front unter den gegenwärtigen Verhältnissen zu den schwerwiegendsten Folgen im In- und Ausland führen würde.

Die Voraussetzungen dieser an sich richtigen Grundanschauung bestanden aber in der Möglichkeit, die Truppe fest in der Hand zu behalten und sie zur Abwehr der Feindangriffe zu befähigen. Diese Voraussetzungen wurden aber gerade durch die Folgen des angeordneten Kampfverfahrens nicht erfüllt. So

kam es denn, daß die Welt das sah, was die O. H. L. durchaus vermieden sehen wollte, nämlich das Zurückweichen des Heeres in Richtung auf die Antwerpen-Maas-Stellung. Nur bestand der Unterschied jetzt darin, daß der Rückzug unfreiwillig unter dem Zwang und dem Siegesjubel der Feinde erfolgte, während er vorher als freier Entschluß der O. H. L. erschienen und seine moralische Wirkung größer gewesen wäre als am 4. November, an dem der Abmarsch in die Antwerpen-Maas-Stellung unter dem Druck der Verhältnisse schließlich doch angeordnet werden mußte.

Zu den psychologischen Nachteilen, die von der Kriegführung im großen ausgingen, gesellten sich noch weitere auf taktischem Gebiet. Sie hatten ihren Ursprung in der Kampfesweise der beweglichen Verteidigung, die zwar im vergangenen Jahre ihre großen Triumphe gefeiert hatte, für die jetzigen Verhältnisse wegen der zu hohen moralischen Beanspruchung der Truppe aber nicht mehr paßte. Ihr Grundgedanke bestand neben anderem darin, daß die Truppe bei übermäßig starkem Artilleriefeuer nicht starr an ihren Platz gebunden war, sondern zur Vermeidung von Verlusten auch nach vorwärts und seitwärts, nicht aber nach rückwärts ausweichen durfte. Nun lag es aber auf der Hand, daß die Versuchung, bei großer Bedrängnis nach rückwärts auszuweichen, außerordentlich groß war. Ihre Überwindung stellte an die Willenskraft, das Pflichtbewußtsein und die Disziplin Anforderungen, die nur von einer in jeder Beziehung ausgezeichneten Truppe zu erfüllen waren. Bei der jetzigen seelischen und körperlichen Verfassung des Heeres führte die bewegliche Verteidigung zu einer inneren Abkehr von der alten soldatischen Auffassung, daß Führer und Truppe mit ihrer Ehre für die Behauptung der ihnen anvertrauten Stellung haften. Die Folge hiervon war an vielen Stellen eine vorzeitige Aufgabe der Hauptwiderstandslinie. In einem Erlaß nahm Hindenburg Mitte September Veranlassung darauf hinzuweisen, daß der feste Wille, die Stellung um jeden Preis auch gegen feindliche Übermacht zu halten, durch die bewegliche Verteidigung nicht untergraben werden dürfe. Er wandte sich nachdrücklich gegen das vorschnelle Aufgeben von Verteidigungsabschnitten bei feindlichem Einbruch und verlangte die Wiedergewinnung der verlorengegangenen Stellungsteile durch Gegenangriff.

Es mag verwunderlich erscheinen, daß an der beweglichen Verteidigung trotz ihrer psychologischen Nachteile festgehalten wurde. Ein anderes Mittel gab es aber nicht. Eine an sich denkbare Rückkehr zur starren Verteidigung wäre ein noch größeres Übel gewesen, weil sie durch die Erhöhung der Verluste zu einem allgemeinen Vertrauensrückgang und damit zu einem noch rascheren Niedergang der seelischen Widerstandskraft geführt hätte. Die O. H. L. war innerhalb des allgemeinen Rahmens des gegebenen Kampfverfahrens übrigens dauernd bemüht, die sich aus den Kämpfen ergebenden taktischen Erfahrungen auszuwerten und der Truppe zu vermitteln. Es sollte sich jedoch erweisen, daß die hierdurch angestrebte Steigerung des Vertrauens in die eigene Abwehrkraft und Hebung des Kampfwillens nicht eintrat. Die Truppe war nicht mehr auf-

nahmefähig genug, um sich mit der nötigen Schnelligkeit den gegebenen Richtlinien anzupassen. Hinzu kam noch, daß die Weisungen vielfach mit so vielen Zusatzbefehlen der Zwischendienststellen versehen wurden, daß ihr Sinn für die Truppe unverständlich war. Auf diese Weise erreichte man insofern das Gegenteil von dem angestrebten Zweck, als sich die Truppe immer weniger um die Befehle höherer Dienststellen kümmerte und ihr Groll über die Verständnislosigkeit der Stäbe für die Bedürfnisse der Front zunahm.

10. Die Bedeutung der außenpolitischen Ereignisse der letzten Kriegsmonate für die seelische Entwicklung des Heeres.

Die verlorene Sache der Mittelmächte führte vom September ab auf außenpolitischem Gebiete zu einer Reihe von Ereignissen, die für den Geist des Heeres eine weitere, höchst unerwünschte Belastung darstellten. An erster Stelle stand der für die Öffentlichkeit völlig überraschend kommende Friedensschritt Österreich-Ungarns vom 14. September, der bekanntlich gegen den ausdrücklichen Wunsch des Deutschen Reiches erfolgte. Das Ergebnis der Bitte um Frieden war so, wie es immer zu sein pflegt, wenn ein unterliegender Staat ohne richtige Erkenntnis von dem Sinn des von ihm geführten Krieges zum Frieden kommen will. Der Zweck des Krieges gegen Österreich-Ungarn bestand in der Zertrümmerung des Staates im Namen des Selbstbestimmungsrechtes der Völker. Die Entwicklung war so weit vorgeschritten, daß für die Feinde die Erreichung dieses Zieles nicht mehr zweifelhaft sein konnte, während die österreichisch-ungarische Regierung noch von dem Standpunkt einer in sich geschlossenen Großmacht aus verhandeln wollte. Die Verkennung dieser Lage führte zum Gegenteil des erhofften Erfolges. Der Feind ließ sich auf keinerlei Unterhandlungen ein, sondern vermehrte nur seine Anstrengungen, um der Doppelmonarchie den Todesstoß zu versetzen.

Das Heer wurde sich bewußt, daß der Friedensschritt des Verbündeten der Anfang vom Ende war. Bezeichnend für die alles andere verdrängende Friedenssehnsucht der Truppe war es, daß die Handlungsweise des Verbündeten nicht als hinterlistig empfunden wurde und deswegen Unwillen erregte, sondern eher das Gefühl einer gewissen Befriedigung auslöste, weil man sie als die Einleitung eines allgemeinen Friedens betrachtete. Um so größer war daher die Niedergeschlagenheit und Enttäuschung, als die Feindseligkeiten weitergingen, als ob nichts geschehen wäre.

Auch die übrigen Verbündeten Deutschlands hatten im September die Grenze ihrer Widerstandskraft erreicht. Sie alle hatte seelisch die Hoffnung auf den Sieg der deutschen Waffen aufrechterhalten. Als es nun ersichtlich wurde, daß der Krieg für Deutschland nicht mehr zu gewinnen war, da schwand mit der Vernichtung der Hoffnung auch ihr Kampfwille dahin. Einen Tag nach dem österreichisch-ungarischen Friedensangebot brach Bulgarien militärisch zusammen. Ende des Monats mußte es einen Waffenstillstand unter den härtesten Bedingungen abschließen. Am 19. September begann die Katastrophe

der türkischen Armee, die Ende Oktober ebenfalls zu einem Waffenstillstand führte. Diese Schlag auf Schlag folgenden Nachrichten von dem Zusammenbruch der Verbündeten wirkten auf die Truppe äußerst niederdrückend. Sie wurde sich nun endgültig klar darüber, daß mit einer Wendung der Lage zum Besseren nicht mehr zu rechnen war. Heftig schnellten unter dieser Erkenntnis das Friedensbedürfnis und der Selbsterhaltungstrieb empor. Jeder weitere energische Widerstand erschien nunmehr lediglich als eine unnötige Verzögerung des Friedens.

Die moralisch schwächende Wirkung, die von den Ereignissen bei den Verbündeten ausging, wurde aber noch bei weitem übertroffen durch das Waffenstillstands- und Friedensangebot, das auf Drängen der O. H. L. dem Präsidenten Wilson von der Reichsregierung gemacht wurde. Die Wirkung des deutschen Friedensangebotes vom 4. Oktober war so ungeheuer groß, weil es wie ein Blitz aus heiterem Himmel das deutsche Volk traf. Niemand hatte in der Heimat geahnt, daß die Kriegslage sich derartig entscheidend verschlechtert hätte. Bisher waren von der Reichsregierung immer nur beruhigende und hoffnungsvolle Erklärungen abgegeben worden. Man hatte sich an den Gedanken gewöhnt, daß zwar eine siegreiche Beendigung des Krieges nicht mehr zu erwarten wäre, aber die Widerstandskraft des Heeres doch ausreichen würde, um den Feind friedenswillig zu machen.

Die Bedeutung des Friedensangebotes für das Heer lag darin, daß nunmehr auch von der O. H. L. die Aussichtslosigkeit weiteren Widerstandes offen zugegeben wurde. Die bewußte Verschleppung der diplomatischen Verhandlungen seitens der Entente war ein wohlberechnetes psychologisches Spiel. Bekanntlich kam es erst am 11. November zu dem von Deutschland nachgesuchten Waffenstillstande. Die Kämpfe bis dahin erforderten ein Übermaß an seelischer Belastung für das Heer, weil in den Augen des Soldaten alle weiteren Anstrengungen seit dem Waffenstillstandsangebot ihren Sinn verloren hatten. Der Gedanke, jetzt noch in letzter Minute zwecklos sein Leben einsetzen zu müssen, verlangte von dem Opfersinn und der Disziplin das Äußerste. Das Bewußtsein, auf verlorenem Posten für eine verlorene Sache zu kämpfen, setzt einen Idealismus voraus, den nur begeisterte und von einheitlichem Geist getragene Truppen aufzubringen vermögen. Es war daher kein Wunder, daß das Friedensangebot den seelischen Halt des Heeres auf das tiefste erschütterte. Mit Macht drängte jetzt auch bei vielen, bisher pflichttreuen Soldaten der Wille zum Leben hervor. Er führte zu einem starken Drang nach rückwärts, dahin, wo das Leben mit seinen Freuden lockte. Der Kampfwille erfuhr noch eine weitere Schwächung durch das Gefühl, von der Regierung belogen und betrogen worden zu sein. Bisher war der Truppe immer beigebracht worden, sie brauche nur auszuhalten, dann würde Deutschland sicher den Krieg gewinnen. Im Gegensatz hierzu machte nun das Waffenstillstandsangebot die Unmöglichkeit der Fortsetzung des Krieges ersichtlich. Bei der allgemeinen Empörung wurden jetzt alle früheren Voraussagen und

Berechnungen der amtlichen Stellen über die Entwicklungsmöglichkeiten des Krieges, die sich nicht erfüllt hatten, als Beweis für eine bewußte Täuschung angesehen. Hierzu diente vor allem der U-Boot-Krieg, dessen unzureichendes Ergebnis im Widerspruch zu den amtlichen Statistiken stand, nach denen England innerhalb von sechs Monaten auf die Knie gezwungen sein sollte. Ähnlich verhielt es sich mit dem Eintritt Amerikas in den Krieg. Immer wieder hatte man aus amtlichem Munde gehört, daß von Amerika eine ernsthafte Gefahr nicht zu befürchten sei, weil der Mangel an Transportmitteln die Verwendung größerer amerikanischer Truppenmengen an der Westfront ausschlösse. Und nun sah man, wie die sich täglich mehrenden Massen der Amerikaner und ihr gewaltiges Kriegsmaterial die Regierung Lügen straften. Haß und Erbitterung über die angebliche Unaufrichtigkeit der Staatsleitung wurden in den Massen zu einem übergeordneten Gefühl. Alle Vernunftgründe vermochten nichts gegen diese massenpsychologische Erscheinung auszurichten. Auch die Heeresberichte begegneten Zweifeln und offenem Mißtrauen.

Die seelische Zermürbung des Heeres machte unter dem Eindruck des Waffenstillstandsangebotes solche Fortschritte, daß der Zweck des Feindes mit der Verzögerung seiner Antwort erreicht wurde. Die Widerstandskraft der Truppe war so erschöpft, daß sie als ernsthaftes Hindernis für die Annahme der niederschmetternden Bedingungen des Waffenstillstandes am 11. November nicht mehr in Rechnung gestellt zu werden brauchte.

11. Das Heer in den letzten Monaten des Krieges.

Das entscheidende psychologische Merkmal des Heeres in den letzten Monaten des Krieges bestand darin, daß seine Gemeinsamkeitsseele nicht mehr alle Soldaten wie ein einigendes Band umschloß, sondern an ihre Stelle eine Anzahl seelischer Gruppenbildungen getreten war, deren Charakter von dem Maß des Widerwillens gegen Krieg und Kampf bestimmt wurde. Da dieses Maß dauernden Schwankungen unterlag, so waren auch die Grenzen der von ihm bewirkten Gruppenbildungen fließend und ihr Wesen veränderlich. Daher ist es unmöglich, ihr zahlenmäßiges Verhältnis zueinander und zu dem Ganzen festzulegen. Trotzdem lassen sich aber in großen Umrissen die besonders charakteristischen Gruppen bis zu einem gewissen Grade umschreiben.

Von zunehmender Bedeutung war wegen ihres reißenden Anschwellens die psychologische Gruppe, in der die ursprünglichen Gedanken, Überzeugungen und Gefühle der Gemeinsamkeitsseele des Heeres durch die Strebungen des eigenen Ichs und dem Selbsterhaltungstrieb völlig verdrängt waren. Ihr gehörte die große Masse derer an, die die Waffen fortwarfen, zum Feinde überliefen oder nach der Etappe und der Heimat verschwanden. Die traurigen Erscheinungen der Fahnenflucht und des Zum-Feinde-Überlaufens hatte es auch schon früher gegeben. Die früheren Fälle unterschieden sich aber grundlegend von den jetzigen. Bei ihnen hatte es sich immer um Handlungen von Einzelpersönlichkeiten gehandelt, die sich der Verwerflichkeit und Strafbarkeit

ihres Tuns genau bewußt waren. Der beste Beweis hierfür war es, daß die beabsichtigte Tat vor der Gemeinschaft der Kameraden streng geheimgehalten und höchstens mit einigen Gleichgesinnten heimlich besprochen wurde. Die früheren Überläufer waren Menschen, deren seelische Eingliederung in die militärische Gedankenwelt nicht gelungen war, und die deshalb auch nicht die von der Gemeinschaft ausgehenden stärkenden Einflüsse zu empfinden vermochten. Es ist festgestellt worden, daß die erdrückende Mehrzahl jener Fahnenflüchtigen und Überläufer irgendwie minderwertig und deshalb auch wegen bürgerlicher Vergehen bereits vor dem Diensteintritt mit dem Strafgesetz in Berührung gekommen waren. Jetzt konnte davon keine Rede mehr sein. Die Fahnenflucht und das Überlaufen waren eine massenpsychologische Erscheinung, die zu einer Trübung des Bewußtseins von der Strafbarkeit der Handlung führte. Die Überläufer und Fahnenflüchtigen waren auch von Hause aus nicht verbrecherisch veranlagt, sondern hatten unter der zerrüttenden Einwirkung der vielen Zersetzungsursachen nur den Sinn für den sittlichen Inhalt des Soldatentums verloren. Ihre Handlungsweise wurde als ein zulässiger Akt der Selbsthilfe betrachtet, wenn die Leiden des Krieges zu groß wurden. Hieraus erklärt es sich, daß man jetzt ohne Scheu ganz offen davon sprach. Natürlich gehörten in den Rahmen dieser psychologischen Gruppe auch alle die, die aus politischer Überzeugung oder revolutionärer Einstellung heraus von vornherein nicht kämpfen wollten. Sie waren aber in verschwindender Minderzahl, wenngleich sie als treibendes Element für die psychologische Mengenbildung der Überläufer und Fahnenflüchtigen eine besonders wichtige Rolle spielten.

Die nächste große psychologische Gruppe wurde von der großen Zahl der völlig Gleichgültigen und Apathischen gebildet, die lediglich als Mitläufer in Betracht kamen. Zur Fahnenflucht brachten sie die nötige Entschlußkraft nicht auf, sondern ließen sich willenlos von den Ereignissen treiben. Sie sahen alle Dinge nur vom Standpunkte ihres persönlichen Wohlergehens an. Hatten sie einigermaßen zu essen und genügende Unterkunft, so waren damit die Probleme des Krieges für sie erledigt. Auf die Teilnahme am Kampf legten sie nicht den geringsten Wert. Wo es ging, suchten sie sich zu drücken und hinter der Front auf ihre Kosten zu kommen, ohne sich indessen dauernd von der Truppe zu entfernen. Ihr Gefechtswert war daher nur ganz gering. Im allgemeinen bildeten sie nur unnötigen Ballast für ihren Verband.

Erheblich höher stand die Gruppe derer, die an sich willig, aber seelisch und körperlich so erschöpft waren, daß sie einfach nicht mehr konnten. Die Umrisse dieser Gruppe waren besonders schwankend, weil der Zustand der ihr angehörenden Leute außerordentlich von dem jeweiligen Maß der seelischen Erschütterungen und körperlichen Anstrengungen bestimmt wurde. Hatten sie eine gewisse Zeit zur Ruhe und Erholung, so stiegen ihre Zuversicht und ihr Kampfwille erstaunlich rasch. Im Gefecht konnten sie dann Überraschendes leisten. Leider brachte es aber die Verschlechterung der Lage seit dem August

mit sich, daß die Divisionen unausgesetzt an der Kampffront eingesetzt bleiben mußten. Infolge der hiermit verbundenen Überanstrengung wurde der Kampfwert dieser psychologischen Gruppe eine immer unsicherere Größe.

Die Hauptkraft des Widerstandes ging aus von der psychologischen Menge der Treuen und unentwegt Braven. Ihre Zahl wurde zusehends kleiner, weil der Tod gerade in ihren Reihen eine besonders reiche Ernte hielt. Zu dieser Gruppe gehörte vorzugsweise der kleine Stamm altgedienter Soldaten, die das Rückgrat der Truppe bildeten, und die Masse der Frontoffiziere. Deren Denken und Handeln wurde nach wie vor von dem ehernen Gesetz der Pflicht und den Grundsätzen der Standesehre des Offiziers bestimmt. Die hiervon ausströmende seelische Macht verhalf diesen Männern immer wieder dazu, alle inneren Hemmungen zu überwinden und im Kampfe an der Spitze ihrer Leute auszuharren.

An letzter und höchster Stelle stand die kleine Anzahl der Soldaten, denen der Krieg Lebenselement war. Ihr Charakter wies stark übereinstimmende Merkmale auf. Jederzeit zum Kampfe bereit, waren sie nur darauf bedacht, dem Feinde soviel wie möglich Abbruch zu tun. Diese geborenen Krieger waren nicht an bestimmte Altersklassen oder Dienstgrade gebunden. Man fand sie in gleicher Weise unter alten Leuten wie unter dem jüngsten Ersatz, ebenso unter den Offizieren wie Unteroffizieren und Mannschaften.

Eine eigentümliche Folge des Rückganges der Moral und der Macht der Gemeinsamkeitsseele des Heeres war seine immer größer werdende geistige Angleichung an die Heimat. Bis zu einem gewissen Grade wiederholte sich damit der Vorgang von 1914, als unter dem Einfluß der Kriegsbegeisterung Heer und Heimat eine psychologische Einheit bildeten. In eigenartigem Kreislauf wurde das Heer jetzt auch wieder zum Spiegelbild der Seelenstimmung des Volkes, nur mit dem Unterschiede, daß die Gefühle, auf denen dieses neue Gemeinschaftsbewußtsein beruhte, ihre Antriebe aus dem Widerwillen gegen den Krieg und dem Haß gegen die Staatsgewalt erhielten.

Für die große Rolle, die die aus der Gedankenwelt der Heimat in das geistige Leben des Heeres eingedrungenen Begriffe und Vorstellungen spielten, war es bezeichnend, daß in der Schlacht zum Gegenangriff vorgehende Reserven von zurückweichenden Abteilungen mit dem Ausdruck „Kriegsverlängerer" geschmäht wurden. Der Zuruf „Streikbrecher", der in demselben Zusammenhang fiel, bewies, wie weit an Stelle soldatischen Denkens Anschauungen aus dem sozialistischen Wirtschaftskampf getreten waren. Ganz im Sinne der pazifistischen Strömungen der Heimat hielt man in weiten Kreisen des Heeres die Besetzung von Belgien und Nordfrankreich nur für den Ausdruck der Welteroberungspläne Deutschlands und war überzeugt, daß die freiwillige Räumung des besetzten Gebietes den sofortigen Versöhnungsfrieden zur Folge haben würde. Die Friedenssehnsucht hatte teilweise jede gesunde Überlegung vernichtet. Ein Zeichen hierfür war die jetzt vielfach geäußerte Ansicht, daß der Feind ins Land müsse, denn dann gäbe es bestimmt

Frieden. Ebenso verhielt es sich mit der Frage der Kriegsentschädigung, deren Zahlung man auf einmal für notwendig hielt. Allgemein hörte man die Zahl von 200 Milliarden, die Deutschland bezahlen müsse. Das infantile Denken der Masse hielt diese Summe für gar nicht so schlimm, weil man glaubte, sie könnte von der Schwerindustrie, der man schadenfroh einen solchen Aderlaß gönnte, bezahlt werden. Jedenfalls wurde dieser Betrag nicht für so viel wert gehalten wie die Menschenleben, die die Fortsetzung des Krieges noch kostete. Bei einer solchen Gemütsverfassung erschien das militärische System als Ursache aller Leiden und als die Verkörperung von Roheit und Lieblosigkeit gegenüber dem seelischen Bedürfnis nach Anlehnung und Trost. Eine natürliche Folge dieser Unlustgefühle waren die jetzt überall zu hörenden endlosen Geschichten über die dem militärischen System anhaftenden Ungerechtigkeiten, die schrankenlose Willkür der Vorgesetzten und die Ausbeutung und Vergewaltigung der rechtlosen Untergebenen. Man war überzeugt, daß das ganze System, morsch und verderbt wie es war, völlig abgewirtschaftet hätte und hielt es deswegen nicht mehr für nötig, sich seinen Ansprüchen zu fügen. In dieser Einstellung äußerte sich vielfach unbewußt die Befriedigung des Kompensationsbedürfnisses, das nach Gründen suchte, um die Angst vor dem Kampf sich selber gegenüber zu entschuldigen.

Während früher der sinkende Geist der Heimat an der inneren Kraft des Heeres eine Stütze fand, war auch hierin ein gründlicher Wandel eingetreten. Jetzt war es keine Seltenheit, daß auf Urlaub befindliche Soldaten durch ihre Erzählungen und ihr persönliches Verhalten die Stimmung zu Hause verschlechterten. Der früher in der Öffentlichkeit bescheiden und zurückhaltend auftretende Soldat war nicht mehr wiederzuerkennen. In Eisenbahnzügen und am Biertisch führte er das große Wort und äußerte laut und mit frecher Stirn Ansichten, die ihm früher ein kriegsgerichtliches Verfahren eingebracht hätten. „Wenn Ihr wüßtet, wie jetzt draußen alle abbauen, so würde hier keiner mehr an den Sieg glauben. Es ist auch besser, man läßt sich gefangennehmen, als in der Hölle weiterleben. Es ist doch alles umsonst. Knarre fortgeworfen, Hände hoch, das ist jetzt das beste Rezept. Keiner hat mehr Lust zu kämpfen. Die Großschnauzen, die müßten hinaus, aber die regieren uns ja immer noch. — Und dann der Fraß! Den müßten die hohen Herren nur mal längere Zeit essen." In dieser und ähnlicher Tonart vollzogen sich die Gespräche, die allenthalben zu hören waren.

Nun steht die Frage zur Beantwortung, wie das seelisch so zermürbte und körperlich überanstrengte Heer den Kampf in der letzten Zeit des Krieges führte. Wir hatten bereits erwähnt, daß eine große Gleichgültigkeit gegen die Befehle der höheren Dienststellen eingesetzt hatte und ihre Ausführung nur so weit erfolgte, wie es der Truppe paßte. Der Selbsterhaltungstrieb, der zu einem starken Drang nach rückwärts führte, veranlaßte die Infanterie zu einem frühzeitigen Aufgeben der Stellungen. Häufig ließ sie sich aus ihnen sogar nur von der feindlichen Artillerie hinausschießen. Wo das nicht der

Fall war, pflegte die Masse zurückzugehen, sobald sich das Vorgehen der feindlichen Angriffsinfanterie bemerkbar machte. Zuerst bröckelten dann die Leute ab, auf die am wenigsten Verlaß war. Daher traf man bei Angriffen des Gegners regelmäßig ganze Trupps von vorn zurückkommender Leute, die als Entschuldigung für ihr Verhalten allerlei Scheingründe anführten. War der Feind dann auf wirksame Schußweite herangekommen, so folgten die noch haltenden Teile nach rückwärts. Häufig genug gab die Infanterie aber auch ohne einen Schuß zu tun ihre Stellungen auf und ging unter Fortwerfen der Waffen bis hinter die Artillerie zurück. Artillerieoffiziere, die versuchten, die Weichenden in den Batteriestellungen zum Halten zu bringen und zur Feueraufnahme zu bewegen, wurden beleidigt oder gar bedroht. Infolge der geringen Standhaftigkeit der Infanterie kam es oft vor, daß der Gegner die Feuerstellungen der Artillerie erreicht hatte, bevor es gelang, die Geschütze zu bergen. Hieraus erklärt sich der gewaltige Verlust von über 6200 Geschützen allein in der Zeit vom Juli bis Anfang November 1918.

In diesem düsteren Bilde gab es aber auch immer wieder Lichtpunkte in Gestalt glänzender Waffentaten nicht nur in der Verteidigung, sondern auch im Angriff. Bis zum Schluß des Krieges wurden Vorstöße und Gegenangriffe gemacht, sobald energische und beliebte Führer vorhanden waren. Hierbei zeigte sich die schier unverwüstliche deutsche Angriffsluft, die sich in einem unaufhaltsamen Drang nach vorwärts äußerte, sobald sich ein Gegenangriff günstig entwickelte. Dann kostete es nicht selten Mühe, die Leute, die gar zu gern weiter vorgegangen wären, nach Erreichen des befohlenen Zieles anzuhalten.

Die Hauptträger des Widerstandes waren in erster Linie tapfere Kommandeure und Kompanieführer mit ihren Offizieren, Burschen, Meldern, Fernsprechern und einer geringen Anzahl beherzter Kämpfer. Die Durchschnittsstärken der Kompanien im Gefecht betrugen nur noch etwa 20 bis 40 Mann. Die Kampfkraft dieser kleinen Häuflein reichte aber aus, um das Wunder geschehen zu machen, daß die deutsche Front unter dem Ansturm des übermächtigen Gegners nicht zerriß, sondern bei Abschluß des Waffenstillstandes noch eine geschlossene Einheit tief in Feindes Land bildete. In allen jenen Männern, die bis zuletzt dem Feinde die Stirn boten, hatte sich die Macht der soldatischen Gemeinsamkeitsseele und die Disziplin in höchster und reinster Form erhalten. Denn alle positiven oder negativen Faktoren, die sonst im Soldatenleben zur Erhaltung und Festigung der Moral beitragen, hatten ihre Wirksamkeit verloren. So schied der Anreiz äußerer Vorteile und Erfolge ganz aus. Ebenso verhielt es sich mit dem Glauben an den Sieg. Das Überlegenheitsgefühl hatte sich angesichts der Übermacht der feindlichen Kriegsrüstung in das Gegenteil verwandelt. Auch von der Anwendung irgendwelcher Zwangsmittel zur Aufrechterhaltung der Disziplin konnte keine Rede sein, weil die Furcht vor Strafe eine praktische Bedeutung nicht mehr hatte. Die Antriebe des Willens zum Kampfe bis zum Ende lagen also allein in dem sittlichen Prinzip des Soldatentums, das ohne Aussicht auf Dank oder Gegen-

leistung zum ergreifenden Leitmotiv für das Handeln der letzten Streiter wurde. Damit steht das Ringen des Heeres in seiner Todesstunde, losgelöst von allen materiellen Werten, im Lichte des höchsten Idealismus. Reinstes Heldentum umstrahlt mit ewigem Glanz die tapferen Kämpfer, die alle Versuchungen und Prüfungen überwanden und ihre Ehre und Treue bis zum Tode höher bewerteten als Leben und irdisches Glück.

Aber trotz allem, niemals hätte der Abschluß des Waffenstillstandes noch auf feindlichem Boden erfolgen können, wenn die Kampfkraft der Engländer und Franzosen nicht auch auf das tiefste erschüttert gewesen wäre. Der Engländer ging nur noch sehr vorsichtig und zögernd zum Angriff vor, sobald er des Schutzes seiner Tanks entbehrte. Stieß seine Infanterie auf Widerstand, so pflegte ihre Vorwärtsbewegung schon auf etwa 800 bis 1000 m zum Stehen zu kommen. Teilweise vermochte sie sogar nur das Artilleriefeuer zurückzuwerfen. Noch geringer war die Angriffsfreudigkeit der Franzosen. Eingebrachte Gefangene pflegten übereinstimmend ihr zögerndes Verhalten mit den Worten „Nous sommes très fatigués“ zu erklären. Anders handelten dagegen die Amerikaner. Ihre jungen und kriegsbegeisterten Truppen griffen mit großem Ungestüm an. Die Wirksamkeit ihrer Angriffe wurde aber zum großen Teil durch ihre geringe Kriegserfahrung und taktische Unbeholfenheit, die ihnen außerordentlich hohe Verluste einbrachte, wieder ausgeglichen.

Alle diese Umstände wirkten dahin zusammen, daß der Verlust des Krieges ohne die sonst übliche Begleiterscheinung der militärischen Katastrophe eintrat, ein Ereignis, das die weitreichendsten psychologischen Folgen für das Heer und das deutsche Volk enthielt. Denn es war die Ursache, daß das persönliche Überlegenheitsgefühl des deutschen Soldaten über jeden seiner Gegner erhalten blieb. Wohl erkannte er die Unterlegenheit der deutschen Kriegsrüstung im ganzen. Er war sich schmerzlich der übermächtigen Artillerie des Gegners, seiner Überlegenheit in der Luft und der zahllosen Tanks, denen man nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hatte, bewußt geworden. Jeder sah ein, daß der gigantischen Machtentfaltung der Welt das wirtschaftlich erschöpfte und an den wichtigsten Rohstoffen Mangel leidende Deutschland schließlich so gut wie hilflos gegenüberstehen mußte. Aber alles das hatte mit dem persönlichen Überlegenheitsgefühl als Mensch, Soldat und Kämpfer nichts zu tun. Die Mitnahme dieses Überlegenheitsgefühls aus dem Kriege ist aber für die deutsche Zukunft von höchster Bedeutung. Sie erhält im Volke das Gefühl, nicht als Besiegter die Walstatt verlassen zu haben, trotz des verlorenen Krieges und des gewaltigen Zusammenbruchs. Das Bewußtsein, an kriegerischer Tüchtigkeit überlegen zu sein, ist aber das beste Mittel für die Erhaltung des wehrhaften Geistes und den Willen zu erneutem Kampf für die Freiheit des Vaterlandes, wenn es das Schicksal verlangt.

12. Der Einfluß der Abdankung des Kaisers auf das Heer.

Bei der tiefen Verwurzelung des Heeres in dem Gedanken des Kaisertums und der einheitlichen monarchischen Überzeugung des Offizierkorps mußte

angenommen werden, daß die Nachricht von der Abdankung des Allerhöchsten Kriegsherrn zu schwerster Erschütterung, Auflehnung oder gar Auflösung des Heeres führen würde. Das war aber keineswegs der Fall. Wohl hatte die unerwartete Niederlegung der deutschen Kaiserkrone ungezählte Angehörige des Heeres auf das tiefste erschüttert. Trauer mischte sich mit Ingrimm über den revolutionären Verrat der Heimat, und schwere seelische Kämpfe entstanden über die Frage, ob es mit der Ehre und der im Fahneneide gelobten Treue vereinbar sei, sich den Gewalten des Umsturzes zur Rettung des Vaterlandes vor der Gefahr des Bolschewismus zur Verfügung zu stellen. Aber so sehr diese Konflikte auch das Seelenleben erschütterten, so erreichten die von ihnen bewirkten Unlustgefühle doch nicht einen solchen Umfang und eine solche Stärke, daß unter ihrem Einfluß psychologische Massenbildungen eintraten. Das äußere Kennzeichen einer derartigen Entwicklung wäre gewesen, daß Teile des Heeres den neuen Machthabern den Gehorsam aufgekündigt und den Versuch gemacht hätten, mit Waffengewalt für die Erhaltung der Monarchie einzutreten. Nichts von alledem geschah. Das für die deutsche Geschichte so folgenschwere Ereignis blieb äußerlich ohne jeden Eindruck. Kein Zeichen des Widerspruchs machte sich in den Reihen des Heeres bemerkbar. Für die Erklärung dieser erstaunlichen Tatsache gab es nicht eine, sondern eine ganze Reihe psychologischer Ursachen.

Den allgemeinen Hintergrund für alle einzelnen seelischen Faktoren bildete das im Verlaufe des Krieges entstandene Gefühl völliger Gleichgültigkeit, das die Truppe allen Dingen entgegenbrachte, die außerhalb ihrer Sehnsüchte und Wunschgedanken sowie der Befriedigung der materiellen Triebe lagen. Man verlangte nach Ruhe und hatte weder Sinn noch Verständnis für staatspolitische Probleme oder abstrakte Ideen. Alles, was für die Herbeiführung des Friedens in Betracht kam, erschien gut und erstrebenswert. Da, wie bereits erwähnt, unter dem Einfluß der in- und ausländischen Propaganda die Person des Kaisers der Masse als Friedenshindernis erschien, so fehlte auch der Wille, sich für sein Verbleiben einzusetzen. Aber, abgesehen von der Person des Monarchen hatte auch das Kaisertum als Idee einen ununterbrochenen Rückgang erfahren. Ein unbewußtes Zeichen seiner inneren Schwäche war eine Ansprache des Kaisers gewesen, in welcher mit dem Wort „Kaisertum ist Dienst am Volke“ die sittliche Berechtigung der monarchischen Regierungsform begründet wurde. Eine politische Einrichtung, deren Dasein auf dem Glauben der Allgemeinheit beruht, bedarf niemals einer Begründung, solange dieser Glaube unerschüttert ist, weil sie dann lebendige Wirklichkeit ist. Stellt sich die Notwendigkeit heraus, durch Betonung ihrer Vorzüge und Erklärung ihres Sinnes und Zweckes die Öffentlichkeit von ihrer Richtigkeit zu überzeugen, so ist das immer ein Beweis für die Erschütterung des allgemeinen Glaubens, an dessen Stelle Zweifel und Mißtrauen getreten sind.

Die Hauptursache für die Verblassung des Kaisergedankens hatte aber in einer grundsätzlichen seelischen Entwicklung des Heeres gelegen, einer Entwicklung, die — an sich im Geiste der Zeit liegend — durch die Einwirkung

des Kriegsgeschehens ungemein an Kraft und Schnelligkeit gewonnen hatte. Das Kaisertum war ursprünglich die leuchtende Spitze nicht nur für die äußere Gestalt des Heeres gewesen, sondern auch für dessen geistigen Aufbau, in dem das aristokratische Prinzip „Jedem das Seine" im Gegensatz zur demokratischen Auffassung „Allen das Gleiche" zur vollen Durchführung gelangt war. Der geistige Aufbau des Heeres glich in seinem Charakter einer kunstvoll errichteten Pyramide, deren Stufen sich von oben als scharf abgegrenztes Verantwortungsbewußtsein und von unten als Abstands- und Abhängigkeitsgefühl darstellten.

Unter den Einflüssen des langen Krieges war diese geschichtlich gewordene seelische Schichtung des Heeres zerstört und nach der Seite demokratischer Grundanschauung abgewandelt worden. Die Gemeinsamkeit des Kriegserlebens, die Gleichheit vor dem überall lauernden Tode und die Übereinstimmung der Zustandsbedingungen hatten innerhalb des Frontheeres zu einem inneren Gleichmachungsvorgang oder, anders ausgedrückt, zu einer seelischen Umbildung des Ganzen aus der Vertikalen in die Horizontale geführt. Die unter den Waffen stehenden Millionen gehörten derselben Erlebnis- und Bewußtseinsebene an. Der Rückgang der Moral, das Schwinden der Autorität, der Haß gegen den Krieg hatten den ungeheueren Massen immer mehr einen neuen psychologischen Charakter und ein mehr und mehr hervordrängendes Machtbewußtsein verliehen, das danach strebte, nur den eigenen Willen als maßgebend zu betrachten. Die an die Stelle des streng gegliederten geistigen Aufbaus getretene horizontale Bewußtseinsebene der Truppe entzog der Krone den notwendigen psychologischen Unterbau. Die Tatsache des Kaisertums entsprach dem Glauben der Masse nicht mehr. Nur diejenigen politischen Einrichtungen, die von der Überzeugung und dem Willen der Allgemeinheit getragen werden, sind aber eine wirkliche und festgegründete Macht. Fehlen diese Voraussetzungen, so bedarf es nur eines äußeren Anstoßes, um ihren Zusammenbruch herbeizuführen, weil niemand mehr für ihre Erhaltung zu kämpfen gewillt ist.

Nicht ohne Einfluß auf das Heer blieb auch die Plötzlichkeit, mit der sich das Ereignis der Abdankung des Kaisers vollzog. Es traf das Heer völlig unvorbereitet und stellte es vor eine vollendete Tatsache. Dadurch wurde seinen Führern die Möglichkeit genommen, das in den Massen verdrängte und verschüttete monarchische Gefühl zu neuem Leben zu erwecken und zur Abwehr der der Krone drohenden Gefahren einheitlich zusammenzufassen. Aber auch jede nachträgliche Willensbildung in dieser Richtung wurde durch die Nachricht von der Abreise des Kaisers nach Holland erstickt. Ihr stand das Frontheer verständnislos gegenüber. Es erkannte nicht den Opfergedanken in dem Entschluß des Kaisers, sondern erblickte in ihr teils eine Art Fahnenflucht, teils das Eingeständnis der ihm von der Entente vorgeworfenen Schuld an dem Ausbruch und den Leiden des Krieges. Die Überzeugung hiervon hatte aber die verheerendsten Folgen, weil ein wesentlicher Teil der in dem Fahnen-

eide enthaltenen Forderungen seines Charakters als sittlicher Pflicht entkleidet wurde. Die hiermit verbundene Auflösung der moralischen Grundlagen des Heeres mußte aber unweigerlich zu dessen endgültiger inneren und äußeren Auflösung führen. Daraus ergab sich, daß die Abdankung des Kaisers tatsächlich entscheidende Folgen für die Beschaffenheit des Heeres hatte, so gering der psychologische Eindruck des Ereignisses zunächst auch erschien.

Noch ein Weiteres kam hinzu. Der Zufall wollte es, daß die Abdankung des Kaisers mit der Beendigung der Feindseligkeiten an der Front zusammenfiel. Damit prallten zwei Gefühlsmomente verschiedenster Art aufeinander. Man versetze sich in die Lage des Frontkämpfers in jenen Tagen. Das mit allen Fasern seines Herzens so sehnlichst Erhoffte, aber wie ein unerfüllbarer Wunsch in unerreichbarer Ferne Liegende, plötzlich war es durch den Waffenstillstand zur Wirklichkeit geworden. Das ganze Dasein des Soldaten — bisher erfüllt von den unerbittlichen Forderungen des Krieges, die soeben noch seine gesamten geistigen Kräfte in eine einzige Richtung gespannt hatten — war mit einem Schlage durch die Beendigung des Kriegszustandes seines Zweckes und Inhaltes beraubt worden. Eine ungeheuere Nervenabspannung war die unmittelbare Folge hiervon. Sie äußerte sich in der Form eines seelischen Stauungsvorganges, unter dessen Auswirkung der Sinn der Dinge nur mühsam begriffen wurde und alles wie in dem ungewissen Dämmerlicht eines Traumes erschien. Erst allmählich erwachte das Bewußtsein, das zu einem vollständigen Stimmungsumschwung führte. Mit brausendem Glücksgefühl setzte die Erkenntnis ein: „Du lebst ja, an dir selbst hat sich das Wunder offenbart, heil aus diesem Kriege zurückzukehren, die Deinen und die Heimat wiederzusehen." Nun trat plötzlich der seelische Umschlag mit elementarer Gewalt ein. Ein unbezähmbarer Drang nach den Genüssen des Lebens und nach persönlicher Freiheit übertäubte alle anderen Gedanken und Gefühle, auch den Zorn und den Schmerz über die furchtbaren Bedingungen des Waffenstillstandes. Es war erklärlich, daß bei dieser seelischen Verfassung der Truppe die Abdankung des Kaisers mit allen ihren folgenschweren Auswirkungen dem Bewußtsein vielfach gar nicht so recht deutlich wurde. Hinzu kam, daß die Nachrichten von den sich überstürzenden Ereignissen nur lückenhaft und spärlich waren, so daß kein klares Bild der Lage mit allen Einzelheiten entstand. Viele monarchisch gesinnte Männer glaubten anfangs auch, daß der Kronprinz zur Regierung käme, und beruhigten sich mit dem Gedanken, daß so der Fortbestand der Hohenzollernmonarchie gesichert wäre.

13. Der Einfluß des Ausbruchs der Revolution auf die seelische Entwicklung des Heeres.

Es war eine besondere Tragik für Deutschland, daß die Revolution noch vor Beendigung des Kriegszustandes eintrat. Sie machte jeden weiteren Versuch des Widerstandes an der Front unmöglich und zwang zur Annahme auch der härtesten Bedingungen des Waffenstillstandes. Die rasende Schnelligkeit,

mit der die revolutionäre Bewegung um sich griff und die alten Regierungsgewalten beseitigte, war ein Beweis für die geistige Empfangsbereitschaft der Massen für die Ideen des Umsturzes. Unter ihrem Einfluß nahm der überwiegende Teil der handarbeitenden Bevölkerung bis weit in die Kreise des linksgerichteten Bürgertums hinein den Charakter einer psychologischen Menge an. Der Widerwille gegen den Krieg mußte überall dort die stärksten inneren Spannungen in den Menschen hervorrufen, wo für sie die Wahrscheinlichkeit bestand, aus einem gesicherten Lebenszustande herausgerissen zu werden und ihr Leben im Kampf mit dem Feinde doch noch einsetzen zu müssen. Es handelte sich bei den Ursachen dieser seelischen Spannung also um nichts anderes als die Angst vor der Front. Die Unmöglichkeit, den Selbsterhaltungstrieb zu hemmen, war denn auch der unmittelbare Anlaß zu dem Aufruhr der Flotte, als sie zu dem letzten großen Schlage auslaufen sollte. Aus demselben Grundgefühl schlossen sich die Ersatztruppenteile überall der Revolution an, sobald einige Matrosen bei ihnen erschienen oder die Soldatenräte die Kommandogewalt an sich rissen. Der von diesen Teilen der Wehrmacht ausgehenden revolutionären Bewegung folgten mit innerster Überzeugung alle diejenigen Bevölkerungskreise, die des Glaubens waren, nur ein Umsturz im sozialistischen Sinne könnte eine Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage bringen und die endgültige Beendigung des gegenwärtigen sowie die Verhinderung zukünftiger Kriege erreichen.

Der in der Revolution enthaltene Gedanke der Erlösung von den gegenwärtigen materiellen Leiden und seelischen Nöten war es also vor allem, der die Massen in seinen Bann zwang und bewirkte, daß Ende 1918 der gefühlsmäßige Gehalt der Revolution der entscheidende Machtfaktor in dem Seelenleben des Volkes war. Der revolutionäre Gedanke konnte seine Stoßkraft frei entfalten, weil ihm kein entgegengesetzt gerichtetes Wollen Halt gebot. Das Bürgertum, ohne einheitliche Führung und wie immer innerlich zerrissen, wurde völlig überrascht von der plötzlich vorhandenen psychologischen Massenerscheinung der Revolution und stand ihr zunächst völlig hilflos gegenüber. Der sich offenbarende Mangel an Entschlußkraft war neben der allgemeinen Erschöpfung den Folgen der seelischen Erschütterung zuzuschreiben, die die hoffnungslose militärische Lage an der Front und die Waffenstillstandsbedingungen ausgelöst hatten. Die frühere Zuversicht war einer tiefen Entmutigung gewichen, die wie eine geistige Lähmung wirkte und dem nationalen Willen Richtung und Ziel nahm. Erst später gelang es dem Bürgertum, aus seiner Betäubung zu erwachen und den Weg zur Selbstbehauptung zu finden.

Der Einfluß der Revolution auf das außerhalb der Heimat stehende mobile Heer war bei dessen riesenhafter Größe und Vielgestaltigkeit kein einheitlicher. Wie dargestellt, hatte sich allein innerhalb der eigentlichen Kampftruppen eine Anzahl massenpsychologischer Gruppen gebildet. Die Kampftruppen waren aber nur die vordersten Teile des Gesamtheeres. An sie schlossen sich nach rückwärts alle diejenigen Verbände an, die zwar dem Namen nach zu ihnen ge-

hörten, sich aber in dem seelischen Erleben des Krieges und damit in ihrer geistigen Grundeinstellung mehr oder weniger von ihnen unterschieden. Hierzu gehörten die zahllosen Kolonnen und Trains, die Nachrichtentruppen, das Personal der Fliegerhorste und die Kraftfahrverbände. Dann kamen die Unmenge der Depots und Parks aller Art, die unübersehbare Menge der Verwaltungsbehörden, ohne die die wirtschaftliche Unterhaltung eines Millionenheeres undenkbar ist, sowie die Eisenbahntruppen. Das Bindeglied zwischen dem Operationsgebiet und der Heimat bildete die Etappe mit ihren Stäben, Kommandanturen, Behörden und meist aus Landsturmbataillonen bestehenden Etappentruppen. Bestimmend für die seelische Einstellung zu der Revolution war bei allen diesen verschiedenen Gliedern des Heeres die Beschaffenheit ihres militärischen Geistes, ihr soldatisches Wertbewußtsein, das sich aus der Art ihrer Aufgaben und Verwendung ergab, und ihr Gehalt an innerer Disziplin. Je größer die Entfernung von der Front wurde, um so mehr verblaßte naturgemäß der kriegerische Geist, weil das unmittelbare Erleben des Kriegsgeschehens geringer wurde, und das Ichbewußtsein im Sinne bürgerlich-individualistischer Lebensauffassung das soldatische Gemeinsamkeitsgefühl verdrängte. Mit der abnehmenden Kraftausstrahlung der Front verminderte sich daher auch der Wille und die Festigkeit, den Bestrebungen zum Sturze des militärischen Systems Widerstand zu leisten. So war der geistige Gehalt der Etappe von dem der Front durchaus verschieden. Infolge ihrer friedensmäßigen Lebensbedingungen konnte es nicht ausbleiben, daß ihre Gesamtstimmung große Ähnlichkeit mit der Heimat aufwies. Der Einfluß bürgerlichen Denkens hatte die Autorität der Kommandogewalt schwer erschüttert. Die soldatischen Formen waren, soweit sie überhaupt noch gepflegt wurden, eine leere Geste. Sie täuschten einen Zustand vor, dessen Wirklichkeit schon längst nicht mehr bestand. Hier und dort hatte schon vor dem Umsturz in der Heimat die revolutionäre Flamme emporgezüngelt. Bereits am 5. November waren Plünderungen von Etappenmagazinen vorgekommen, bei denen die Leute „Hoch die Revolution, nieder mit den Offizieren" gerufen hatten.

Bei dieser inneren Bereitschaft zum Aufruhr konnte es nicht ausbleiben, daß die Etappe von der aus der Heimat heranbrandenden revolutionären Welle verschlungen wurde. Im Handumdrehen waren alle Bande der Zucht und Ordnung zerstört. Mit sinnloser Wut drängte der Zerstörungstrieb nach Betätigung. Magazine und Proviantzüge wurden von Soldatenhorden nicht nur geplündert, sondern die Lebensmittel und Bekleidungsgegenstände umhergeworfen und zertrampelt. Den Offizieren nahm man die Waffen weg und beleidigte sie tätlich. Der nackte Egoismus führte dazu, daß Millionenwerte einfach im Stich gelassen und der Zerstörung preisgegeben wurden. Ganz besonders abstoßende Formen nahm er in den jetzt zahllosen Fällen an, in denen Soldaten die ihnen anvertrauten Waffen oder sonstiges Staatseigentum, wie Kraftwagen, Pferde und Feldwagen an die feindliche Zivilbevölkerung verkauften. Der in den irregeleiteten Massen entstandene Glaube an die Völker-

versöhnung fand seinen Ausdruck in würdelosen Verbrüderungsszenen mit der Bevölkerung des besetzten Gebietes. Der fieberhafte Drang, so rasch wie möglich nach Hause zu kommen, führte zu einem Sturm auf die Eisenbahnzüge, deren Abfahrt häufig gewaltsam erzwungen wurde und zu einer Verwirrung des gesamten Verkehrsbetriebes führte.

Während so das Etappengebiet ein einziges Flammenmeer der Empörung bildete, brach sich die Kraft der Revolution überraschend schnell in dem dichten Netz der nach der Tiefe gestaffelten Kampftruppen. Wohl wurden noch deren rückwärtige Teile von der revolutionären Bewegung erfaßt. Besonders die Drückeberger und Versprengten benutzten die revolutionäre Geste als willkommenes Mittel, um dem eigenen Gewissen die Berechtigung ihrer Pflichtvergessenheit vorzutäuschen. Auch bei den Kolonnen hielt der revolutionäre Gedanke seinen Einzug. Plötzlich erschienen überall an den Fahrzeugen rote Fahnen. Nach wenigen Tagen waren sie allerdings schon wieder verschwunden, ein Beweis dafür, daß die zurückstrahlende Kraft des Frontgeistes stärker war als die des revolutionären Gedankens.

Die Kampffront selbst wurde von dem Ausbruch der Revolution vollkommen überrascht. Zunächst drangen nur allerlei dunkle Gerüchte aus der Heimat herüber, die niemand recht glauben wollte. Dann kamen die genauen Nachrichten, die befehlsgemäß von den Offizieren der Truppe bekanntgegeben werden mußten. Die Kenntnisnahme von dem Umsturz in Deutschland erweckte in den Seelen der Frontkämpfer durchaus keinen freudigen Widerhall. Eine Menge der verschiedenartigsten Gedanken und Gefühle wogten durcheinander und verhinderten die Entstehung einer klaren, in sich abgeschlossenen Stimmung. Die vorherrschende Empfindung war die einer erbitterten Resignation. Daneben schwankte man von unverkennbarer Freude darüber, daß der Krieg durch die Revolution endgültig aus sei, bis zu Ausbrüchen von Haß und Verwünschungen gegen die Heimat, weil sie im letzten Augenblick das Heer um den Erfolg seiner jahrelangen Anstrengungen gebracht hätte. Das Entscheidende war aber, daß der Frontgeist solche Stärke entwickelte, um Herr über alle revolutionären Strebungen zu bleiben. Überall gelang es den Offizieren, ihre Verbände in der Hand zu behalten.

An der Tatsache, daß die Fronttruppen ihren äußeren Zusammenhalt in dem allgemeinen Zusammenbruch wahrten, hatten vor allem zwei Ursachen entscheidenden Anteil. Die eine lag in dem Entschluß Hindenburgs, trotz des Umsturzes an der Spitze des Heeres zu bleiben. Das Beispiel äußerster Pflichterfüllung, das der Feldherr damit in der Stunde höchster Not gab, verfehlte seine Wirkung auf die Truppe nicht. Von der Person des Nationalhelden, auf den jetzt aller Augen gerichtet waren, ging ein Strom von Kraft und Sicherheit aus, der die Wogen der Erregung beruhigte und zur Selbstbesinnung zwang. Besonders den Offizieren wurde zum Bewußtsein gebracht, daß es darauf ankam, alle schweren seelischen Konflikte, die sich aus dem Zusammenbruch des Kaisertums ergeben hatten, zu überwinden und dem Gedanken der Erhaltung

des Heeres dadurch unterzuordnen, daß sie auf ihren Posten verblieben. In den breiten Massen der brav gesinnten Soldaten weckte die Verehrung für Hindenburg aber das Gefühl der deutschen Mannentreue, die ihren Führer in der Gefahr nicht im Stiche läßt. Sie entwickelte sich zu einem derartigen seelischen Machtfaktor, daß sie auch die Gleichgültigen und Unbotmäßigen in den Rahmen des militärischen Pflichtgefühls zwang und so dazu beitrug, den Offizieren ihre Aufgabe auf dem Gebiete der Führung zu ermöglichen.

Die bisherige Darstellung des Eindruckes der Revolution beschränkte sich auf das Westheer. Wenn dieses auch das Heer im eigentlichen Sinne war, so muß doch noch auf die psychologische Auswirkung der Revolution innerhalb des Ostheeres eingegangen werden. Die Notwendigkeit hierzu ergibt sich einmal aus der Tatsache, daß sich die Verhältnisse im Osten ganz anders als im Westen entwickelten, und dann um zu zeigen, wie entgegengesetzte psychologische Ursachen zu denselben Folgeerscheinungen führen können. Die innere Widerstandskraft der Osttruppen gegenüber den auflösenden Einflüssen der Revolution war viel geringer als die des Westheeres. Die Nachricht von dem Umsturz in der Heimat beseitigte mit einem Schlage alle Bande der Zucht und Ordnung zunächst im Generalgouvernement Warschau. Die von den Soldatenräten verkörperte deutsche Würdelosigkeit zeigte sich gegenüber den Ansprüchen des polnischen Nationalgefühls in seiner ganzen Deutlichkeit. Die Auflösung der deutschen Herrschaft in Polen machte auch die planmäßige Zurückführung der weiter ostwärts bis zur Ukraine einschließlich stehenden deutschen Truppen unmöglich.

Von dem Generalgouvernement Warschau sprang der revolutionäre Gedanke auf die Osttruppen über, wo er sich mit reißender Schnelligkeit ausbreitete. In kurzer Zeit herrschten in der Truppe die unglaublichsten Zustände. Überall konnten die Soldatenräte das Heft in die Hand nehmen. Mißliebige Offiziere wurden abgesetzt und Befehle nur ausgeführt, wenn die Truppe von ihrer Notwendigkeit überzeugt war. Niemand wollte mehr militärischen Dienst tun. Die Schwierigkeiten, die sich beim Abtransport mit der Bahn infolge des mangelhaften und unzureichenden Transportmaterials und der zahlreichen Betriebsstockungen ergaben, hielten die Leute für eine Absicht der Kommandobehörden. Das Mißtrauen gegen die hohen Vorgesetzten hatte sich so tief in das Denken der Truppe eingefressen, daß überall behauptet wurde, sie wären bestochen, um die Deutschen solange festzuhalten, bis die Ententetruppen heran seien. Ganz im Sinne bolschewistischer Ideologie erblickten die Massen in dem Kapitalismus die Wurzel alles Übels. Dieses Schlagwort war der Mittelpunkt aller Gespräche. Die revolutionäre Gesinnung hatte die soldatische Moral so gründlich zerstört, daß die meisten Truppenteile nicht einmal mehr den Willen aufbrachten, feindliche gewaltsame Übergriffe abzuwehren. Daher spielten die einst so stolzen Verbände gegenüber der ukrainischen Freiheitsbewegung sowie dem vordringenden Bolschewismus und dem polnischen Nationalbewußtsein dieselbe jämmerliche Rolle. Der freie Abzug wurde von den Truppen sehr

häufig unter dem unheilvollen Einfluß der Soldatenräte nur gegen Ablieferung der Waffen erkauft. Der schmähliche Zusammenbruch des Ostheeres ist das dunkelste Kapitel des ganzen Krieges. In seiner Bedeutung trat er zunächst hinter den Ereignissen im Westen zurück. Erst später wurde er in seinem ganzen Umfang und seiner politischen Tragweite offenbar.

Für das widerstandslose Aufgehen des Ostheeres in der Revolution kamen eine Anzahl psychologischer Faktoren in Betracht, die teils in dem Heer selbst begründet waren, teils von außen heran traten. Von Bedeutung war es, daß die Truppe nur aus älteren Leuten bestand. Alle kriegsverwendungsfähigen jüngeren Männer waren im Laufe der Zeit herausgezogen und nach dem Westen überführt worden. Je älter der eingezogene Mann aber war, desto stärker verbanden ihn seine Gemütskräfte mit der Heimat, weil ihn die Erinnerung an alles, was früher den Inhalt seines Lebens ausgemacht hatte, wie Beruf und Familie, weiter beherrschte. Die Rolle des Soldaten behagte ihm durchaus nicht; das Kriegshandwerk lief seinem im Grund friedlich eingestellten Bürgersinn zuwider. Hinzu kam die stärkere Ausbildung des Persönlichkeitsbewußtseins, das stets mit dem Lebensalter zunimmt und der bedingungslosen soldatischen Unterordnung hinderlich ist. Alle diese Faktoren erschwerten die Einfügung der älteren Leute in das militärische Gemeinsamkeitsbewußtsein und die Entwicklung des kriegerischen Geistes. Hieran liegt es, daß aus älteren Jahrgängen zusammengesetzte Truppenteile nur eine geringe Kampfkraft haben und eine lockere Disziplin aufweisen.

Als besonders ungünstiger Umstand kam bei den Osttruppen noch die große Zahl von Elsaß-Lothringern und polnisch gesinnten Leuten aus den östlichen Provinzen Preußens hinzu.

Von großem Einfluß für die seelische Entwicklung des Ostheeres waren auch die dienstliche Verwendung und die Aufgaben der Truppen gewesen. Wir hatten gesehen, daß im Westen die übermäßige Inanspruchnahme der Nerven durch die ununterbrochene Kampftätigkeit die Grundlage der moralischen Erschütterung der Truppe gebildet hatte. Im Osten lagen die Verhältnisse gerade umgekehrt. Die eigentliche Kampftätigkeit war im großen und ganzen seit 1917 beendet. Die Aufgabe der Truppen bestand in der Überwachung, Sicherung und wirtschaftlichen Ausnutzung des weiten besetzten Gebietes. Aus dieser Art der Verwendung entwickelte sich aber eine schwere Gefahr für den kriegerischen Geist. Noch niemals hat ein Heer im Kriege, ohne Schaden zu nehmen, eine Tätigkeit ertragen, die auf die Dauer nicht mit seiner kriegerischen Bestimmung im Einklang steht. So war es auch in Rußland. Der Soldat büßte bei der Eintönigkeit des ewigen Wacht- und Garnisondienstes allmählich die Überzeugung von der Notwendigkeit seines Daseins ein. Das Gefühl der eigenen Zwecklosigkeit ist aber stets verbunden mit dem Wunsche der Beendigung der Zustandsbedingungen, die es hervorrufen. In dem Denken der alten Landwehr- und Landsturmleute erhob sich immer drängender die Frage, warum werden wir hier eigentlich noch alle festgehalten? Zu Hause, wo jetzt

jede Hand gebraucht wird, und wo man für die Familie sorgen und produktive Arbeit leisten könnte, fehlt man, um hier zwecklos die Zeit totzuschlagen. Auf diese Weise entschwand allmählich jedes militärische Wertbewußtsein und das soldatische Gefühl.

Zu der Verminderung des inneren Wertgehaltes der Truppe trug außerdem noch die Erschütterung der allgemeinen Moralbegriffe bei, die als Folge der engen Berührung mit der Zivilbevölkerung eintrat. Seit langem hatten die Kommandobehörden über die Zunahme der Bestechlichkeit zu klagen, die sich bei den Wachen und Posten und im sonstigen Dienstbetriebe überall bemerkbar machte. Auch war das Eindringen bolschewistischer Gedankengänge in die Truppe unverkennbar. Besonders gegen Schluß des Krieges hatte die bolschewistische Propaganda immer bestimmtere Formen angenommen. Ihre Hauptträger waren Juden, denen sich beim Verkauf von Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen reiche Gelegenheit zur Beeinflussung der Soldaten bot. Durch alle diese Umstände hatte das Heer seelisch so schwer gelitten, daß es nur des Antriebes der Revolution bedurfte, um das ganze Gebäude zum Einsturz zu bringen.

14. Rückmarsch und Auflösung des Westheeres in der Heimat.

Die bereits oben erwähnte Tatsache der überlegenen Kraft des Frontgeistes über die revolutionären Strebungen schuf die Grundlage für die letzte große Tat der O. H. L., die meisterhafte Zurückführung des Heeres in die Heimat. Die Schwierigkeiten des Rückmarsches waren ungeheuer. Für die Bewegung des Millionenheeres standen nur wenige Straßen zur Verfügung. Im Rücken drängte der Feind und vor sich sah das Heer die in hellem Aufruhr lodernde Heimat. Auf Geheiß der Entente war das besetzte Gebiet in 14 Tagen zu räumen und in weiteren 17 Tagen hinter die neutrale Zone östlich des Rheins zurückzuführen.

Nun geschah das Eigentümliche, daß sich die innere und äußere Verfassung der Truppe hob, solange man auf feindlichem Boden war. Die Ursache für diese Erscheinung lag einmal in der Unmöglichkeit, während des Rückmarsches, der alle Kräfte des Soldaten beanspruchte, revolutionäre Ideen im Heere zu verbreiten. Von entscheidender Bedeutung war aber die Erkenntnis, daß die Aufrechterhaltung der Zucht und Ordnung für jeden einzelnen den größten Vorteil hatte. Denn je mehr Reibungen und Marschstockungen durch Disziplinlosigkeiten eintraten, um so länger dauerte es, bis man die Heimat und die Seinen wiedersah, um so größer wurde aber auch die Gefahr, von dem nachrückenden Feinde abgeschnitten zu werden. Mithin lag die freiwillige Betätigung der Disziplin im Interesse aller. Sie bildete die Grundlage für das Gemeinschaftsbewußtsein des Heeres, das jetzt, wo der seelische Druck des Kampfgeschehens verschwunden war und ein dunkles Gefühl von der gigantischen Größe der im Kriege vollbrachten eigenen Leistung Raum gewann, eine letzte kurze Blüte erlebte. Das äußere Kennzeichen hierfür war, daß plötzlich

an sämtlichen Fahrzeugen, Geschützen und Protzen schwarzweißrote Fähnchen und Wimpel erschienen, die den marschierenden Kolonnen ein geradezu festliches Aussehen verliehen. Im Schmuck der schwarzweißroten Farben, unter denen das Heer einst mit jubelnder Siegesgewißheit in den Kampf gezogen war, und unter denen es fünf Kriegsjahre wie kein anderes gestritten und gelitten hatte, kehrte es wieder in die Heimat zurück. In ihnen erlebte es noch einmal unbewußt seine eigene Größe. Sie wurden zum Inbegriff der deutschen Soldatentreue und zum Symbol des nationalen Selbstbehauptungswillens.

Dieses Aufflackern des militärischen Gemeinsamkeitsbewußtseins dauerte aber nur solange, bis die Truppen in unmittelbare Berührung mit der Heimat kamen. Dann erlosch es wie ein Licht im Winde. Das Heer löste sich so vollständig auf, daß Deutschland in den Zustand völliger Wehrlosigkeit versetzt wurde. Lediglich im Osten gelang die Aufstellung eines schwachen Grenzschutzes. Der so unerwartet erfolgende Zusammenbruch des Heeres, das soeben noch wie ein Abbild unbesiegter Kraft mit hocherhobenem Haupte unter den Klängen der Musik und voranschwebenden Fahnen den heimatlichen Boden betreten hatte, erschien den vaterländischen Kreisen unbegreiflich. Hatten sie doch alle von dem zurückkehrenden Heer die Verscheuchung des ganzen revolutionären Schreckens und die Wiederherstellung des früheren politischen Zustandes erhofft. Ihre große Enttäuschung hat sich in tiefem Groll und manch scharfen Vorwürfen gegen das Heer Luft gemacht. So verständlich diese Gefühlsausbrüche waren, so ungerechtfertigt waren sie auch. Denn hier handelte es sich nicht um schlechten Willen oder ein Versagen einzelner Persönlichkeiten, sondern um die zwangsläufigen Folgen unabänderlicher massenpsychologischer Gesetze von gewaltigem Ausmaß.

In der seelischen Verfassung des Heeres war eine grundlegende Wandlung nach Erreichen der heimatlichen Einladegebiete, von denen aus die Truppen mit der Eisenbahn in ihre Demobilmachungsorte befördert wurden, eingetreten. Diese Wandlung kennzeichnete sich als eine Krise schwerster Art auf dem Gebiete der Disziplin, deren Überwindung nicht mehr gelang. Ihren Ausgangspunkt bildete der Umstand, daß nunmehr der schwere seelische Druck, der sich aus der Angst vor einer Gefangennahme in letzter Minute ergeben hatte, mit einem Male gewichen war. Man fühlte sich sicher und geborgen. Nun verdrängte ein unbezähmbarer Drang nach Hause in den Massen alle anderen Gedanken und Erwägungen und nahm ihnen die Möglichkeit, etwas einzusehen, was ihrer Gemütsverfassung widersprach. So vermochten sie nicht zu begreifen, daß die Abbeförderung der zahllosen Truppenteile nicht auf einmal geschehen konnte. Das Warten in den Einladegebieten steigerte die Ungeduld bis zur Siedehitze. Als Sündenbock mußte wieder das militärische System herhalten, gegen das der alte Groll und Haß mit äußerster Heftigkeit emporloderte. Man sehnte sich nach der Freiheit und hielt den Zwang der Disziplin jetzt für unwürdig und sinnwidrig. Seine Beseitigung entsprach dem allgemeinen Wunsche. Die Folge hiervon war denn auch ihr rascher Zerfall. In un-

mittelbarem Zusammenhang hiermit hörte auch die Gemeinsamkeitsseele des Heeres auf, eine lebendige Wirklichkeit zu sein. Um ein einfaches Auseinanderlaufen der Verbände zu verhindern, sah sich die O. H. L. genötigt, dem Druck der Massen insoweit nachzugeben, als die älteren Jahrgänge aus ihren Formationen herausgezogen und vorausbefördert wurden. Ferner veranlaßte man, daß möglichst viele Divisionen zu gleicher Zeit abbefördert wurden, so daß auf jede nur wenige Züge entfielen.

Von großer Bedeutung für den moralischen Zerfall des Heeres war der Eindruck, den die Selbstverständlichkeit gemacht hatte, mit der die revolutionären Kräfte überall die Regierungsgewalt übernommen hatten. Nirgends war der Versuch einer ernsthaften Gegenwehr gemacht worden. Der sich hierin offenbarende Mangel an innerer Stärke des alten Systems ließ es für den Untergang reif erscheinen, was dazu beitrug, daß man sich mit den gegebenen Verhältnissen abfand, mochte man ihnen seine innere Zustimmung geben oder nicht. Mit dem Zusammenbruch des alten Staates war aber auch gleichzeitig die seelisch-geistige Grundlage zertrümmert worden, auf der das Heer errichtet worden war. Mit Gott für König und Vaterland, für Kaiser und Reich hatte der Wahlspruch der Wehrmacht gelautet. Mit dem Erlöschen der Monarchie war der Kampf für den Kaiser und König gegenstandslos geworden, und die Vorstellung von der sittlichen Pflicht des Kampfes für das Vaterland hatte sich, wie wir gesehen haben, bis zum Gegenteil abgewandelt. Die Masse war nicht mehr von der Berechtigung und Gerechtigkeit des Krieges überzeugt, sondern haßte ihn nur als die Quelle aller Leiden und Ursache des Zusammenbruchs Deutschlands. Das Heer war in seiner Eigenart mit dem alten Staat unlösbar verbunden. Das eine konnte ohne das andere nicht bestehen. Der Sturz des Staates mußte den seines vornehmsten Repräsentanten, der Wehrmacht, unweigerlich nach sich ziehen. Es war daher gar nicht zu vermeiden, daß das Heer bald nach Berührung mit den Kräften des Umsturzes in der Heimat den endgültigen inneren und äußeren Zusammenbruch erlitt. Mit der Auflösung der die Gemeinsamkeitsseele tragenden Ideen verloren die Angehörigen des Heeres ihr einheitliches geistiges Gepräge und damit das Gefühl innerer Verbundenheit untereinander und der Beziehungen zum Ganzen. Damit büßte das Heer das Bewußtsein seiner selbst und den Charakter einer militärisch organisierten Menge ein. Die Soldaten bildeten nur noch eine ungeheure Zahl von zusammenhanglosen Individuen, die von der suggestiven Kraft der revolutionären Ideen zu neuen psychologischen Massen geformt wurden.

So wurde das alte deutsche Heer der allgemeinen Wehrpflicht, verlassen vom Staate und losgelöst von den Wurzeln seiner moralischen Kräfte, von den Flammen der Revolution verschlungen. Damit senkte sich der Vorhang der Geschichte über diese letzte Szene in der gewaltigen Tragödie seines Leidens und Sterbens.

Dritter Teil

Seelische Probleme innerhalb des Heeres.

A. Die psychologische Bedeutung der Änderung in der Gliederung und dem Personalbestande des Heeres.

In dem Abschnitt über die Bedeutung der Mobilmachung für den inneren Wertgehalt eines Heeres war auf die Gefahren hingewiesen worden, die mit der Vergrößerung des Heereskörpers zu Beginn des Krieges verbunden sind. Dieselben Gefahren wiederholen sich, wenn Änderungen in der Gliederung des Heeres durch Aufstellung weiterer Formationen oder durch Zusammenlegungen schon bestehender vorgenommen werden. Den Neuformationen ermangelt stets die von der Tradition und dem Korpsgeist ausgehenden seelischen Kräfte. Das Gemeinschaftsbewußtsein wird erst allmählich gewonnen. Zu den zahlreichen seelischen Belastungsfaktoren für das deutsche Heer im Weltkriege gehörte auch die Tatsache, daß mit der Aufstellung der neuen Reservekorps in den ersten Kriegswochen die Gliederung des Feldheeres nicht zum Abschluß gekommen war, sondern noch unaufhörliche Veränderungen über sich ergehen lassen mußte. Der wachsende Umfang und die zunehmende Heftigkeit des Krieges zwangen zunächst zu einer größeren Ausschöpfung der Volkskraft, die die Aufstellung einer erheblichen Zahl neuer Kampfverbände notwendig machte. Vor allem mußten die Divisionen vermehrt werden. Das wurde durch ein zweifaches Verfahren erreicht, einmal durch Schaffung reiner Neuformationen in der Heimat und dann durch eine Verkleinerung der schon vorhandenen Divisionen. Unabhängig von diesen organisatorischen Maßnahmen fand eine starke Vermehrung der Fliegereinheiten, der Artillerieverbände und technischen Formationen statt. Um einen Begriff von dem gewaltigen Umfang der Veränderung der äußeren Gestalt des Heeres im Weltkriege zu geben, sollen folgende Angaben, die natürlich nicht alle Einzelheiten umfassen, sondern sich nur auf das Wichtigste beschränken, dienen.

Bereits bis zum 20. Januar 1915 war die Aufstellung von neun neuen Divisionen durchgeführt. Bei diesen Divisionen hatte man sorgfältig die Erfahrungen, die man mit der ersten Rate der Reservekorps in Flandern gemacht hatte, berücksichtigt. Die Infanteriebataillone waren mit einem Stamm kriegserfahrener Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften durchsetzt, die Artillerie durch Umwandlung der Feldbatterien von sechs in solche von vier Geschützen gewonnen worden.

An diese Neuformationen schloß sich eine großartige Umwandlung des gesamten Heeres, die vom Jahre 1915 bis Anfang 1917 anhielt. Durch Änderung der vier Infanterieregimenter starken Divisionen in dreigliedrige wurden, einschließlich 24 Landwehrdivisionen, nicht weniger als 100 neue Divisionen

geschaffen, die jedoch keine zahlenmäßige Vermehrung des Heeres bedeuteten. Eine solche trat erst wieder im Jahre 1917 durch die Neubildung von 22 weiteren Divisionen ein, bei denen nur in ganz verschwindendem Umfange schon bestehende Regimenter eingegliedert wurden. Daneben ging die Zusammenfassung der Landwehrverbände in Divisionen weiter. Bis zum November wurden auf diesem Wege noch fünf Landwehrdivisionen gebildet. Die Kavalleriedivisionen, für deren Eigenart sich im Stellungskriege keine Verwendung bot, mußten größtenteils absitzen und wurden in Schützendivisionen umgewandelt.

Mit dieser gewaltigen Leistung war der Höhepunkt der organisatorischen Entwicklung des Heeres erreicht, wenn nicht überschritten, denn es zeigten sich bereits jetzt Schwierigkeiten in der geregelten Zuführung des Ersatzes. Infolge des Mannschaftsmangels vermochte die O. H. L. keine weiteren Divisionen mehr aufzustellen. Folgende Zahlen geben ein eindrucksvolles Bild von der Vergrößerung des Heeres im Verlaufe des Krieges. Zu Beginn des Krieges rückten 89½ Divisionen und 15½ Landwehrbrigaden ins Feld. Ihre Zahl stieg bis zum Mai 1918 auf rund 240 Divisionen, die der Bataillone von 1191 auf 2337 (ohne Ersatz- und Landsturmbataillone). Hinzu kamen 72 M. G. S. S.-Abteilungen. Die Feldartillerie wurde etwa verdreifacht, die schwere Artillerie verfünffacht. An Stelle von 865 Feldbatterien bei der Mobilmachung waren am Schluß des Krieges 2794 und an Stelle von 335½ schweren Batterien 1660 vorhanden. Gewaltigen Aufschwung hatte auch das Flugwesen genommen. Aus 41 Fliegerabteilungen mit 232 Flugzeugen wurden 400 mit mehr als 4000 Flugzeugen. Ebenso großartig war die Entwicklung des Kraftfahrwesens. Nicht weniger als 700 Kolonnen mit rund 40 000 Kraftfahrzeugen bewältigten zuletzt den Verkehr zur Front.

Die psychologischen Nachteile dieser Um- und Ausgestaltung des Heeres, die eine bewunderungswürdige organisatorische Leistung war, äußerten sich nicht unmittelbar und sofort sichtbar, sondern in nur ganz allmählich zutage tretenden Unterschieden in dem Kampfwert der einzelnen Truppenteile. Der anfangs gleichmäßige Gefechtswert der Divisionen von gleicher Zusammensetzung hatte etwa schon seit Anfang 1917 zu bestehen aufgehört. Man unterschied immer mehr zwischen guten und weniger guten Divisionen. Diese Bewertung hatte bei der Auswahl für die große Offensive im Frühjahr 1918 eine große Rolle gespielt. Zur Teilnahme wurden die besten Kampfdivisionen bestimmt, als mobile Divisionen bezeichnet und für den bevorstehenden Durchbruch besonders geschult und ausgerüstet.

So nachteilig die dauernden Veränderungen für das innere Gefüge des Heeres auch sein mochten, sie blieben immerhin solange erträglich, als die Hoffnung auf eine siegreiche Beendigung des Krieges das alle Glieder des Heeres seelisch zusammenhaltende Grundgefühl war. Als dieses dahingeschwunden war, traten die Nachteile mit größerer Schärfe hervor. Auch gegen Schluß des Krieges, als die Erschütterung der militärischen Gemeinsamkeits-

seele eine besondere Pflege des Korpsgeistes in den Truppenteilen notwendig machte, zwang die Not zu erneuter Vornahme von Änderungen in der Gliederung des Heeres. Jetzt führten die ungeheuren Abgänge und die Unmöglichkeit, sie zu ersetzen, zu einer Schrumpfung des Heereskörpers. Die O. H. L. sah sich genötigt, die allmähliche Auflösung von 29 Divisionen vorzunehmen. Diese Maßnahme erwies sich als notwendig, obwohl nach den großen Verlusten Anfang August die Anzahl der Kompanien in den Bataillonen, deren Stärke unter 650 Mann gesunken war, von vier auf drei herabgesetzt worden waren. Bei den aufs äußerste angespannten Nerven des ermatteten Heeres konnte die mit der dauernden Umorganisation verbundene Erschütterung der Grundlagen, auf denen die Tradition und der Korpsgeist beruhen, nicht ohne schwere innere Krise überwunden werden. —

Von nicht geringerer Bedeutung als die Veränderungen in der Kriegsgliederung ist der ununterbrochene Wechsel in dem Personalbestande für die psychologische Entwicklung eines Heeres. Dieser Wechsel ergibt sich aus den Verlusten aller Art sowie den Abgängen an Kranken. Jeder größere derartige Ausfall in einer Truppe verursacht ebenfalls jedesmal eine Schwächung des Korpsgeistes und eine Minderung des Traditionsgutes. Demgegenüber muß der neueintreffende Ersatz erst in die seelische Gemeinschaft des Truppenteils eingefügt werden. Die hierfür notwendige Zeit ist aber im Kriege meistens nicht vorhanden. Erschwerend kommt hinzu, daß die Ausbildung der Ergänzungsmannschaften in der Heimat meist nur kurz und oberflächlich sein konnte, so daß sie den wahren militärischen Geist bei ihrem Eintreffen an der Front noch nicht genügend in sich aufgenommen haben. Allein schon diese Umstände bedingen einen Rückgang an innerem Wertgehalt eines jeden Heeres im Verlaufe des Krieges. Der geistige Niedergang wird um so rascher erfolgen, je stärker die Abnutzung des Heeres infolge des Menschenverbrauches ist. Ganz besonders groß werden aber die Schwierigkeiten, wenn die Ergänzungsmannschaften, wie wir es gesehen haben, ihre Dienstpflicht aus Abneigung gegen den Krieg nur widerwillig erfüllen. Das kann soweit gehen, daß ihre seelische Einordnung in die Gemeinsamkeitsseele des Heeres überhaupt nicht mehr gelingt. Damit sind dann aber die moralischen Grundlagen des Heeres auf das höchste gefährdet. In solchem Fall braucht dann nur ein Rückschlag im Kampfe oder eine andere allgemeine seelische Belastung einzutreten, um das ganze Gebäude des Heeres zum Einsturz zu bringen.

Den sich aus der Heeresergänzung im Kriege ergebenden psychologischen Schwächemomenten kann bis zu einem gewissen Grade dadurch begegnet werden, daß die in der Heimat von ihren Verwundungen oder Krankheiten Genesenen wieder bei ihren alten Feldtruppenteilen eingestellt werden. Die Leute kommen dann in die ihnen bekannten Verhältnisse zurück und bedürfen nicht erst der innerlichen Einordnung in das Ganze, sondern sind sogleich Träger des Korpsgeistes. Ganz besonders wichtig ist ihre Rolle aber für den Traditionsgedanken. Denn sie sind stolz auf ihre Verwundung und ihre lange Zugehörigkeit zu

ihrem Verbande, für dessen Ansehen sie sich in erster Linie verantwortlich fühlen. In ihrem Bewußtsein als alte Feldsoldaten dünken sie sich dem später eingetroffenen Ersatz überlegen. Der junge Soldat wird von ihnen herablassend mit gutmütigem Spott behandelt. Alles dies führt dazu, daß die Genesenen in der Regel mit aller Gewalt wieder zu ihren alten Feldtruppenteilen zurückdrängen. Die Gewährung dieses Wunsches führt zu der Erweckung von Lustgefühlen, die sich als Zuschuß an Kampfwillen für den Verband auswirken. Im Weltkriege ist diese Erkenntnis nicht immer in der gebührenden Weise berücksichtigt worden. Bisweilen war ihre praktische Durchführung unmöglich, weil die Ersatzlage zu anderen Maßnahmen zwang, häufig unterblieb sie aber auch aus einer zu geringen Einschätzung der psychologischen Elemente im Kriege, denen formalbürokratische Gesichtspunkte vorangestellt wurden.

Der Umfang und die unerhörte Heftigkeit des Weltkrieges steigerten die Verlustzahlen ins Ungemessene. Wie die Glieder einer unendlichen Kette wurden die Divisionen in die gewaltigen Angriffs- und Abwehrschlachten geworfen, aus denen sie in der Regel nur mit einem Bruchteil ihrer Gefechtsstärken zurückkamen. Ein unendlicher Strom von Ersatzmannschaften ergoß sich unaufhörlich zu den unersättlichen Kampffronten. Von den Truppenteilen blieben nur die Namen und Nummern dieselben. Innerhalb ihres äußeren Rahmens änderte sich ihre Zusammensetzung unausgesetzt infolge der ständigen Neuauffüllungen. Aktive Soldaten waren in den späteren Kriegsjahren so gut wie überhaupt nicht mehr an der Front vorhanden. Auch die Reihen der altgedienten Reservisten und Landwehrleute hatten sich in den Kampfverbänden mit reißender Schnelligkeit gelichtet. Schließlich bildeten die Masse des kämpfenden Heeres die erst im Kriege Eingezogenen, die vorher keinerlei militärische Ausbildung genossen hatten. Mit der Verminderung der alten Soldaten ging auch ein Rückgang der Anschauungen, Formen und Gebräuche, die dem Friedensheer das eigentümliche Gepräge gegeben hatten, Hand in Hand, so daß das Heer immer mehr den Charakter einer Miliz mit allen ihren Schwächen und Gebrechen annahm.

Psychologisch höchst nachteilig war es, daß Deutschland seine Wehrmacht im Frieden nicht entsprechend der wachsenden Volkszahl ausgebaut hatte. Zu Anfang des Krieges waren daher fast 3½ Millionen wehrpflichtige Männer vorhanden, die als Angehörige des Landsturms militärisch nicht ausgebildet waren. Alle diese Massen mußten erst im Laufe des Krieges mühsam in die seelische Front des Heeres eingegliedert werden. Mit dieser Notwendigkeit war nicht nur eine gewaltige Mühe und Arbeit, sondern auch ein außerordentlicher Verbrauch an geistiger Energie verbunden, der zu Lasten der moralischen Reserven des Ganzen ging. Man bedenke, welchen ungeheueren Zuwachs an körperlicher und seelischer Kraft das Heer erhalten hätte, wenn diese Millionen zunächst keine Belastung dargestellt hätten, sondern von vornherein als vollausgebildete Soldaten vorhanden gewesen wären.

Bei dem Zusammenhang zwischen der psychologischen Entwicklung des

Heeres und seiner Ergänzung erscheinen einige Zahlenangaben nötig, um an ihnen den Umfang der seelischen Nachteile zu erkennen, die der Menschenverbrauch des Weltkrieges im Gefolge hatte. Zu Beginn des Krieges war die Ersatzlage sehr günstig. An Ausgebildeten waren vorhanden:

Aktive Armee	725 000	Mann
Reserve, Landwehr I und II	3 295 700	„
Zusammen	4 020 700	Mann
Ausgebildeter Landsturm II	849 000	„
Ausgebildete Ersatzreserve	31 000	„
Im ganzen	4 900 700	Mann.

Da die mobilmachungsmäßige Stärke des Feld- und Besatzungsheeres 3 502 500 Mann betrug, blieben rund 1 398 000 ausgebildete Unteroffiziere und Mannschaften zunächst übrig.

Zur Deckung der im Verlaufe des Krieges eintretenden Verluste standen außerdem zur Verfügung:

Der oben bereits erwähnte unausgebildete Landsturm	3 360 000	Mann
Ersatzreservisten	829 000	„
Landsturm I und II	960 000	„
Zurückgestellte	525 000	„
Zusammen	5 674 000	Mann.

Trotz dieser gewaltigen Zahlen reichte der Ersatz aber nicht aus, um den ungeahnten Menschenverbrauch des Krieges zu decken.

Im Friedensheer standen die Jahrgänge 1893 und 1892 (bei den Berittenen noch 1891) unter den Waffen. Der Jahrgang 1894 sollte im Oktober 1914 einberufen werden. Während der Jahrgang 1895 im Mai 1915, also noch als 20jährige eingezogen wurden, verschlechterte sich das Bild in den nächsten Kriegsjahren immer mehr. Die Jahrgänge 1896 und 1897 erhielten den Gestellungsbefehl für September 1915 und März 1916, also bereits als 19jährige. Die nachfolgenden Jahrgänge mußten schon als 18jährige einberufen werden, und zwar: Jahrgang 1898 im November 1916, Jahrgang 1899 im Juni 1917, Jahrgang 1900 im Juli 1918.

Jeder Jahrgang umfaßte rund 310 000 kriegsverwendungsfähige Mannschaften. Einen guten Begriff von der Menschenbewegung innerhalb des Heeres ergeben folgende Zahlen:

Von den Ersatztruppenteilen wurden monatlich ins Feld geschickt: von August 1915 bis September 1916: 189 330, 1917: 204 030, 1918: 133 100.

Das ergibt einen Monatsdurchschnitt von 172 500 Mann, unter denen sich rund 64 000 Genesene befanden. Interessant ist ein Vergleich mit dem Kriege 1870/71, in dessen Verlauf der gesamten Armee nur etwa 220 000 Mann Nachersatz aus der Heimat nachgeführt wurden.

Schließlich gelang es aber, wie bereits erwähnt, nicht mehr, den Bedarf

des Heeres an Menschen zu befriedigen. Trotz aller Anstrengungen mußte im Verlaufe des Jahres 1918 ein Fehlbetrag von rund 350 000 Kämpfern eintreten. Die zahlenmäßige Schrumpfung des Heeres wird aus folgender Zusammenstellung deutlich.

Am 21. März 1918 betrug die Kopfstärke des Heeres einschließlich der Etappe:

Im Westen . . .	136 618 Offiziere,	3 438 289	Mannschaften
" Osten . . .	40 095 "	1 104 955	"
Zusammen	176 713 Offiziere,	4 543 244	Mannschaften.

Am 1. Oktober 1918 waren vorhanden:

Im Westen . . .	103 896 Offiziere,	2 459 211	Mannschaften
" Osten . . .	21 666 "	501 119	"
Zusammen	125 562 Offiziere,	2 960 330	Mannschaften.

Mithin war also innerhalb eines halben Jahres ein Verlust von 51 151 Offizieren und 1 582 914 Mannschaften eingetreten. Das Heer hatte in dieser kurzen Zeit über ein Drittel seines Gesamtbestandes eingebüßt. Die Etatsstärke der Kampfbataillone sank von 766 Mann im April 1918 auf 570 Ende August und 450 bis Ende Oktober. Die Divisionen verfügten aber meistens nur über eine tatsächliche Gewehrstärke von etwa 800 bis 1200 Gewehren. Zum Schlusse des Krieges standen 186 derartig schwache Divisionen in hoffnungslosem Kampf mit 205 feindlichen, die ausgezeichnet verpflegt und ausgerüstet sowie überwiegend mit vollen Mannschaftsbeständen versehen waren. Der Unterschied in der Kampfkraft geht am besten daraus hervor, daß fast sämtliche deutschen Divisionen zum Halten der Front benötigt wurden. Am 11. November befanden sich nur 17 in Reserve, von denen 15 abgekämpft waren, im Gegensatz zur Entente, die über eine Reserve von 103 Divisionen verfügte, von denen etwa zwei Drittel ausgeruht und voll verwendungsfähig waren.

Diese statistischen Angaben mögen genügen, um zu zeigen, wie groß die psychologische Belastung des Heeres durch den Wechsel in seinem Personalbestande und die fortwährende Änderung seiner Kriegsgliederung war.

B. Feldherr und Heer als psychologisches Problem.

Clausewitz behandelt in dem Abschnitt „Der kriegerische Genius“ seines ersten Buches vom Kriege das seelische Verhältnis des Feldherrn zum Heere. Er schildert lebendig die gewaltige Belastung, die für den Charakter des Feldherrn eintritt, wenn er feststellen muß, daß das Heer zu versagen anfängt. Solange eine Truppe mit Lust und Leichtigkeit kämpft, behindert sie nicht seine Willenskraft, die er zur Erreichung seiner Zwecke aufbringen muß. Anders wird es aber, wenn die moralischen und physischen Kräfte der Truppe erschöpft sind. Dann zerrt die Summe der hiervon ausgehenden Gesamteindrücke mit furchtbarer Gewalt an der Seelenstärke des Feldherrn: „So wie in dem

einzelnen die Kräfte ersterben, diese nicht mehr von einem Willen angeregt und getragen werden, lastet nach und nach die ganze Inertie der Masse auf dem Willen des Feldherrn; an der Glut in seiner Brust, an dem Lichte seines Geistes soll sich die Glut des Vorsatzes, das Licht der Hoffnung aller anderen von neuem entzünden; nur insofern er dies vermag, insoweit gebietet er über die Masse und bleibt Herr derselben; sowie das aufhört, sowie sein eigener Mut nicht mehr stark genug ist, den Mut aller anderen wieder zu beleben, so zieht ihn die Masse zu sich hinab in die Region der tierischen Natur, die vor der Gefahr zurückschreckt und die Schande nicht kennt. Dies sind die Gewichte, welche der Mut und die Seelenstärke des Führers zu überwinden haben, wenn er Ausgezeichnetes leisten will."

Hiermit ist ein Grundsätzliches von doppelter Art festgelegt: Erstens die Forderung, daß eine erschütterte Truppe in der machtvollen Person des Feldherrn ihren inneren und äußeren Halt wiederfinden muß. Zweitens ist es für die Bewertung eines Feldherrn maßgebend, in welchem Umfange ihm die Überwindung von Krisen innerhalb des Heeres gelingt und wie wenig dabei sein Denken und Handeln in Abhängigkeit von ihnen gerät.

Wir werden nun zu untersuchen haben, ob diese aus den Kriegsverhältnissen früherer Zeiten gewonnene Erkenntnis auch für die Millionenheere der allgemeinen Wehrpflicht zutrifft. Der moderne Krieg hat die Bedingungen für die persönliche Wirkung des Feldherrn im Verhältnis zu früher ganz bedeutend verschlechtert. Infolge der riesenhaften Größenverhältnisse heutiger Volkskriege befindet sich der Feldherr weit abgesetzt von der Kampffront, dort, wo tief im rückwärtigen Gebiet in der Befehlsstelle der Heeresleitung die Fernsprech- und Funkverbindungen zusammenlaufen. Die große Entfernung von der Front und deren endlose Ausdehnung verhindern die persönliche Fühlungnahme des Feldherrn mit der Truppe. Er wirkt nur wie eine unsichtbare Macht durch seine Befehle an die Heeresgruppen und die Armeen. Diese Verhältnisse bringen es mit sich, daß er nicht wie Friedrich oder Napoleon die Macht seiner Persönlichkeit zur Unterstützung seiner Pläne unmittelbar in die Waagschale werfen kann. In der weiten Entfernung des Feldherrn von der Truppe liegt aber noch ein weiterer Nachteil, der vor allem in Krisenzeiten äußerst gefährlich werden kann. Er besteht darin, daß der Feldherr sich keinen persönlichen Eindruck von dem Geist und der Stimmung des Heeres zu verschaffen vermag, sondern im wesentlichen auf die Berichte der Zwischendienststellen angewiesen ist. Mögen diese noch so zutreffend und erschöpfend sein, so können sie doch niemals das unmittelbare Fühlen des Pulsschlages der Truppe ersetzen.

Diesen veränderten Bedingungen von oben steht von unten wie bei den kleinen Heeren vergangener Zeiten auch bei den Millionenheeren in unveränderter Weise das seelische Bedürfnis nach einer starken Führerpersönlichkeit gegenüber. Es liegt im Wesen der militärischen Organisation, daß an der Spitze des Ganzen ein Mann stehen muß, in dem sich das von dem Heere dargestellte geistige Prinzip am reinsten und stärksten verkörpert. Die Helden-

verehrung ist ein unerläßlicher Bestandteil der soldatischen Gemeinsamkeitsseele. Das Bewußtsein, von einem wahrhaften Feldherrn geführt zu werden, vervielfacht den Kampfwert eines Heeres, weil die Siegeszuversicht die Kräfte eines jeden auf das höchste steigert und das Verlangen, den Erwartungen des Führers durch die Leistung zu entsprechen, zum allgemeinen Bedürfnis wird. Wirkliches militärisches Führertum besteht also niemals in der Erzwingung des Gehorsams durch äußere Machtmittel, sondern in der Beherrschung der Seelen. Voraussetzung für diese Herrschaft ist aber der Glaube der Gesamtheit an den Führer, der allein durch die Zweckmäßigkeit seiner Maßnahmen geweckt und durch den kriegerischen Erfolg, der das sichtbare Ergebnis der Überlegenheit seines Geistes und seiner Willenskraft ist, zur beherrschenden Macht in dem Gefühlsleben der Truppe wird.

Der Weltkrieg hat den vollgültigen Beweis dafür erbracht, daß auch heutzutage der Feldherr trotz seiner persönlichen Entfernung von der kämpfenden Truppe noch in der Lage ist, das Autoritätsbedürfnis der Massenheere zu befriedigen und die von seiner Person ausgehende Kraft dieselbe Bedeutung für den moralischen Gehalt des Heeres hat wie in früheren Zeiten. Der Feldmarschall von Hindenburg legte den Grund für das ihm entgegengebrachte Vertrauen in der Schlacht bei Tannenberg und erweiterte es zu einem unerschütterlichen Glauben durch die Rettung der Heimat vor dem Ansturm der Russen. Später war es ihm im Verein mit General Ludendorff vergönnt, die seelischen Merkmale großer Feldherren im Sinne von Clausewitz zu zeigen, als sich „an der Glut in ihrer Brust, an dem Lichte ihres Geistes, die Glut des Vorsatzes und das Licht der Hoffnung aller anderen von neuem entzündete". Dieses geschichtlich so bedeutsame Ereignis trat ein, als Hindenburg-Ludendorff im August 1916 an die Spitze der O. H. L. berufen wurden. Es ist bereits geschildert worden, wie damals die Sommeschlacht zu einer schweren seelischen Krise des Heeres zu führen drohte und die Berufung der beiden Feldherren wie eine Erlösung wirkte, den Mut belebte und der Siegeszuversicht neue Antriebe gab.

Nun sehen wir aber auch, daß die beiden Feldherren, denen im Jahre 1916 die Überwindung der seelischen Krise des Heeres so leicht gelang, an derselben Aufgabe zwei Jahre später scheiterten. Trotz Hindenburg und Ludendorff ging es, wie im zweiten Teile des Buches dargestellt, mit der moralischen Kraft des Heeres so reißend bergab, daß nicht mehr viel am Zusammenbruche des Ganzen zum Schluß des Krieges gefehlt hätte. Wie erklärt sich das? Trifft die beiden Führer ein Verschulden, fällt ein Schatten auf ihr Feldherrntum? Hatten sie die Herrschaft über die Massen verloren, weil nach Clausewitz ihr Mut nicht mehr stark genug war, um den Mut der anderen zu beleben, und weil sie die Masse deswegen zu sich herabgezogen hatte?

Der Beweis ist leicht zu erbringen, daß dies keineswegs der Fall war, sondern daß sie mit geradezu übermenschlicher Willenskraft das Schicksal zu zwingen suchten. Das Kennzeichen des Mutes war von jeher der Wille zum

Angriff, der die Kriegsform darstellt, mit deren Hilfe allein die militärische Entscheidung erzwungen werden kann. Er ist deshalb von den großen Feldherren aller Zeiten stets angestrebt worden. Auch im Weltkriege sehen wir Hindenburg-Ludendorff trotz des Scheiterns der Offensiven und der Niederlage vom 18. Juli an dem Gedanken des Angriffs festhalten. Beide Feldherren wiesen die Ansicht, daß der Krieg verloren sei, weit von sich. Noch Anfang August rechneten sie mit der sicheren Abwehr der weiteren Angriffe des Feindes, den sie ebenfalls für stark erschöpft hielten, und hofften, die eigene Offensive auf Amiens durchführen zu können, sobald die Truppe sich erholt hätte. Als diese Hoffnung am 8. August aufgegeben werden mußte und der Niedergang des Heeres zu der Erkenntnis zwang, daß der Krieg zu beenden sei, auch da verzagte der trotzige Kampfwille der deutschen Führer nicht, sondern wollte jeden Fuß breit Bodens so teuer wie möglich verkaufen. Daß dieser Entschluß, wie bereits ausgeführt, zu einer Überschreitung der Grenzen der Leistungsfähigkeit des Heeres führte, spielt in dieser Frage der Persönlichkeitswertung des Feldherrn keine Rolle. Der ungebrochene Mut der O. H. L. führte bei der entscheidenden Besprechung, die am 14. August mit der Reichsregierung unter dem Vorsitz des Kaisers in Spaa stattfand, zu einem Optimismus in der Beurteilung der Lage, der die spätere zögernde Haltung des Reichskanzlers in der Einleitung von Friedensverhandlungen begründete. Die Beurteilung einer militärischen Lage ist aber stets ein besonders guter Prüfstein für den Charakter des Führers. Je schwieriger sie erscheint, um so leichter ist der Verzagte verzagt, während der Entschlossene seine Zuversicht und Tatkraft behält. Ein hochgemuter Geist kann hierin sogar zu weit gehen. Indem er die Leistungsfähigkeit, das Pflichtgefühl und die Opferbereitschaft der übrigen Menschen nach seinem eigenen Maßstabe beurteilt, trübt sich sein Blick für die Möglichkeiten des Erreichbaren. Sowohl Friedrich dem Großen wie Napoleon ist es so gegangen. Auch die Feldherren der O. H. L. boten ein Beispiel hierfür, als sie in dem Kronrat die Hoffnung aussprachen, daß es gelingen würde, die Front zum Stehen zu bringen und in strategischer Defensive den Kriegswillen des Gegners allmählich zu lähmen. Die zur Schau getragene Zuversicht der Feldherren veranlaßte den Reichskanzler, den Beginn der Friedensverhandlungen so lange hinauszuschieben, bis im Westen wieder ein Erfolg errungen wäre. Da dieser nicht eintrat, wurde von der Politik bekanntlich so lange mit der Aufnahme von Friedensverhandlungen gezögert, bis nichts mehr zu retten war. Wenn hierzu also zweifellos das Verhalten der O. H. L. beigetragen hat, so war es andererseits ein Zeichen für ihre unerschütterliche Seelenstärke. Ihre stolze Sinnesart vermochte es einfach nicht zu fassen, daß alles verloren sein sollte, da das Heer noch tief in Feindesland stand und die Hoffnung, die Rückwärtsbewegung zum Stehen zu bringen, nach den bisherigen Erfahrungen durchaus nicht der Berechtigung entbehrte.

Auch später wich die O. H. L. bei dem diplomatischen Kampf mit Wilson um die Waffenstillstandsbedingungen nicht von ihrer heldischen Linie ab, die

sonderbar von der schwächlichen und unentschlossenen Haltung der Regierung abstach. Am 14. September telegraphierte der Feldmarschall an den Reichskanzler, daß es nur zwei Wege gäbe: Ehrenvoller Friede oder Kampf bis zum Äußersten. Als nach der dritten Wilson-Note klar wurde, daß für Deutschland nur eine Unterwerfung in Frage käme und deutlich auf die Beseitigung des monarchischen Systems hingezielt wurde, da flammte der Widerstandswille der Feldherren hoch auf. Sie waren in keiner Weise in innere Abhängigkeit von der kriegsmüden und kampfunlustigen Stimmung des Heeres geraten, sondern versuchten mit ungebrochener Tatkraft dem Willen zum Kampfe immer neue Antriebe zu geben. Am 24. Oktober erging ein Befehl an das Heer, dessen Mittelpunkt das „Unannehmbar" der entehrenden Wilson-Bedingungen bildete. Mit den Worten „Wilsons Antwort kann daher für uns Soldaten nur die Aufforderung sein, den Widerstand mit äußersten Kräften fortzusetzen", machte der Feldherr[1]) noch einmal in höchster Not den Versuch, die Massen zum letzten Widerstande emporzureißen. Bis zum bitteren Ende war er also bestrebt, um mit Clausewitz zu reden, an der Glut in seiner Brust die Glut des Vorsatzes aller anderen zu entzünden. Sein Denken entsprach damit den höchsten Forderungen wahrhaften Führertums, und seine Seelenstärke leuchtet hell aus den dunklen Tagen des deutschen Zusammenbruches hervor.

Nun könnte jedoch die Tatsache, daß die O. H. L. die Reichsregierung zu dem Friedens- und Waffenstillstandsangebot veranlaßt hat, so erscheinen, als ob der Feldherr doch den von dem Heere ausgehenden seelischen Widerständen erlegen wäre. Das traf keinesfalls zu. Der Entschluß, den Krieg zu beendigen, war nicht eine Unterwerfung des Feldherrn unter den Willen des Heeres, sondern das Ergebnis der klaren Erkenntnis von der Unmöglichkeit weiteren Widerstandes. In solchem Fall bleibt nichts anderes übrig, als die Folgen aus den gegebenen Verhältnissen zu ziehen und den Frieden herbeizuführen. Von Hannibal bis Napoleon bietet die Kriegsgeschichte Beispiele dafür, daß auch die größten Feldherren einen Krieg verlieren können, wenn Mangel an Menschen und Kriegsmaterial oder die geistige Erschöpfung des Volkes die Fortsetzung des Kampfes ausschließen. Das Entscheidende für die Beurteilung der Charakterstärke des Feldherrn bleibt dann immer die Frage, ob er alle Möglichkeiten des Widerstandes ausgeschöpft hat oder der Auswirkung der moralisch niederdrückenden Faktoren erlegen ist. Diese Frage beantwortet sich bei dem deutschen Feldherrn des Weltkrieges von selbst. Hat doch sein Wille zum Sieg und, als dieser nicht mehr erreichbar war, zum Widerstand bis zum Äußersten in den pazifistischen Kreisen des Volkes sogar den Eindruck erweckt, als ob lediglich die Kampfeslust und die Annektionsbestrebungen der O. H. L. die rechtzeitige Ausnutzung von Friedensfühlern des neutralen und feindlichen Auslandes verhindert hätten. Das Urteil der Geschichte wird vollauf Hinden-

[1]) Der Begriff des Feldherrn in diesem Zusammenhange umfaßt die beiden Persönlichkeiten Hindenburg und Ludendorff.

burgs Auffassung bestätigen, wenn er von seinem Entschluß zur Anbietung des Waffenstillstandes sagt: „Niemand wird sagen, zu früh."

Die psychologische Entwicklung des deutschen Heeres im Weltkriege zeigt nun aber, daß der Feldherr trotz seiner ungebeugten Seelenstärke die geistige Herrschaft über das Heer verlieren kann, daß also Umstände einzutreten vermögen, in denen weder die Schwergewichte eines moralisch erschütterten Heeres den Feldherrn zu sich hinabziehen, noch dieser selbst in der Lage ist, das Heer mit seinem Willen zu erfüllen.

Dieser Fall ist gegeben, wenn die Masse des Heeres den Glauben an die großen Ideen, die das Heer verkörpert, verloren hat und unter dem Einflusse neuer Gedanken und Überzeugungen eine Umwandlung ihres Charakters erfährt. Durch die hiermit verbundene Zerstörung der Gemeinsamkeitsseele, die bisher in gleicher Weise den Feldherrn wie das Heer umschloß, wird auch die geistige Verbindung zwischen ihm und der Truppe zerschnitten und damit seine Herrschaft über die Seelen gebrochen. Wohl läuft dann die Maschine nach dem Gesetz der Trägheit noch eine Zeit lang weiter; ebenso verhüllen die äußeren militärischen Formen zunächst noch den wahren inneren Zustand, bis eines Tages die Grenze erreicht ist und die zum Bewußtsein ihrer Macht gelangten Massen ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen. Besonders eindrucksvolle Beispiele hierfür bieten das bulgarische und österreichisch-ungarische Heer am Schlusse des Krieges, als sie beim Beginn der feindlichen Offensiven die Waffen niederlegten und sich auflösten.

Eine derartige seelische Wandlung des Heeres führt aber gerade im Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht zu den schwerwiegendsten Folgen, weil das Heer das Volk in Waffen verkörpert, und das Wollen der Massen innerhalb des Heeres mit dem des Volkes in völlige Übereinstimmung gerät, wenn die Leiden und Lasten des Krieges das Maß des Erträglichen überschritten haben. Dann wird der Volkswille schließlich zum letzten und höchsten Richter in den Lebensfragen der Nation. Da die bewaffneten Massen zum ausschließlichen und bewußten Träger der Gewalt werden, verfügt die Staatsleitung auch über keine Machtmittel mehr, um ihren Willen und ihre Autorität gegenüber dem Massenwillen durchzusetzen. In der Unbedingtheit dieser Verhältnisse liegt die ungeheuere Gefahr der allgemeinen Wehrpflicht für den Staat, der sie schuf. Das innerpolitische Schicksal der Mittelmächte sowie das Rußlands sprechen eine deutliche Sprache. Nun wird es auch klar, aus welchem Grunde der O. H. L. die Überwindung der Krise des Heeres im Jahre 1916 gelang, zwei Jahre später dagegen nicht. Im Jahre 1916 handelte es sich um gewisse Entmutigungserscheinungen und Stimmungsmomente, die nur an der Oberfläche lagen, während der geistige und seelische Inhalt des Heeres noch unberührt geblieben war. Im Jahre 1918 hatte sich dagegen das Heer unter dem Einfluß der geschilderten zahlreichen Zersetzungsursachen, die außerhalb des Zugriffes der O. H. L. lagen und in der Gesamtheit der Kriegsverhältnisse begründet waren, psychologisch völlig gewandelt. Diese Tatsache führte zu dem

inneren Gegensatz der Masse zu dem Willen des Feldherrn und bewirkte, daß dessen Bemühungen um einen erfolgreichen Abschluß des Krieges ergebnislos blieben. Der neuentstandene und wie eine Flamme immer mehr um sich greifende Massenwille des Heeres nahm gleichsam die Form eines Protestes gegen den ungebrochenen Mut, den Kampfwillen und das Siegstreben des Feldherrn an. Daher blieb ihm nichts anderes übrig, als den Krieg zu beenden, um zu verhindern, daß die Massen selbständig den Kampf ebenso schmachvoll beendeten, wie es in der Donaumonarchie und in Bulgarien der Fall gewesen war. Es handelte sich hier also um die zwangsläufige Folge eines massenpsychologischen Gesetzes. Die Person des Feldherrn steht im Mittelpunkt eines tragischen Schicksals, das ihn ohne seine Schuld ebenso bezwingt wie den Helden in der antiken Tragödie.

Nach dieser allgemeinen Klarstellung können wir uns nunmehr der vielfach gehörten Behauptung zuwenden, die O. H. L. hätte in ihrer Kriegführung einen Mangel an psychologischem Verständnis dadurch bewiesen, daß sie bei ihren operativen Plänen zu wenig das seelische Vermögen der Truppe in Rechnung gestellt hätte. Außerdem wäre durch ihren überspannten Siegeswillen die Gefühls- und Vorstellungswelt des Heeres in eine falsche Richtung gelenkt worden. Man hätte bewußt Hoffnungen und Wünsche erweckt, die zu den tatsächlichen Verhältnissen im Widerspruch standen. Ein schwerer Fehler sei das Festhalten an dem Gedanken Sieg oder Untergang gewesen, anstatt die Truppe im Sinne maßvoller Kriegsziele und eines Verständigungsfriedens zu beeinflussen. Dieser Unterlassung messen die Kritiker der O. H. L. die Schuld an dem raschen seelischen Zerfall des Heeres zu, der als Rückschlag auf die unerfüllt gebliebenen, übertriebenen Siegeshoffnungen eingetreten sei.

Die in diesen Vorwürfen enthaltenen Tatsachen sind an sich nicht zu leugnen. Niemand kann bestreiten, daß die kriegerische Aufgabe die Leistungsfähigkeit des Heeres überschritten und der plötzliche Umschlag der Siegeshoffnungen in sein Gegenteil zu dem schnellen Versiegen der moralischen Kraft des Heeres erheblich beigetragen hat. Diese Vorgänge sind bereits in dem zweiten Teil des Buches eingehend dargestellt worden. Die Frage ist jetzt nur, ob der Mangel an psychologischem Verständnis der O. H. L. hieran die Schuld trug, ob sie anders hätte handeln können und müssen.

Zur Beantwortung dieser Frage ist zunächst der Vorwurf zu untersuchen, der der O. H. L. aus dem zu langen Festhalten an ihren Offensivplänen gemacht wird. Die Kritik verlangt, daß sich die deutsche Heeresleitung nach dem Scheitern der Märzoffensive zur Schonung des Heeres auf die Verteidigung hätte umstellen müssen, anstatt die Angriffe ins Uferlose zu wiederholen. Denn, so wird behauptet, es sei klar gewesen, daß der Krieg nach dem Mißglücken des Hauptschlages nicht mehr zu gewinnen gewesen sei. Der Fehler dieser Kritik besteht darin, daß sie von der nachträglichen Kenntnis des Kriegsverlaufes ausgeht und die Maßnahmen des Feldherrn nur nach ihrem Erfolge beurteilt. Wer will den Feldherrn tadeln, daß er bis zuletzt nach dem

Lorbeer des Sieges strebte? War seine Hoffnung unberechtigt? Keineswegs! Man vergegenwärtige sich die Lage, wie sie bis zum Juli 1918 wirklich war. Das Heer hatte eine Reihe glänzender Offensiven hinter sich und dabei eine Schwungkraft gezeigt, die alles, was die Feinde demgegenüber aufzuweisen gehabt hatten, weit in den Schatten stellte. Auf Grund der bisherigen Erfahrungen mußte nach dem Wahrscheinlichkeitsgesetz auch die Juli-Offensive bei Reims gelingen. Sollte der Feldherr nun in letzter Minute den Mut verlieren aus Scheu, dem Heere weiter Höchstleistungen zuzumuten? Hätte er jetzt oder gar schon früher so gehandelt, dann wäre der Fall eingetreten, in dem nach Clausewitz „die Masse den Feldherrn zu sich hinabzog in die Region der tierischen Natur, die vor der Gefahr zurückschreckt und die Schande nicht kennt".

Wie würde die Nachwelt über den deutschen Feldherrn urteilen, der nach so erfolgreichen Offensiven plötzlich an einer glücklichen Beendigung des Krieges verzweifelt und die Regierung zum Abschluß eines Verlustfriedens gedrängt hätte? Für alle Zeiten würde ihm der Makel mangelnder Seelenstärke anhaften.

Die Umstellung auf die Verteidigung, ohne das Letzte versucht zu haben, wäre für die O. H. L. mit Rücksicht auf die Heimat und das Heer unmöglich gewesen. Wenn in der Truppe natürlich auch nicht mehr die Angriffslust vom Frühjahr vorhanden war, so wirkte der Gedanke, dem Gegner mit den Offensiven das Gesetz des Handelns vorzuschreiben, erhebend und belebend. Es war erstaunlich, welchen Auftrieb die Stimmung der Truppe jedesmal erhielt, wenn ein Angriff im Gange war. Gerade durch das Festhalten am Offensivgedanken wurde bewirkt, daß in dem moralischen Abgleiten des Heeres immer wieder Pausen eintraten, die Lebensdauer der Truppe dadurch also verlängert wurde. Jede Offensive gab der Hoffnung auf den Endsieg immer wieder neue Nahrung. Die Handlungsweise der O. H. L. erwies sich damit also als das beste psychologische Mittel, um den Kampfwillen des Heeres zu erhalten. Eine freiwillige Umstellung der Kriegführung auf die Verteidigung wäre gleichbedeutend mit dem Eingeständnis des Verlustes des Krieges gewesen. Denn das rein passive Ausharren kann niemals zum Siege führen, weil es dem dynamischen Gesetz des Krieges zuwiderläuft. Der Sinn des Widerstandes hätte in solchem Falle nur in dem Hinausschieben der Niederlage bestanden. Was wären aber die Folgen für das Heer gewesen? Auch der einfache Soldat hätte wohl gemerkt, daß an einen erfolgreichen Ausgang des Krieges nicht mehr zu denken gewesen wäre. Mit immer stärkerer Gewalt mußte sich ihm dann die Frage aufdrängen: „Warum wird nicht sofort Frieden geschlossen, wenn wir nicht mehr siegen können? Wofür sollen wir uns jetzt noch weiter opfern?" Jeder weitere Tag des Krieges hätte den seelischen Konflikt zwischen dem Wunsch nach der Beendigung des zwecklosen Kampfes und der Pflicht so verstärkt, daß infolge der hieraus entstehenden unerträglichen moralischen Belastung der Zerfall des Heeres voraussichtlich viel früher eingetreten wäre, als erst im

Herbst 1918. Er wäre noch beschleunigt worden durch den wiederauflebenden Schrecken der Abwehrschlachten, an die man immer noch mit Grauen zurückdachte.

Wenden wir uns nun der weiteren Kritik zu, die die O. H. L. mangelnden psychologischen Verständnisses wegen ihres zur Schau getragenen Siegeswillens und der Erfüllung des Heeres mit der Hoffnung auf die Erringung des Sieges bezichtigt. Diese Kritik ist mit kurzen Worten abzutun, denn sie beweist die Unkenntnis der seelischen Faktoren, auf denen der Kampfwille eines Heeres beruht. Der Glaube an den Sieg und der Wille ihn zu erringen sind von jeher und in alle Zukunft die Hauptquellen für den kriegerischen Geist und die Disziplin eines Heeres. Ihn zu erwecken und zu erhalten bleibt aber eine der vornehmsten Aufgaben des Feldherrn.

Ein untrügliches Zeichen für das psychologische Verständnis des Feldherrn bleibt immer die Einstellung der Truppe zu seiner Person, wenn die militärische Lage sich verschlechtert. Der Feldherr hat den höchsten Anforderungen praktischer Psychologie genügt, wenn ihm seine Soldaten innerlich ergeben bleiben. Wir hatten oben dargestellt, daß in der letzten Zeit des Krieges sich in den Reihen der Truppe auch Mißtrauen gegenüber den Maßnahmen der O. H. L. eingeschlichen hatte. Diese Krise erstreckte sich aber nicht auf die Person des Feldherrn selbst. Man war nach wie vor davon überzeugt, daß kein besserer Mann als Hindenburg an der Spitze des Heeres stehen könnte. Die Stimmung der Führung des Heeres gegenüber kennzeichnete sich mehr als das Gefühl der Trauer und Enttäuschung darüber, daß es selbst Männern wie Hindenburg und Ludendorff nicht mehr gelang, die Lage zu meistern. Man erblickte darin nicht das Zeichen ihrer Unzulänglichkeit, sondern erkannte vielmehr, daß Deutschland am Ende seiner Kraft angelangt war. Niemals wäre die überwältigende Leistung des deutschen Heeres im Weltkriege möglich gewesen, wenn es von Männern geführt worden wäre, die gegen die Gesetze der militärischen Massenpsychologie verstoßen hätten. Den besten Beweis für das Gegenteil bildet die Tatsache, daß der Entschluß Hindenburgs, nach der Abdankung des Kaisers den Oberbefehl über das Heer beizubehalten, mit in erster Linie dessen Auflösung verhindert hat. Für die Psychologie des Feldherrn gab es keinen größeren Triumph und keine höhere Genugtuung als diese Tatsache.

C. Die Bedeutung der Soldatenratsfrage für das Heer.

Das revolutionäre Denken und Wollen am Schluß des Weltkrieges fand seinen äußeren formalen Ausdruck in der Einrichtung der Arbeiter- und Soldatenräte, die sich nach russischem Vorbild von selbst bildeten und die tatsächliche Regierungsgewalt ausübten. Ebenso wie im Staatsgetriebe ergriffen sie auch die Kommandogewalt bei den heimatlichen Ersatztruppenteilen ohne Schwierigkeiten. In kurzer Zeit gelang ihnen die Zerstörung der

Autorität und die Untergrabung des militärischen Gefühls, so daß sich alle Bande der militärischen Zucht und Ordnung lockerten.

Wenn das mobile Heer und besonders die Front auch von dem Ausbruch der Revolution überrascht wurde, so war die psychologische Auswirkung der Machtergreifung der Arbeiter- und Soldatenräte im Staate doch so groß, daß es nicht nur in der Etappe, sondern auch an einzelnen Stellen des Feldheeres zur Bildung von Soldatenräten kam. Das war vor allem dort der Fall, wo das Kriegserleben infolge der Entfernung von der Front oder nur geringer Kampftätigkeit auf die Erhaltung des kriegerischen Geistes und des militärischen Gemeinsamkeitsbewußtseins wenig oder gar keinen Einfluß ausgeübt hatte. So war die Soldatenratsbewegung von Antwerpen und Brüssel auf das Marinekorps übergesprungen und hatte dort die Formationen, die überhaupt nicht oder seit langem nicht mehr im Feuer gelegen hatten, ergriffen. Am 4. November entstand auch plötzlich ein Soldatenrat bei dem Oberkommando der 4. Armee. Ebenso trafen aus dem Elsaß Meldungen über die Bildung von Soldatenräten bei der O. H. L. ein. Besonders bedrohlich lauteten die Nachrichten aus dem Osten, wo im Generalgouvernement Warschau die Offiziere abgesetzt und ihrer Dienstgrade für verlustig erklärt worden waren. Das Etappengebiet befand sich nach kurzer Zeit in den Händen der Soldatenräte, die überall den revolutionären Geist verbreiteten. Unter ihrem Einfluß wurden die Kokarden abgelegt und durch rote Bändchen ersetzt. Den Offizieren wurden, wie in der Heimat, auf der Straße die Achselstücke abgerissen und die Waffen weggenommen.

Das Auftreten und die Forderungen der wenigen Soldatenräte innerhalb des Feldheeres hielt sich im Vergleich zur Etappe und Heimat in maßvollen Formen und bescheidenen Grenzen. Man verlangte zunächst nur den Fortfall des allgemeinen Grußzwanges und das Mitbestimmungsrecht bei der Verhängung von Disziplinarstrafen.

Mit den Soldatenräten war in der Geschichte des Heeres etwas ganz Neues, vorher für unmöglich Gehaltenes entstanden. Eine unbekannte und unheimliche Macht hatte ihr Haupt erhoben und schickte sich an, mit fanatischem Haß alles zu vernichten, was Wehrwille, Opferbereitschaft und Staatsgesinnung von Generationen in jahrhundertelanger, mühsamer Arbeit erschaffen hatten. Angesichts dieser Tatsache sah sich die O. H. L. vor Entschlüsse von ungeheurer Tragweite gestellt. Es handelte sich um nichts Geringeres als die Frage, ob überhaupt noch die Möglichkeit bestand, das Heer vor der Auflösung zu bewahren und geordnet in die Heimat zurückzuführen. Zwei Möglichkeiten boten sich an, um die Zügel in der Hand zu behalten. Entweder schlug man die revolutionäre Bewegung überall dort, wo sich ihre Anfänge im Heere zeigten, gewaltsam nieder. Die Voraussetzung hierfür war das Vorhandensein von Truppen, die unter allen Umständen die Befehle der Offiziere — auch gegen die eigenen Kameraden — ausführten. Hiervon konnte aber bei der seelischen Grundstimmung des Heeres kaum noch die Rede

sein. Wir haben den allgemeinen Haß gegen die militärische Disziplin, den Zerfall der Gemeinsamkeitsseele des Heeres, die Friedenssehnsucht und die Vertrauenskrise gegenüber dem Offizierkorps eingehend dargestellt. Bei dieser geistigen Haltung des Heeres und dem Zerfall des alten Staates waren die psychologischen Mittel der Offiziere zur Beherrschung der Massen erschöpft. Es gab keine zündende Parole mehr, die diese auf die Dauer zu einer geistigen Einheitsfront gegen die Kräfte des Umsturzes vereinigt hätte. Im besten Fall wäre es vielleicht gelungen, die Bildung von Soldatenräten während des Rückmarsches bis zum Erreichen der deutschen Landesgrenzen gewaltsam zu verhindern. Nach Erreichen der Heimat mußte aber infolge der Erschöpfung der moralischen Reserven des Heeres auf der einen Seite und der zunehmenden Macht der Ideen des Umsturzes auf der anderen ihre gewaltsame Bekämpfung aussichtslos erscheinen. Der Versuch hierzu hätte zu einer derartigen Erhöhung der inneren Spannung geführt, daß bei der unmittelbaren Berührung des Heeres mit der Revolution voraussichtlich eine explosivartige Entladung eingetreten wäre, die die Offiziere hinweggefegt hätte.

In der richtigen Erkenntnis, daß der gewaltsame Weg nicht zum Ziele führte, wählte die O. H. L. die andere Möglichkeit. Um die Herrschaft über die Umsturzbestrebungen in der Hand zu behalten, suchte man ihnen das Bewußtsein ihrer Ungesetzlichkeit und das Gefühl der Todfeindschaft gegen die bestehenden Autoritätsverhältnisse dadurch zu nehmen, daß ihnen ein Teil der Mitverantwortung an der Aufrechterhaltung der Disziplin zugeschoben wurde. Hierzu war es zunächst notwendig, die Einrichtung der Soldatenräte auf eine gesetzliche Grundlage zu stellen und ihre Rechte und Pflichten durch Befehl zu regeln. Das Ergebnis dieser Grundgedanken war eine Verfügung der O. H. L., nach der nunmehr bei allen Truppenteilen Vertrauensräte zu bilden waren, deren Mitwirkung sich auf die Urlaubs- und Verpflegungsangelegenheiten sowie die Disziplinarbestrafungen zu erstrecken hatte. Dieser Befehl der O. H. L. traf die Masse der Kampftruppen völlig unvorbereitet. Er fand durchaus nicht die Billigung der Kommandeure. Viele von ihnen verstanden sich erst unter erneutem Druck zur Ausführung der Weisungen der O. H. L. bereit. Auch die Truppe selbst stand der neuen Einrichtung zunächst verständnislos gegenüber.

Die O. H. L. hoffte, die von ihr ins Leben gerufene Einrichtung der Soldatenräte später ebenso wieder durch Befehl aufheben zu können, wie sie sie durch Befehl geschaffen hatte. Sie war überzeugt, daß die Soldatenräte sich hinter ihre Offiziere stellen und die Truppe im Sinne der Aufrechterhaltung von Zucht und Ordnung beeinflussen würden. Sie erblickte außerdem in den Vertrauensräten ein günstiges Gegengewicht gegen den Radikalismus der heimischen Soldaten- und Arbeiterräte, der den Bestand des Heeres bedrohte. Wurde deren Ausschaltung erreicht, dann blieb das Heer der Machtfaktor, der weitere Erschütterungen des Staatslebens zu verhindern vermochte.

Alle diese Hoffnungen und Erwartungen der O. H. L. erfüllten sich nicht.

Der ganze Versuch war zu einem Mißerfolg verurteilt, weil er von unrichtigen psychologischen Voraussetzungen ausging. Mochte man die Soldatenräte auch nur als ein vorübergehendes notwendiges Übel ansehen, so wirkte ihre Berufung doch wie eine Bestätigung des allgemeinen Mißtrauens und der von allen Seiten gegen die Offiziere erhobenen Vorwürfe, die zu einem weiteren Autoritätsverlust des Offizierkorps führen mußte. Jede Schwächung der Kommandogewalt hat aber in Krisenzeiten eines Heeres ganz besonders schädliche Folgen. Es war außerdem ein gefährlicher Trugschluß, mit Hilfe der Soldatenräte die Disziplin festigen zu wollen. Niemals kann in einem erschütterten Heere die Wiederherstellung von Zucht und Ordnung durch Übertragung eines Teiles der Machtbefugnisse an Vertreter, die von den Soldaten gewählt werden, erreicht werden, sie vermögen weder das verlorene Vertrauen zu den Vorgesetzten neu zu begründen, noch auf den Kampfwert der Truppe günstig einzuwirken. Erfahrungsmäßig wählen die Massen immer solche Persönlichkeiten zu ihren Führern und Vertretern, in denen sich am stärksten ihre Sehnsüchte verkörpern, und von deren Tätigkeit sie die Erfüllung ihrer Wünsche und wirklichen oder eingebildeten Rechte erhoffen. Gibt man den Soldaten Gelegenheit, sich durch die Wahl von Teilhabern an der Kommandogewalt als willensbetonte und machtbewußte Masse gegenüber den Vorgesetzten zu fühlen, so kann das nur zu einer Erschütterung der Autoritätsbegriffe führen, die um so schwerer ist, je mehr der Geist und die Disziplin gelitten haben.

Die gewählten Soldaten befinden sich immer in einer seelischen Zwangslage, weil sie als einseitige Interessenvertreter es weder den Vorgesetzten und den Untergebenen zum Dank machen können, noch den Ausgleich zwischen den Anforderungen der militärischen Berufspflichten und dem Wunsch der Masse nach Freiheit und Bequemlichkeit herzustellen vermögen. Suchen sie den Standpunkt der Vorgesetzten und der Pflicht zu vertreten, so fühlen sich die Wähler von ihnen verraten und betrogen. Die allgemeine Empörung hierüber verlangt nach Absetzung der bisherigen Vertreter und ihren Ersatz durch radikalere Elemente. Unter dem Einfluß des Massenwillens werden also die Abgeordneten der Soldaten ununterbrochen zu einer Erweiterung ihrer Machtansprüche gedrängt. Am Endpunkt dieser Entwicklung steht der Zusammenbruch des Heeres, der eintritt, sobald an Stelle der rechtmäßigen Kommandogewalt der Offiziere der durch die Soldatenvertreter verkörperte Wille der Massen zum entscheidenden Machtfaktor geworden ist.

Dieser Werdegang läßt sich deutlich an dem deutschen Heere verfolgen. Die Tätigkeit der Soldatenräte spielte zunächst während des Rückmarsches des Heeres innerhalb des besetzten Gebietes keine besondere Rolle. Einmal wurde sie durch die geschilderte Festigung der Disziplin von selbst eingeschränkt, und dann mußten sich die Soldatenräte selbst erst an die ihnen übertragene Stellung gewöhnen. Mit der Zeit wurden sie sich aber ihrer Macht immer mehr bewußt und mischten sich in zunehmendem Maße in die Befehlsverhältnisse. So erfuhr der ursprüngliche Zweck der ganzen Einrichtung eine fortgesetzte

Wandlung. Eine endgültige, grundlegende Verschiebung der Machtverhältnisse trat ein, als das Heer in unmittelbare Berührung mit den revolutionären Strömungen der Heimat kam. Sofort gerieten die Soldatenräte des Heeres in völlige geistige Abhängigkeit von denen der Heimat. Ihnen erlagen auch diejenigen, die an sich den ehrlichen Willen hatten, in gutem Sinne zu wirken. Diese Wandlung wurde noch durch den Soldatenrat gefördert, der sich an der Spitze des Heeres bei der O. H. L. gebildet hatte. Er maßte sich eine Art Führerrolle gegenüber den übrigen Soldatenräten an und hatte das Bestreben, sie in den Rahmen einer festen Organisation einzufügen. Die Dinge entwickelten sich schließlich so weit, daß der Soldatenrat der O. H. L. zu einer selbständigen Macht wurde, mit der die O. H. L. auf der Grundlage der Gleichberechtigung zu verhandeln gezwungen war.

Zu dem raschen und widerstandslosen Zerfall der Kommandogewalt der Offiziere hatten die Weisungen beigetragen, die die O. H. L. für die Behandlung der Soldatenräte herausgegeben hatte. Es wurde bestimmt, daß von der Waffe gegen Angehörige des eigenen Volkes nur in der Notwehr oder bei gemeinen Verbrechen oder zur Verhinderung von Plünderungen Gebrauch gemacht werden dürfte. Das Entscheidende war aber der Befehl, daß die Offiziere verpflichtet waren, mit sich bildenden Soldatenräten auf gütlichem Wege Einvernehmen zu erzielen. Das bedeutete nichts Geringeres als von vornherein die geistige Kapitulation vor den Gewalten des Umsturzes und die Zerstörung des Selbstbehauptungswillens des Offizierkorps. Damit waren die Schranken gefallen, die allein ein Bollwerk gegen die hemmungslose Ausbreitung der Herrschaft des Massenwillens bildeten. Wie weit dieser zu einem selbständigen Machtfaktor geworden war, zeigte sich Ende November, als die radikale Einstellung der heimischen Arbeiter- und Soldatenräte den Sturz der Regierung herbeizuführen und die Einberufung der Nationalversammlung zu verhindern drohte. Um die Regierung zu stützen, veranlaßte die O. H. L. die Truppe zu einer Reihe von Protestkundgebungen gegen das Treiben der Arbeiter- und Soldatenräte sowie von regierungstreuen Erklärungen. Es war das erstemal in der Heeresgeschichte, daß der Wille der Truppe nicht durch den Mund der berufenen Führer verkündet, sondern der Massenwille der Soldaten als selbständige Größe neben der Kommandogewalt der Vorgesetzten anerkannt wurde.

Als letzter großer Fehlschlag in der Behandlung der Soldatenratsfrage erwies sich der Vertretertag der Soldatenräte des Feldheeres, den die O. H. L. am 1. Dezember nach Bad Ems hatte einberufen lassen. Der Zweck dieser Maßnahme sollte die Schaffung eines Gegenpols gegen die Herrschaft des radikalen Vollzugsrates der Arbeiter- und Soldatenräte in Berlin sein. Nun bedeuten aber Versammlungen von Soldaten, die zur Aussprache über dienstliche Verhältnisse stattfinden, stets eine schwere Gefahr für die Mannszucht. Die im Heere vorhandene praktische Psychologie hatte das seit alters her gewußt und derartige unerlaubte Versammlungen im Militärstrafgesetzbuch unter schwere Strafe gestellt. Daß in diesem Fall die Versammlung von den Vor-

gesetzten angeordnet wurde, änderte nichts an den mit den Versammlungen stets verbundenen Gefahren. So kam es denn auch in Ems, wie es kommen mußte. Die vereinigten Soldatenräte wurden sich beim Anblick ihrer Masse erst so recht ihrer Macht bewußt. Diese Stärkung des Machtbewußtseins führte zu dem Verlangen nach Beseitigung der letzten noch vorhandenen schwachen Autorität der Offiziere. Bei der Erregung und Steigerung der Leidenschaften, die in Massenversammlungen stets herrschen, konnte es nicht ausbleiben, daß alle das Heer betreffenden Beratungsgegenstände im schroffsten und radikalsten Sinne erledigt wurden. Die Versammlungsteilnehmer waren fest davon überzeugt, daß alles besser werden würde, wenn sie erst ganz allein die Macht in Händen hätten. Hat aber erst eine bestimmte Idee von der Vorstellungswelt der Massen Besitz ergriffen, so drängt sie mit aller Macht zur Verwirklichung. Dementsprechend war das Ergebnis der Tagung in Ems eine außerordentliche Stärkung des revolutionären Gedankens. Man wünschte den Ausbau und die Festigung des Rätesystems und dachte nicht mehr an eine Bekämpfung des Berliner Vollzugsrates, sondern sorgte für eine Vergrößerung seiner Machtbefugnisse durch Entsendung von fünf Heeresvertretern zu ihm. Jetzt waren die Befehlsbefugnisse der Offiziere praktisch so gut wie ausgeschaltet. Ohne die Einwilligung der Soldatenräte konnte nichts mehr angeordnet werden. Nunmehr begann sich die Mißwirtschaft erst in vollem Umfange auszuwirken. Ungeheure Werte an Heereseigentum wurden gestohlen, verschleudert und dem Verderben preisgegeben, Hunderttausende von Mannschaften willkürlich und widerrechtlich in die Heimat entlassen. Erst das Abebben der Revolution und die gleichzeitige Auflösung des Heeres hob allmählich auch die seelischen Grundlagen für das Bestehen der Soldatenräte auf. Sie führten noch eine Zeitlang ein Scheindasein in den wenigen übrigbleibenden militärischen Formationen, aus denen später das Reichsheer des neuen Deutschlands entstand. Dann starben sie allmählich in demselben Zeitmaß aus, in dem die innere Gesundung der Truppenkörper Fortschritte machte.

Bei dem Mißerfolg der Soldatenratsfrage ist nun noch zu entscheiden, ob die O. H. L. hätte anders handeln können und müssen. Wir hatten gesehen, daß die gewaltsame Niederschlagung der Soldatenräte zu noch größeren Nachteilen geführt hätte. Einen weiteren Weg gab es aber nicht. Das von der O. H. L. gewählte Verfahren hatte wenigstens den Vorteil, daß der revolutionären Bewegung innerhalb des Heeres viel von ihrer Stoßkraft und Heftigkeit genommen wurde, so daß die Offiziere in ihren Stellungen bleiben und wenigstens dem Namen nach ihren Dienst versehen konnten. Das war aber von unschätzbarem Wert, weil mit der Erhaltung dieser Kräfte die Voraussetzungen für den späteren Wiederaufbau des Heeres geschaffen wurden. So haben sich die Maßnahmen der O. H. L. trotz aller psychologischen Schätzungsfehler im einzelnen doch noch im ganzen als die beste Lösung des schwierigen Problems erwiesen, wenn man berücksichtigt, daß das Heer in Anbetracht der Lage, wie sie nun einmal wirklich war, in der alten Form auf keinen Fall mehr zu retten war.

D. Die Psychologie der Disziplin im Kriege.

1. Die erste Entwicklungsphase der Disziplin im Kriege.

Betrachtet man die Disziplin des Heeres im Weltkriege von ihrer vollendeten Höhe im Jahre 1914 bis zu ihrem völligen Verfall in den Stürmen der Revolution, so lassen sich drei Phasen in diesem Entwicklungsvorgang erkennen. Bei diesen Phasen handelt es sich natürlich nicht um selbständige und scharf voneinander abgegrenzte Erscheinungsformen, sondern um eine ganz allmähliche und nur schwer wahrnehmbare Wandlung. Wenden wir uns der ersten Phase zu.

Jeder erfahrene Soldat weiß, daß sich sogar in dem geregelten und strengen Dienstbetrieb des Friedens eine gewisse Lockerung der Disziplin bemerkbar macht, sobald die Truppe ihren Standort verläßt, um auf den Übungsplatz oder in das Manöver zu rücken. Bei Heeren von so hervorragender Disziplin wie dem deutschen handelt es sich hierbei allerdings nur um so geringfügige Erscheinungen, daß sie nur innerhalb der Truppe bei besonderer Beobachtung wahrgenommen werden können. Sie äußern sich in einer größeren Ungezwungenheit der Mannschaften und in einem leichten Nachlassen der Straffheit, in der sich eine gewisse Verminderung des Abstandsgefühls des Untergebenen zum Vorgesetzten ausdrückt. Diese Veränderung ergibt sich aus den anders gearteten Lebensbedingungen. Der Soldat ist herausgerissen aus seinem alltäglichen Dasein, das peinlich genau geregelt ist und ihn zur dauernden Beachtung gegebener Vorschriften zwingt. Die ununterbrochene Ausübung des Gehorsams ist aber ein besonders wirksames Mittel zur Erhaltung der Disziplin. Alle diese Bindungen und Einschränkungen treten außerhalb des Garnisonlebens zurück, so daß als Folge hiervon eine Hebung des Eigenbewußtseins der Persönlichkeit und eine Stärkung des Freiheitsgefühls eintreten.

Bei dem Ausbruch eines Krieges ist das in vermehrtem Umfange der Fall. Es herrscht zunächst eine begeisterte Stimmung und eine große innere Erregung, die wie alle Gemütsbewegungen die Unterschiede zwischen den Menschen verwischt und das Allgemein-Verbindende mehr in den Vordergrund treten läßt. Das Gefühl größerer innerer Freiheit, die gehobene Stimmung, aber auch die Todesnähe lassen viele Formen und Gebräuche, die im Frieden eine große Rolle spielten, auf einmal ganz bedeutungslos erscheinen. Nach den ersten Kämpfen kommen noch weitere, die Disziplin belastende Momente hinzu. Sie haben ihren Ursprung in einer plötzlich eintretenden Steigerung des Selbstgefühls des Mannes. Im Kampfe ist er sich bewußt geworden, daß es auf ihn hauptsächlich ankommt, daß er zum wichtigsten Träger der Handlung wird. Die besten Befehle nutzen nichts, wenn er sie nicht ausführen kann oder will. Natürlich stellt der gute Soldat nicht wirklich derartige Betrachtungen an, sondern empfindet nur die Tatsache als solche im Unter-

bewußtsein. Hinzu kommt, daß sein Autoritätsgefühl überall dort einen Stoß erhalten hat, wo er feststellen mußte, daß die Haltung seiner Führer im Kampf nicht seinen Erwartungen entsprochen hatte. Die gewaltigen Anstrengungen, die untrennbar mit dem Feldleben verbunden sind, die unregelmäßige und unzureichende Verpflegung, die schlechte Unterbringung, die Unbilden der Witterung, alle diese materiellen Daseinsbedingungen nehmen in dem Erleben des Soldaten den ersten Platz ein. Ihre Bedeutung ist wegen ihrer seelischen Folgen außerordentlich groß. Die von ihnen ausgehenden Unlustgefühle sind für die Disziplin besonders schädlich. Es ist daher die Pflicht der Führung, durch unablässige Fürsorge um das Wohl der Truppe diese Unlustgefühle auf einem möglichst niedrigen Stande zu halten. Es ergibt sich also, daß die Eigenart des Kriegslebens stets die Disziplin gefährdet. Deren Einfluß ist so stark, daß sich im Felde auch bei dem besten Heere eine Vernachlässigung der Haltung des einzelnen Soldaten bemerkbar macht und ein Rückgang der allgemeinen äußeren Formen der Mannszucht eintritt.

Das ist auch der Fall, wenn der Geist des Heeres noch so vortrefflich ist und die Truppe sich von der Kriegsbegeisterung und dem Vertrauen der Heimat erhoben und getragen fühlt. Die Verhältnisse bei den deutschen Truppen bestätigten diese Tatsache. Trotz des beispiellosen Angriffsschwunges und der überwältigenden Opferbereitschaft gaben die Truppen außerhalb der eigentlichen Kampftätigkeit zu mancherlei Klagen Anlaß. Die höheren Befehlshaber hatten schon im August 1914 Veranlassung, gegen das Nachlassen der Ehrenbezeugungen einzuschreiten. Die Mannschaften blieben häufig mit den Händen in den Hosentaschen stehen, ohne die Vorgesetzten zu beachten, wenn sie vorbeikamen. Ebenso waren trotz der ausgezeichneten Stimmung der Truppe schwere Verstöße gegen die Marschzucht an der Tagesordnung. Die vielen unvorschriftsmäßigen Fahrzeuge, die bei den Bagagen auftauchten, waren gleichfalls ein Zeichen für die Lockerung der Anschauungen über die Disziplin.

Wie auf die Einzelpersönlichkeit wirkt auch der Krieg auf die Masse immer verwildernd, weil es gerade für den einfachen Mann sehr schwer ist, den Unterschied zwischen den sittlichen Geboten des Krieges und denen des Friedens zu erkennen. Die Umwertung aller Werte im Kriege, die — wenn es der Kriegszweck erfordert — mit dem Recht der Zerstörung des feindlichen Eigentums beginnt und mit der Pflicht der Vernichtung des Menschenlebens endet, trübt häufig den Blick dafür, wo die Kriegsnotwendigkeit aufhört und die Befriedigung persönlicher Begierden anfängt. Die Verwirrung dieser Begriffe führt zu Eigentumsvergehen und Plünderungen auch von solchen Leuten, die in ihrem bürgerlichen Leben nicht im entferntesten an derartige Verbrechen gedacht hätten. Diese schrecklichen Begleiterscheinungen der Kriege werden nicht aufhören, solange sich die Natur der Menschen nicht ändert. Allerdings wird die Zahl derartiger Verbrechen um so geringer sein und ihre Art um so mildere Formen zeigen, je höher der allgemeine Kulturzustand eines Volkes ist, und je fester die Führung die Truppe in der Hand hat.

Es zeigt sich damit, daß die Auflösung der Disziplin nicht in ihrem Kernpunkt, dem Kampfwillen und der Opferbereitschaft, beginnt, sondern in ihren äußeren Regionen. Hervorgerufen wird die erste Lockerung stets durch den Zwiespalt der Ichstrebungen des einzelnen mit den allgemeinen dienstlichen Vorschriften. Sobald die Ichstrebungen hierbei die Oberhand gewinnen, treten die ersten Fälle von Ungehorsam ein, die sich zunächst nur auf Kleinigkeiten erstrecken, sich dann aber bald wie ein fressendes Geschwür ausbreiten. Aus diesem Grunde ist es notwendig, den ersten Anzeichen der Lockerung der Disziplin mit größter Entschlossenheit entgegenzutreten. In dieser ersten Phase der Lockerung der Disziplin macht ihre Wiederherstellung keine besonderen Schwierigkeiten. Bei dem noch vorhandenen vortrefflichen Geist der Leute genügen neben einzelnen Bestrafungen im allgemeinen Ermahnungen, Rügen und eine verschärfte Überwachung der für den Dienstbetrieb und das außerdienstliche Verhalten gegebenen Anordnungen.

2. Die zweite Entwicklungsphase der Disziplin im Kriege.

Mit der zunehmenden Länge eines Krieges entwickelt sich allmählich die zweite Phase der Disziplin, die zu schwerwiegenden Folgen für den Wertgehalt des Heeres führen kann, wenn ihre Überwindung nicht gelingt. Ihre Ursachen liegen vor allem in der übermäßigen Beanspruchung der Nerven, die mit der allzu langen Dauer der kriegerischen Handlung verbunden ist. Auch in glücklichen Kriegen nutzen sich die Heere rasch ab. In diesem Sinne ist Napoleons Ausspruch zu verstehen: „Auf den Schlachtfeldern altert man schnell." Überschreitet die Kriegsdauer ein gewisses Maß, so bäumt sich allmählich der Drang nach persönlicher Freiheit gegen den lastenden Zwang des Soldatentums auf. Ebenso stellt sich ein heftiger Widerwille gegen den Krieg als natürliche Reaktion des Selbsterhaltungstriebes auf die seelische Belastung ein, die sich aus der ständigen Einsatznotwendigkeit des eigenen Lebens ergibt. Die Hemmung des Selbsterhaltungstriebes wird in dem Grade schwieriger, in dem die Kriegsbegeisterung verfliegt und die Hoffnung auf den Endsieg dahinschwindet.

Die zweite Entwicklungsphase der Disziplin kennzeichnet sich als scharfer Rückgang des Willens zum Gehorsam und zum Kampf. Ihre Begleiterscheinungen sind das Umsichgreifen des Drückebergertums, der unerlaubten Entfernung und der Fahnenflucht. Gegen die Träger der Autorität, die sich in den Offizieren und Unteroffizieren verkörpert, greifen Neid- und Haßgefühle Platz, die zu Achtungsverletzungen aller Art führen. Das militärische Gemeinsamkeitsbewußtsein erhält eine Erschütterung durch die Sehnsucht nach Beendigung des Kriegszustandes und dem Verlangen nach der Heimat.

Die Überwindung dieser zweiten Entwicklungsphase im Sinne der Wiederaufrichtung der Mannszucht gelingt nur durch eine verschärfte Handhabung aller vorhandenen Zwangsmittel. Jetzt, wo der gute Wille des Soldaten immer

mehr seine Eigenschaft als Antriebskraft der Pflichterfüllung verliert, muß die Furcht vor Strafe zum beherrschenden Faktor in seinem Seelenleben gemacht werden. Hierbei ist gleichzeitig zu prüfen, ob die gesetzlich vorgesehenen Strafmittel nach Art und Umfang noch den besonderen Verhältnissen des Krieges entsprechen oder zur Erreichung ihrer erzieherischen und abschreckenden Wirkung Änderungen notwendig werden. Neben dem Durchgreifen mit rücksichtsloser Härte muß allerdings auch gleichzeitig den seelischen Ursachen für die Krise der Disziplin nachgegangen werden. Hierbei sind alle auftretenden Übelstände, die zu Mißstimmung und berechtigten Klagen der Truppe Anlaß geben, mit Nachdruck zu beseitigen. Der Soldat muß neben der unerbittlichen Strenge des militärischen Systems zugleich die menschliche Anteilnahme seiner Vorgesetzten wohltuend empfinden. Die französische Armee hat im Jahre 1917 nach ihrer schweren Niederlage im Frühjahr den Beweis dafür erbracht, daß auch die Rettung eines schwer erschütterten Heeres bei richtiger Behandlung möglich ist.

Wird nicht mit Energie und Verständnis seitens der Kommandostellen vorgegangen, so tritt mit großer Beschleunigung ein weiterer Verfall der Mannszucht ein, der schließlich zu dem Ausbruch örtlicher Meutereien oder militärischen Aufruhrs in begrenztem Umfange führt. Der größte Fehler, der trotz aller üblen Erfahrungen in der Heeresgeschichte immer wieder zu beobachten ist, besteht jetzt darin, daß nicht rücksichtslose Gewalt angewendet wird, um die Widersetzlichkeit niederzuschlagen und den Gehorsam zu erzwingen, sondern der Weg der Verhandlung mit den aufrührerischen Elementen beschritten wird. Das eindrucksvollste Beispiel für die verderblichen Folgen einer derartigen Handlungsweise bietet der Beginn der Flottenmeuterei im Jahre 1918. Die eigentümliche Wiederholung im Verhalten der Kommandostellen gegenüber dem Geiste des Aufruhrs erklärt sich aus verschiedenen Gründen. Zunächst hält ein gewisser, unangebrachter Optimismus die Führer von einem scharfen Vorgehen ab. Sie sind sich keiner Schuld bewußt und können nicht begreifen, daß ihre bisher so folgsamen Untergebenen plötzlich von dem Geist des Aufruhrs befallen sein sollen. Man hofft, durch Ruhe und Nachgiebigkeit die Wogen der Erregung zu glätten. Dann kommt hinzu, daß der Gedanke, auf die eigenen Leute schießen lassen zu müssen, für jeden Vorgesetzten besonders furchtbar ist. Erwägungen und Verhandlungen verhindern ein tatkräftiges Einschreiten und führen zu einer Verzögerung in dem Gebrauch der Schußwaffe, bis es zu spät ist. Der Ausbruch von Meutereien hat jedesmal die innere Aushöhlung der Autorität und der Kommandogewalt zur Voraussetzung, so daß ihre Vertreter an der Berechtigung und dem Erfolg durchgreifender Maßnahmen zweifeln. Das Bewußtsein der Erschütterung ihrer tatsächlichen Macht legt sich lähmend auf ihr Denken und Handeln. So kommt es denn, daß immer nur halbe und widerspruchsvolle Maßnahmen und Anordnungen getroffen werden. Auf der einen Seite hält man formal an der Befolgung der Vorschriften und Bestimmungen fest, während man auf der

anderen durch Verhandlungen die Aufrührer indirekt anerkennt. Der Versuch, mit ihrer Unterstützung die Disziplin wiederherzustellen, muß immer scheitern, weil er mit den Grundbedingungen des militärischen Systems im Widerspruch steht. Denn wird die bedingungslose Unterordnung und der Gehorsam nicht mehr anerkannt und gefordert, so hebt sich die Befehlsgewalt selbst auf. An Stelle des Willens der Führer tritt dann der der Massen, der, einmal seiner Hemmungen ledig, alles zu vernichten droht, was sich ihm in den Weg stellt. Damit ist aber die Entwicklung der Disziplin im Kriege bereits in ihre dritte und letzte Phase eingetreten.

3. Die dritte Entwicklungsphase der Disziplin im Kriege.

Die dritte Entwicklungsphase der Disziplin im Kriege beginnt, sobald sich der Wirksamkeitsverlust der die Gemeinsamkeitsseele des Heeres tragenden Gedanken und Gefühle und ihr Ersatz durch neue Ideen und Überzeugungen bemerkbar macht. Wenn das Heer also den psychologischen Charakter der künstlich geschaffenen und in sich geschlossenen militärischen Masse zu verlieren und dafür die Merkmale psychologischer Zufallsmengen anzunehmen beginnt, dann erscheint auch die Disziplin nicht mehr als eine Notwendigkeit oder gar als sittliche Pflicht, sondern nur noch als Willkürakt eines ungerechten und grausamen Systems. Hand in Hand mit der bewußten Ablehnung der Disziplin geht eine rasche Herabminderung des Kampfwillens. Drückebergerei und Fahnenflucht führen zu einer erheblichen Schwächung der Gefechtsstärken der Verbände. Die Haltung der Truppe im Gefecht ist jetzt so unsicher, daß alle Berechnungen und Entschlüsse der Führung über den Haufen geworfen werden. Angesichts dieser Lage ist der Staatsmann gezwungen, den sofortigen Frieden herbeizuführen. Wird das verabsäumt und geht der Krieg weiter, so tritt unweigerlich nach kurzer Zeit ein derartiger Zerfall der Disziplin ein, daß das Heer als solches zu bestehen aufhört. Die Mannschaften legen die Waffen nieder, und die Verbände lösen sich auf. In dem völlig gewandelten Bewußtsein der Massen erscheint die Meuterei als ein gutes Recht der Unterdrückten, um ein Sklavendasein zu beenden, und der Bruch des Fahneneides wird als selbstverständlich angesehen. Wer sich jetzt noch für die Aufrechterhaltung der militärischen Disziplin einsetzt, oder sie gar gewaltsam erzwingen will, läuft Gefahr, von der erbitterten Masse erschlagen zu werden. Ein Beispiel für die Auswirkungen der dritten Entwicklungsphase der Disziplin bildeten die österreichisch-ungarische und die bulgarische Armee vor dem Feinde, die deutsche nach erfolgter Rückkehr in die Heimat.

Das besondere Merkmal dieser Phase ist die Unmöglichkeit, die Disziplin durch besondere Mittel wiederherzustellen. Die seelischen Grundlagen, auf denen das Dasein des Heeres beruht, sind so erschüttert, daß weder mit Güte noch mit Strenge etwas zu erreichen ist. Aufklärung und Belehrung der Truppe prallen infolge ihres haßerfüllten Mißtrauens gegen die Vorgesetzten

wirkungslos ab. Besondere Fürsorgemaßnahmen werden nicht als Wohlwollen und Wohltaten empfunden, sondern als belästigend. Durch sie erhält nur die Begehrlichkeit neue Antriebe. Ebenso verhält es sich mit der Anwendung von Gewalt. Die strengere Handhabung der Disziplinarstrafgewalt oder eine schärfere gerichtliche Ahndung der militärischen Vergehen würde nichts nützen, weil die Furcht vor Strafe ganz verschwunden ist. Bestrafungen erscheinen weder als nachteilig oder gar entehrend. Der Offizier, der jetzt versuchen würde, sich nur mit Gewalt durchzusetzen, würde unschädlich gemacht werden, denn die Masse erklärt sich sofort mit ihrem Kameraden solidarisch. Hierfür ein typisches Beispiel. Im Jahre 1918 hielt ein nach dem Westen fahrender Eisenbahntransport auf einer größeren Station. Die Mannschaften des Transportes hatten sich während der ganzen Reise bereits sehr unruhig und aufsässig gezeigt. Kaum war der Zug zum Stehen gekommen, als sich die Masse der Leute auf einen auf dem Nebengleis haltenden Güterzug stürzte, um ihn auf Schnaps und Lebensmittel zu durchsuchen. Dem Transportführer, einem Hauptmann, begegnete ein Unteroffizier, der sich ein Fäßchen mit Schnaps angeeignet hatte. Den Befehl des Hauptmanns, die gestohlene Ware wieder zurückzubringen, verweigerte der Unteroffizier mit lauter Widerrede. Als der Hauptmann darauf die Pistole zog, suchte der Unteroffizier zu flüchten. Der dem Fliehenden nachgesandte Schuß streckte ihn zu Boden. Der Masse der Soldaten bemächtigte sich darauf eine ungeheuere Erregung. Die Hauptschreier brüllten, das müsse der Transportführer mit dem Leben bezahlen. Plötzlich war die Menge wie rasend. Der Hauptmann hatte das Unheil kommen sehen und war gerade noch rechtzeitig in die Stadt geflüchtet, wo er sich zu seinem Glück verbergen konnte. Den ganzen Tag fahndeten einzelne Trupps nach ihm, um ihn dem Rachegefühl der Masse preiszugeben.

Der Verlauf der letzten Monate des Weltkrieges zeigte, daß diese Tatsachen nicht überall erkannt waren und angesichts der sich überstürzenden Ereignisse auch nicht erkannt werden konnten. So wies eine Verfügung des Kriegsministeriums von Ende Juli 1918 auf die schärfere Anwendung der Zwangsmittel zur Aufrechterhaltung der Mannszucht hin. Es wurde darin befohlen, daß jeder Offizier über das Recht der Anwendung der Waffe gegen seine Leute in Fällen äußerster Not und dringendster Gefahr zu belehren wäre, und daß die Kriegsgerichte vor der Todesstrafe nicht zurückschrecken dürften. Dieser und alle in ähnlichem Sinne gehaltenen anderen Erlasse blieben ohne jeden Eindruck, weil sie von Voraussetzungen ausgingen, die nicht mehr vorhanden waren. Ebenso bezeichnend war es auch, daß sämtliche Verfügungen, die sich mit der Frage der Disziplin beschäftigten, durch Rüge und Androhung von Strafmitteln die äußeren Formen der Disziplin wieder herstellen wollten. Auch das blieb vergeblich, weil seitens der Mannschaften weder der gute Wille zur Betätigung der Disziplin vorhanden war, noch die Möglichkeit, ihn zu erzwingen seitens der Kommandobehörden. In dem Nachlassen des äußeren Bildes der Truppe spiegelte sich nur ihr innerer Auflösungsvorgang wider.

E. Verschiedene für die Disziplin nachteilige Faktoren im Weltkriege.

1. Die Erschwerung der Ausbildung.

Von allen Mitteln, die im Kriege zur Erhaltung der Disziplin dienen, steht an erster Stelle die Ausbildung. Hierbei spielt weniger der taktische und waffentechnische Teil der Ausbildung eine Rolle als die Dienstzweige, bei denen Pünktlichkeit, Genauigkeit und die Gewöhnung an Gehorsam im Vordergrunde stehen. Vorbedingung für eine planmäßige und sachgemäße Ausbildung sind immer genügende Ruhepausen für die Truppe innerhalb des Kampfgeschehens. Nun schuf aber die kriegsgeschichtliche Entwicklung der neueren Zeit immer ungünstigere Bedingungen hierfür.

In den friderizianischen Kriegen wurden die Operationen durch monatelange Pausen unterbrochen, während der sich die Heere in Standlagern oder in Winterquartieren aufhielten. Die Schlachten waren seltene Ereignisse. Diese langen Unterbrechungen leisteten unschätzbare Dienste für die Wiederherstellung der Disziplin. Friedrich der Große sorgte mit Nachdruck dafür, daß sie gründlich zur Ausbildung der Truppe ausgenutzt wurden. Die Infanterie hatte wöchentlich dreimal und die Rekruten täglich zu exerzieren. Die Steigerung der Energie der Kriegführung im 19. Jahrhundert, die zur ununterbrochenen Durchführung der Operationen bis zur Kriegsentscheidung führte, ließ immer weniger Zeit für die Ausbildung. Der Weltkrieg bildete dann, wie bereits in dem Abschnitt über den Stellungskrieg erwähnt, den Scheitelpunkt dieser Entwicklungskurve. In den Stellungen war die Masse der Truppen ständig eingesetzt. Die Notwendigkeit einer regelmäßigen Ablösung machte die Dreiteilung der Regimenter in Stellungs-, Bereitschafts- und Ruhebataillone zur Regel. Eine Ausbildung kam nur bei den Ruhebataillonen in Betracht. Diese mußte aus mancherlei Gründen aber Stückwerk bleiben. Einmal war die Zeit der Ruhe so kurz, daß ein wirklicher Ausbildungsplan nicht durchgeführt werden konnte. Erschwerend kam hinzu, daß die Regimentskommandeure, die für ihre Frontabschnitte verantwortlich waren, den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit auf die Organisation der Verteidigung legten und nur wenig Zeit für die Überwachung der Ausbildung der Ruhebataillone behielten. Die Ausbildung selbst litt darunter, daß sich die Zusammensetzung der Kompanien durch die während des Stellungseinsatzes eingetretenen Verluste und ihre Ergänzung durch frische Ersatzmannschaften aus den Rekrutendepots dauernd änderte. Diese Verhältnisse verschlechterten sich noch ganz erheblich im Jahre 1918, in dem nach Beendigung der Offensiven an eine Ausbildung überhaupt nicht mehr zu denken war. Damit büßte die Führung das wichtigste Mittel zur Erhaltung der Disziplin gerade in dem Augenblick ein, als sie es am dringendsten benötigte.

Nun zur Handhabung der Ausbildung, soweit sie im Kriege möglich war. Der Weltkrieg hat in der Frage des Zusammenhanges von Disziplin und Aus-

bildung erwiesen, daß die Ausbildung ihren Zweck nur erfüllt, wenn sie in sorgsamster Weise auf den seelischen Zustand und die Zusammensetzung des Mannschaftsbestandes abgestimmt wird. Das war an sich nichts Neues. Schon im Frieden behandelte jeder einsichtige Vorgesetzte die länger dienenden Leute anders als die Rekruten. Im Kriege trat aber eine Fülle neuer Tatsachen hinzu, die die Ausbildung erschwerten und verwickelter machten. Von besonderem Nachteil war es, daß sich in den Kampftruppen die verschiedensten Jahrgänge zusammendrängten. In ein und derselben Kompanie befand sich ein buntes Gemisch von Leuten des jüngsten Jahrganges bis zu den alten Angehörigen der Landwehr und des Landsturms, die die Väter der jungen Mannschaften hätten sein können. Ebenso verschieden war der Grad der dienstlichen Vorbildung. Sie wechselte von gediegener Friedensausbildung bis zu der flüchtigen Aneignung der notwendigsten militärischen Kenntnisse während des kurzen Aufenthaltes beim Ersatzbataillon. Zu diesen Schwierigkeiten gesellten sich weitere, die sich aus dem Wandel des Geistes und der Stimmung der Truppe im Verlaufe des Krieges ergaben. Angesichts des Rückganges der Moral, des immer stärker werdenden Reizzustandes und der tiefen körperlichen Erschöpfung wurde die Ausbildung zu einem schwierigen Problem, das feines psychologisches Verständnis erforderte. Nur wenn dessen Lösung gelang, konnte der mit der Ausbildung verfolgte Zweck der Hebung der Disziplin erreicht werden.

Bei der Handhabung der Ausbildung kam es vor allem auf eine viel stärkere Betonung des individuellen Gedankens an als im Frieden. Der Dienst war so zu gestalten, daß jeder Mann das Gefühl des Nutzens von ihm hatte und mit Freude mitmachte. Neben der Erhaltung der guten Laune und des guten Willens des Mannes war auch ein Ausgleich für die geistige Öde des Stellungskrieges durch Vermittlung neuer Eindrücke und Anregungen zu schaffen. Je mehr die Stimmung sank und die Friedenssehnsucht zunahm, um so notwendiger wurde es, den schroffen, kalten Ton, der im Frieden seine Berechtigung hatte, abzuändern und eine wärmere Note in den ganzen Dienstbetrieb hineinzubringen.

Bei der Entwicklung der Befehlsverhältnisse im Weltkriege konnte es nicht ausbleiben, daß die Lösung des Ausbildungsproblems nicht in zufriedenstellender Weise gelang. Für den Dienst verantwortlich waren in erster Linie die Kompanieführer. Infolge der starken Verluste und der Vergrößerung des Heeres waren an Stelle der aktiven und Reserveoffiziere des Friedensstandes fast ausschließlich junge Kriegsoffiziere getreten, die weder selbst eine gründliche Unterweisung in der Erziehung und Ausbildung von Untergebenen erhalten noch Gelegenheit gehabt hatten, praktische Erfahrungen auf diesem Gebiete zu sammeln. Die Folge ihrer mangelhaften Vorbildung führte überwiegend zu einer mechanischen Handhabung des praktischen Dienstes, bei dem rekrutenmäßiges Exerzieren den Vorrang einnahm. Es war psychologisch erklärlich, daß das Exerzieren in der Vorstellung der jungen Kompanieführer eine beson-

dere Rolle einnahm. War es doch der Dienstzweig, der wegen seiner Unbedingtheit und Härte den stärksten Eindruck in ihrem Erinnerungsvermögen von ihrer eigenen Rekrutenzeit her hinterlassen hatte. Nicht wenige gab es auch, die der Ansicht waren, das Wesen des Soldatentums äußere sich in der Hervorkehrung übertrieben strammer militärischer Formen. Diese Auffassung wurde noch unterstützt durch die Art der Besichtigungen seitens der höheren Vorgesetzten, die infolge ihrer friedensmäßigen Vorstellungen vielfach besonderen Wert auf die Vorführung von Exerzierbewegungen legten. So kam es, daß sich allmählich diejenigen Folgen einstellten, die sich immer ergeben müssen, sobald das Exerzieren seinen Sinn als Mittel zum Zweck verliert und durch geistlose Übertreibung Selbstzweck wird. Es wandelt sich aus dem vornehmsten Mittel zur Erhaltung der Disziplin in sein Gegenteil. Diese falsche Art der Handhabung der Ausbildung sammelte in den Mannschaften Widerwillen und Haßgefühle an. Der kurz bemessenen Ruhezeit sah man daher nicht mit Freuden entgegen, weil man sich ausruhen konnte und dienstliche Abwechslung hatte, sondern mit Ingrimm und Ärger wegen des bevorstehenden „verfluchten Schliffes". Die O. H. L., auch auf diesem Gebiete führend und die Notwendigkeiten des Krieges erkennend, hatte sich bereits Ende September 1916 veranlaßt gesehen, in einer Verfügung darauf hinzuweisen, daß für Paradedrill jetzt keine Zeit sei, und die Ausbildung sich auf die Bedürfnisse des Gefechts zu erstrecken habe. Geändert wurde hierdurch an den tatsächlichen Verhältnissen aus den angeführten Gründen allerdings so gut wie nichts.

2. Innerer Dienst.

Die Handhabung des inneren Dienstes war bei der Mannschaftszusammensetzung in den Truppenteilen mit ihren großen Unterschieden des Lebensalters, der Bildung und des früheren bürgerlichen Berufslebens nicht leicht. Sie verlangte eine starke Individualisierung in der Behandlung der Leute und ein Verständnis der Führung für die Wichtigkeit und die Bedeutung der vielen Formen, Vorschriften und Gebräuche, die das Leben des Soldaten regeln und ihm seine besondere Note verleihen. Die Führung muß erkennen, welche althergebrachten und durch die Tradition geheiligt erscheinenden Anordnungen und Vorschriften im Kriege ihre Bedeutung verloren haben und nur als toter Ballast mitgeschleppt werden oder gar disziplinschädigend wirken.

Unter den Einrichtungen, die zur Erregung der Mißstimmung beitrugen, standen die Appells und der Zapfenstreich an erster Stelle. Die jungen Kompanieführer waren größtenteils in den Fragen des inneren Dienstes unerfahren und überließen ihn daher gern ihren Feldwebeln. Die Feldwebel hatten das an sich richtige und lobenswerte Bestreben, den durch das Grabenleben in ihrer Haltung und in ihrem soldatischen Auftreten vernachlässigten Leuten durch besondere Peinlichkeit des inneren Dienstes wieder den alten Friedensschliff beizubringen, und die durch den Kampfeinsatz heruntergekommene Bekleidung und

Ausrüstung in möglichst tadellosen Zustand zu bringen. Bei der Durchführung dieser Absicht ließen sie häufig das Verständnis für das Denken und Fühlen der aus dem Kampf und den schwierigsten Daseinsverhältnissen zurückkommenden Leute vermissen. Übertriebene Kleinlichkeit und die übermäßige Ausdehnung der Appells wurden von der Truppe als ränkevolle Erschwerung ihres an sich schon harten Lebens empfunden. Dieselbe Erbitterung erregte die Innehaltung des Zapfenstreiches. Zur Gewöhnung der Masse an Gehorsam und Pünktlichkeit ist er seit alters her ein besonders wichtiges Erziehungsmittel. Unter den eigentümlichen Verhältnissen des Stellungskrieges büßte er aber diese Eigenschaft immer mehr ein. Er trat praktisch nur in Wirksamkeit, wenn die Truppe in Ruhe zurückgezogen war. In der Verpflichtung zu einer festgesetzten Zeit zu Hause sein zu müssen, erblickten besonders die älteren Leute, die selbst Familienväter waren, eine unnötige Beschränkung ihrer persönlichen Freiheit und einen Mangel an Vertrauen, das ihnen von den Vorgesetzten entgegengebracht wurde. Diese Auffassung war nicht unberechtigt, wenn man den inneren Widerspruch der Einrichtung des Zapfenstreiches mit den sittlichen Anforderungen, die im Kriege an den Soldaten gestellt wurden, vergleicht. Im Schützengraben gab es keinen Zapfenstreich. Dort traute man dem Soldaten zu, daß er nicht nur die dienstlichen Vorschriften und Befehle für das tägliche Leben befolgte, sondern darüber hinaus auch seine Pflicht im Kampfe mit dem Feinde erfüllte. Im Ruhequartier sollte dagegen plötzlich alles anders sein. Dort wurde aus dem selbständigen Kämpfer ein unmündiger Rekrut, dem alles vorgeschrieben werden mußte. Es wäre ohne Zweifel richtiger gewesen, wenn auf dem Gebiete des Zapfenstreiches eine Lockerung eingetreten wäre. Die verschiedensten Möglichkeiten waren denkbar. Der Einwand, daß durch ein solches Verfahren die Disziplin gelitten hätte, ist nicht stichhaltig. Den Beweis hierfür hat das Reichsheer erbracht, in dem nur die jüngeren Mannschaften dem Zapfenstreich voll unterworfen sind. Diese Regelung hat sich durchaus bewährt.

K i r c h g a n g. Unbeliebt war in der Truppe auch der Gottesdienst, weil er psychologisch nicht richtig gehandhabt wurde. Es soll hier nicht von dem Inhalt der Predigten gesprochen werden, die häufig genug das Verständnis für das seelische Verlangen vor dem Feinde stehender Männer vermissen ließen. Nach alter Soldatenregel war der Kirchgang militärischer Dienst, zu dem die Truppe geschlossen antrat. Im Frieden war gegen diese Regelung nichts einzuwenden, weil die Soldaten durchweg aus jungen Menschen bestanden, denen gegenüber der Kirchgang die Rolle eines Erziehungsmittels spielte und wie die meisten Erziehungsmittel der Anwendung eines gewissen Zwanges bedurfte. Im Kriege war es dagegen grundlegend anders. Jetzt, wo nicht nur die verschiedensten Altersklassen und Berufsgruppen zusammenkamen, sondern auch die mannigfachsten religiösen Überzeugungen und Weltanschauungen, war die mechanische Kommandierung zum Kirchgang ein schwerer Fehler. Der Gottesdienst hatte nur Sinn, wenn er zur inneren Erhebung und Läuterung beitrug. Die Kommandierung bildete aber eine fehlerhafte Übertragung der militärischen

Begriffe von Unterordnung und Gehorsam auf das allerpersönlichste Gebiet des Menschen, in dem der Befehl nichts, der Glaube dagegen alles ist.

Aus diesem Grunde ist auch der Einwand unbegründet, daß ohne Anwendung von Zwang die Kirchen leer geblieben wären. Wäre das der Fall gewesen, so hätte es nichts anderes bedeutet, als daß kein inneres Bedürfnis für den Gottesdienst vorhanden gewesen wäre. Denn die Massen strömen immer dorthin, wo ihren Gefühlen und Sehnsüchten in Wort und Gebärde Ausdruck verliehen wird. Der Kirchgang erfüllt nur dann seinen Zweck bei älteren Menschen, wenn er freiwillig aus einem inneren Drang heraus erfolgt, also einem seelischen Bedürfnis entspricht.

Ebenso wie durch den Zwang zum Kirchgang wurde jedesmal dort besondere Mißstimmung erregt, wo mit ihm körperliche Anstrengungen oder dienstliche Unannehmlichkeiten verbunden waren. Das trat stets ein, wenn der Gottesdienst weit entfernt vom Ruhequartier der Truppe abgehalten wurde, so daß erst lange marschiert werden mußte, oder wo die Gelegenheit zum Antreten von den Vorgesetzten gleichzeitig zu einer Besichtigung der Bekleidungsstücke benutzt wurde. Alle diese psychologischen Fehler lösten in den Mannschaften Widerwillen gegen das militärische System und den Krieg aus und schwächten hierdurch den Willen zur Disziplin.

3. Beförderungsgrundsätze.

Zu den Faktoren, die durch Erregung von Lustgefühlen in der Seele der Soldaten von jeher zur Stützung der Mannszucht beitragen, gehören Anerkennung und Belohnung für militärische Leistung und Tapferkeit vor dem Feinde. Der sinnfälligste und wirkungsvollste Ausdruck dieser Belohnung besteht in der Beförderungsmöglichkeit zum Offizier und in dem Empfang von Orden und Ehrenzeichen. Hiermit sind zwei Fragen berührt, die während des Krieges eine ganz besondere Zuspitzung erfahren sollten.

Von großer Wichtigkeit wurde im Weltkriege angesichts der großen Abgänge an Offizieren die Frage des Nachersatzes. Aus den verschiedensten Erwägungen entschloß man sich, an der Forderung einer höheren Schulbildung für die Offiziere festzuhalten. Hierdurch wurde die große Anzahl der bewährten, alten Feldwebel, unter denen sich viele ausgezeichnete Persönlichkeiten von hervorragenden Fachkenntnissen befanden, von der Beförderung ausgeschlossen. Sie konnten es nur bis zum Offizierstellvertreter und nach zwölfjähriger Friedensdienstzeit zum Feldwebelleutnant bringen. Die Stellung des Feldwebelleutnants war außerordentlich unglücklich. Mit ihr waren nicht die Gerechtsame des richtigen Offiziers verbunden. Der Feldwebelleutnant rangierte trotz seines höheren Dienstalters und seiner großen militärischen Erfahrung immer hinter dem jüngsten Leutnant. Auf diese Weise wurde er bei Beförderungen der von ihm ausgebildeten jungen Offizieranwärter dauernd übersprungen.

Diese Regelung ließ das psychologische Empfinden für die Bedürfnisse der

Zeit vermissen. Der Daseinskampf eines Volkes verlangt ganze Entschlüsse. Es kommt darauf an, sämtliche Kräfte zur Bejahung des Kampfwillens zu bringen. Ein wesentliches Mittel hierzu ist aber, die Führerauswahl in einem Volksheere während des Krieges in erster Linie von dem Charakter und der persönlichen Eignung abhängig zu machen, nicht aber von Schulkenntnissen, die im Kampfe nur ein geringes Gewicht haben.

Im deutschen Heere gab es zwar von früher her bereits die Bestimmung, daß Unteroffiziere wegen Tapferkeit vor dem Feinde zum Offizier befördert werden konnten. Im Weltkriege wurde von dieser Bestimmung aber so wenig Gebrauch gemacht, daß sie praktisch ohne Bedeutung blieb. Infolge der Unmöglichkeit, militärisch vorwärtszukommen, trat bei den alten Unteroffizieren zum großen Teil ein starker Stimmungsrückschlag ein. Sie verloren die Lust, ihr Leben aufs Spiel zu setzen und suchten sich auf alle mögliche Weise aus der Front zu den Ersatzbataillonen, in die Etappe oder die Verwaltung zu drücken. Ihre Unzufriedenheit nahm mit den Kriegsjahren immer mehr zu. Es war daher nicht erstaunlich, daß viele von ihnen in der Heimat den revolutionären Ideen ein offenes Ohr liehen, weil sie mit ihrer Hilfe die Verwirklichung ihrer Wünsche und Hoffnungen erwarteten. So kam es zu der bedauerlichen Erscheinung, daß nach Ausbruch der Revolution sich in der Heimat gerade viele alte Unteroffiziere an die Spitze der Soldatenratsbewegung stellten und die Hauptträger des militärischen Umsturzgedankens wurden.

Alles dieses wäre vermieden worden, wenn man die Dienstfreudigkeit und das Streben des ganzen Standes durch die Aussicht auf Beförderung bei menschlicher und dienstlicher Bewährung des einzelnen zu erhalten gewußt hätte. Wie tief viele alte Friedensunteroffiziere durch die psychologisch falsche Behandlung in ihrer Berufsauffassung und ihrem militärischen Denken gelitten hatten, konnte man deutlich an den Persönlichkeiten beobachten, die später in das neugegründete Reichsheer übernommen wurden. Nur wenige stellten sich aus Lust und Liebe in den Dienst der Sache. Den meisten kam es nur darauf an, möglichst wenig Dienst zu tun, Gehalt zu empfangen und sich nach einer geeigneten Zivilstellung umzusehen. Sie bildeten nur Ballast bei dem Wiederaufbau des Heeres, so daß die Kompaniechefs aufatmeten, als sie nach verhältnismäßig kurzer Zeit wegen Erreichung der vorgeschriebenen Dienstzeit aus der Truppe ausschieden. Man war damals vielfach geneigt, aus diesem Versagen verallgemeinernde Schlüsse auf die Minderwertigkeit unseres ganzen militärischen Erziehungssystems zu ziehen. Nichts wäre aber fehlerhafter als das. Es handelte sich nur um eine Reaktionserscheinung auf eine fortgesetzte Mißachtung wichtiger seelischer Grundbedingungen eines Standes im Kriege.

4. Orden und Ehrenzeichen.

Eine noch allgemeinere Bedeutung als die Beförderungsfrage hatte für die Moral des Heeres das Kapitel der Ordensverleihungen, weil es sich nicht auf eine bestimmte Gruppe von Heeresangehörigen beschränkte, sondern deren Ge-

samtheit betraf. Der Sinn von Ordensverleihungen besteht in der Befriedigung des Geltungs- und Anerkennungsbedürfnisses des Menschen für eine vollbrachte Leistung. Die durch die Befriedigung dieser Bedürfnisse in dem Soldaten hervorgerufenen Lustgefühle stärken neben der Selbstachtung sein Pflichtgefühl und den guten Willen zur Überwindung der mit dem Kriege zusammenhängenden Leiden und Opfer. Die psychologische Zweckwirkung der Ordensauszeichnungen ist aber eine doppelte, da sie sich nicht nur auf den Ausgezeichneten selbst, sondern auch auf die übrigen Soldaten erstreckt. Sie sollen den ausgezeichneten Kameraden bewundern und ihm nachzueifern suchen. Somit wird die Hoffnung auf Belohnung ein wesentlicher Anreiz zur Betätigung der Soldatentugenden.

So einfach die Grundsätze des Ordensproblems in der Theorie auch sind, so schwierig ist ihre Umsetzung in die Praxis. Die Voraussetzung für eine völlig richtige Verteilung der Auszeichnungen bilden Menschenkenntnis, Urteilskraft, Selbstlosigkeit und unbestechliche Gerechtigkeit. Bei der Unvollkommenheit der menschlichen Natur werden aber Mißverständnisse, Ungerechtigkeiten und Mißgriffe niemals ausbleiben. Aus diesem Grunde waren in Kriegszeiten von jeher Klagen der Truppe über Ungerechtigkeiten bei der Ordensverteilung an der Tagesordnung. Im Weltkriege wurde die ganze Frage infolge ihrer mangelhaften Lösung zu einer Quelle größter Verbitterung und trug dadurch nicht zur Stärkung der Mannszucht, sondern zu ihrer Verschlechterung bei.

Den Ursprung des Übels bildete die Art der Verteilung des Eisernen Kreuzes. Die in der Stiftungsurkunde niedergelegten Bestimmungen waren außerordentlich dehnbar, weil für seine Verleihung nicht besondere Tapferkeit vor dem Feinde, sondern nur ganz allgemeine Verdienste im Kriege genügten. So kam es, daß sich der Strom der Eisernen Kreuze fast in demselben Verhältnis wie auf die Kampftruppen auch auf die Kolonnen, Verwaltungsbehörden und die Etappe ergoß.

Stand diese Art der Verteilung auch nicht in formalem Widerspruch zu den Buchstaben der Bestimmungen, so verstieß sie um so mehr gegen das lebendige Gefühl der Front. In der Vorstellungswelt der Truppe war das schlichte Kreuz von Eisen, verklärt durch den Schimmer geschichtlicher Tradition, zu Anfang des Krieges etwas Heiliges. Seine Verleihung kam nach allgemeiner Auffassung nur bei hervorragender Leistung im Kampf in Frage. Nun sah der Frontsoldat mit Staunen, daß der Einsatz seines Lebens, seine Tapferkeit vor dem Feinde nicht anders bewertet wurde als irgendeine beliebige Tätigkeit hinter der Front unter angenehmen Lebensverhältnissen. Es war daher natürlich, daß sich die Truppe ungerecht behandelt fühlte und tief gekränkt war. Da eine Änderung in den Grundsätzen der Verleihung nicht erfolgte, sank schließlich das Eiserne Kreuz in seiner Bewertung außerordentlich herab. Ausdrücke wie „Erkennungsmarke“ und „Vereinsabzeichen“, die überall gebräuchlich waren, legten beredtes Zeugnis von der Auffassung der Leute ab.

Das Bedürfnis nach Auszeichnungen ist ein unveränderlicher Bestandteil der militärischen Massenseele im Kriege. Bleibt es völlig unberücksichtigt, so ergeben sich für die Disziplin durch die entstehenden Unlustgefühle dieselben Nachteile wie bei einer fehlerhaften Verteilung der Auszeichnungen. Nachdem das Eiserne Kreuz seine Bedeutung für die Bewährung vor dem Feinde verloren hatte, stellte sich der allgemeine Wunsch nach Einführung einer neuen Auszeichnung ein, die nur für die Frontkämpfer in Frage kam. Dadurch, daß man an maßgebender Stelle diesem berechtigten Massenwunsch nicht Rechnung trug, ließ man sich ein wichtiges Mittel zur Hebung des Kampfwillens entgehen. Was trotz aller vorangegangenen Fehler noch hätte erreicht werden können, konnte man aus der beifälligen Aufnahme des Verwundetenabzeichens entnehmen. Die Vernachlässigung der psychologischen Grundsätze der Ordensverleihungen im Kriege führte schließlich dahin, daß das Ordenswesen im ganzen seinen Sinn und Zweck einbüßte.

Durch die Einrichtung der Ordensverleihungen kann aber auch unmittelbarer seelischer und körperlicher Schaden in der Truppe angerichtet werden, wenn der Entschluß eines höheren Führers nur von dem persönlichen Streben nach einer Ordensauszeichnung, nicht aber von sachlichen Erwägungen bestimmt wird. Im Felde machte sich das mehrfach bemerkbar, als der pour le mérite in größerem Umfange an Divisions- und Regimentskommandeure verliehen wurde. Manch einer konnte der Versuchung nicht widerstehen, für einen Einsatz seiner Truppe immer an der Hauptkampffront zu sorgen, um als Anerkennung für ihre Leistung den pour le mérite zu erhalten. Bei der Truppe, die diese Bestrebungen mit ihrem Blute bezahlen mußte, herrschte darüber besondere Erbitterung. Sobald sie bei ihren höheren Führern derartige Neigungen bemerkte, sprach sie mit grimmigem Humor von deren „Halsschmerzen“, für die sie die Kosten zu tragen hätte.

In dem Tagesbefehl pflegte der ausgezeichnete Kommandeur die Verleihung des Ordens pour le mérite bekanntzugeben mit dem Hinzufügen, daß er in der Verleihung eine Ehrung der Truppe erblickte. Hieran knüpfte er in der Regel einige Worte des Dankes für die hervorragende Haltung seines Verbandes und schloß mit der Versicherung, daß er den Orden zu dessen Ehre trüge. So gutgemeint derartige Befehle waren, so verfehlten sie doch ihre Wirkung, weil sie von psychologischen Voraussetzungen ausgingen, die besonders im Jahre 1918 nicht mehr zutrafen. Das Werterleben der Truppe hatte unter dem Eindruck der furchtbaren Kämpfe und der Zersetzungsbestrebungen eine völlige Wandlung erfahren. Die Anstrengungen und Opfer waren so unerhört, daß der Orden des Kommandeurs ihnen gegenüber als irgendein Ausgleich überhaupt nicht mehr in Betracht kam. Sie nahm auch deswegen keinen inneren Anteil daran, weil sie die Ordensverleihung als eine rein persönliche Angelegenheit des Vorgesetzten empfand. Der Gedanke des Beispiels und der Nacheiferung fielen in diesem Falle ganz fort, weil der Orden pour le mérite nur an Offiziere verliehen wurde. Schließlich erregte es bei dem

gereizten Zustande der Truppe sogar Mißstimmung, daß der Kommandeur weit hinten im sicheren Unterstand einen hohen Orden erhielt, während sie selbst im feindlichen Feuer die größten Leiden erdulden mußte. Tritt eine derartige Verschiedenheit in dem Werterleben und den Daseinsbedingungen zwischen Truppe und höheren Vorgesetzten ein, wie es im Weltkriege der Fall war, so verlangt auch die Behandlung rein persönlicher Angelegenheiten des Führers psychologisches Taktgefühl.

5. Die Entwicklung der Strafrechtspflege im Weltkriege.

Es ist eine allgemein verbreitete Ansicht, daß an den Ursachen, die den Zerfall der Disziplin des Heeres im Weltkriege verschuldet haben, die Milderung des Militärstraf- und des Disziplinarrechts einen besonderen Anteil hatte. Zum Beweise dieser Behauptung verweist man auf die Entente, die es verstanden hätte, durch verschärfte Handhabung der Strafgewalt die Disziplin in ihren Heeren zu erhalten.

Der Vorwurf, daß die mildere Fassung mancher Bestimmungen des Strafgesetzbuches und der Disziplinarstrafordnung eine wichtige Ursache für den späteren Zusammenbruch des Heeres gewesen sei, trifft in dieser Form nicht zu. Bei der Änderung des Militärstrafgesetzbuches handelte es sich nur um solche Strafbestimmungen, die zwar auf die Verhältnisse früherer Kriege mit ihren räumlich und zeitlich eng begrenzten Schlachthandlungen zugeschnitten waren, aber offenbar nicht mehr den eigentümlichen Kampfbedingungen des Weltkrieges gerecht wurden. Die Novelle zum Militärstrafgesetzbuch vom April 1917 führte nicht, wie vielfach irrtümlich angenommen wird, zu einer allgemeinen Milderung der Strafgesetze. Es trat nur eine Herabsetzung der Mindeststrafen ein, während die Höchststrafen unverändert blieben. Inwieweit diese Herabsetzung einem allgemeinen Bedürfnis entsprach, möge folgendes Beispiel erläutern. Für Gehorsamsverweigerungen durch Wort oder Tat vor dem Feinde mußte vorher als Mindestmaß eine Freiheitsstrafe von 10 Jahren verhängt werden. Diese harte Strafe war vollauf gerechtfertigt in Kriegen, in denen das seltene Ereignis einer Schlacht in der Vorstellungswelt des Soldaten als etwas Einmaliges und Ungeheures erschien, das die äußerste Anspannung sämtlicher Kräfte erforderte und zu rücksichtsloser Ausrottung aller Strebungen zwang, die durch Gefährdung der Disziplin den Schlachterfolg beeinträchtigen konnten. Wie grundverschieden waren hiervon aber die Verhältnisse des Weltkrieges, in dem sich die Gegner wochen- und monatelang in den Schützengräben gegenüberlagen, ohne daß besondere Kampfhandlungen stattfanden. Der militärische Dienst beschränkte sich in der Hauptsache auf Postenstehen und Schanzarbeiten. In ruhigen Stellungen erhielt das Grabenleben sogar einen gewissen friedensmäßigen Anstrich. Vor dem Feinde befanden sich außerdem nicht nur die in vorderster Linie eingesetzten Truppen, sondern auch die Bereitschaften und die noch weiter rückwärts liegenden Reserven. Mit diesen Kampfbedingungen mußten sich auch die Grundlagen

des Begriffs „vor dem Feinde“ und damit auch die psychologische Bedeutung der mit diesem Begriffszusammenhang begangenen Straftaten ändern. Der Soldat, der sozusagen dauernd vor dem Feinde steht, empfindet diesen Zustand nicht mehr als einen außergewöhnlichen, sondern als den normalen. Bei dieser Bewußtseinslage wiegt ein Gehorsamsvergehen natürlich auch nicht so schwer wie im Augenblick der höchsten Konzentration aller moralischen Energien, die in früheren Kriegen bei der Berührung mit dem Feinde notwendig wurde. Mit Recht wurde daher die Mindeststrafe von 10 Jahren durch die Novelle zum Militärstrafgesetzbuch auf solche von einem Jahre herabgesetzt.

Die Anpassung der Gesetzgebung an die Eigentümlichkeiten des Stellungskrieges war ein großer Vorteil, weil die Richter ihre Urteile nicht mehr gegen die eigene innere Überzeugung zu fällen brauchten. So trug die Herabsetzung der Mindeststrafen im Militärstrafgesetzbuch nicht nur nicht zum Zerfall der Disziplin bei, sondern zu ihrer Stärkung, weil die Rechtsprechung eine moralische Stützung erhielt.

Ähnlich verhielt es sich mit der Milderung der Vollstreckung des geschärften Arrestes im Disziplinarverfahren. Durch kaiserliche Verordnung war im Jahre 1916 die bis dahin vorgeschriebene Vollstreckung durch Anbinden des Verurteilten an einen Baum verboten worden. Auch diese Anordnung entsprach dem Gefühl der Allgemeinheit. Das Anbinden hatte keinen erzieherischen oder abschreckenden Wert mehr, sondern wurde nur als unwürdig und entehrend empfunden. Einsichtige Kompaniechefs hatten es daher nach Möglichkeit überhaupt nicht angewendet. Seine endgültige Abschaffung hat daher ebensowenig zur Lockerung der Disziplin beigetragen wie die Änderung des Militärstrafgesetzbuches.

Die für die Disziplin im Weltkriege verderblichen Folgen standen in einem anderen Zusammenhang mit der Militärrechtspflege. Sie entsprangen einmal dem Wandel der Rechtsauffassung der mit der Handhabung des Disziplinar- und Strafrechtes betrauten Vorgesetzten und Gerichte sowie dem Umstande, daß Art und Vollzug der vorhandenen Strafen ihren Sinn und Zweck gegenüber der lebendigen Wirklichkeit des Krieges verloren hatten.

In dem Abschnitt über die Psychologie der Disziplin im Kriege war dargestellt worden, daß eine Verschärfung der Zwangsmittel eintreten muß, sobald der Niedergang der Mannszucht bedenklich zu werden beginnt. Diese schärfere Handhabung der Disziplin braucht an sich nicht gleich in einer Änderung der Disziplinarstrafordnung oder des Militärstrafgesetzbuches zu bestehen. Entscheidend ist vielmehr der Geist, von dem die Anwendung der Strafgewalt beherrscht wird. Es kommt darauf an, daß dem beginnenden Zerfall der Disziplin seitens der verantwortlichen Dienststellen mit einer schärferen Beurteilung der Verstöße und Vergehen und einer härteren Bestrafung begegnet wird.

Diese Notwendigkeit ist im Weltkriege aber nicht genügend berücksichtigt worden. In der Entwicklung der Strafrechtspflege zeigte sich ebenso wie bei

den Disziplinarbestrafungen nicht eine strengere, sondern eine ständig milder werdende Grundanschauung. Diese auffallende Tatsache beruhte auf den verschiedensten psychologischen Ursachen.

Die Rechtsprechung ist kein Ding an sich, sondern steht in lebendigem Zusammenhang mit den sittlichen Vorstellungen und Begriffen des jeweiligen Zeitgeistes. In Zeiten hoher Moral ist der Maßstab strenger und das Urteil zielsicherer als in Niedergangszeiten, in denen die Einheitlichkeit des Rechtsbewußtseins erschüttert und die sittlichen Anschauungen schwankend und umstritten sind. Der allgemeine seelische und moralische Rückgang des Heeres führte zu einer derartigen Häufung von militärischen Straftaten, daß ihre vollständige Ahndung praktisch unmöglich wurde. Hinzu kam die abstumpfende Wirkung der sich überall unter den Augen der Vorgesetzten abspielenden Handlungen gegen die militärische Zucht und Ordnung sowie gegen die sonstigen Soldatenpflichten. Bei dieser Lage war es kein Wunder, daß viele Straftaten, die in normalen Zeiten eine schwere Sühne gefunden hätten, angesichts der moralischen Wandlung des Heeres so geringfügig erschienen, daß sie überhaupt nicht weiter verfolgt wurden. Andere wieder wurden aus denselben Gründen mit geringeren Strafen belegt, als sie es ihrer Natur nach verdienten.

Zu einer Milderung in der Beurteilung der Straffälle trug ferner die Tatsache bei, daß infolge der körperlichen und seelischen Überanstrengung des Heeres die Ursachen der militärischen Straftaten häufig nicht böser Wille oder schlechte Gesinnung waren, sondern nervöse Erschöpfung und Überreizung. Hierfür zwei Beispiele, die als typisch bezeichnet werden können. Ein älterer ruhiger Mann, der schon lange Zeit im Felde stand und bisher alles tadellos mitgemacht hatte, zeigte in der letzten Zeit Anzeichen von Niedergeschlagenheit und nervöser Reizbarkeit. Mit der letzten Post erhielt er einen Brief mit schlechten Nachrichten von seiner Familie. In dem gleichen Augenblick kam der Befehl zum Abrücken in die Stellung. Plötzlich packt den Mann wilde Verzweiflung. Er schreit und tobt, das könnte er nicht mehr aushalten und ginge nicht mehr mit in Stellung. Oder ein Vorfall aus dem Großkampf. Unter der zermalmenden Wucht des Trommelfeuers ist die Willenskraft verschiedener Leute so gelähmt, daß sie nicht in der Lage sind, sich auf das Kommando ihres Führers zu erheben und an dem befohlenen Gegenstoß zu beteiligen. Dem Offizier, der sie mit vorgehaltener Pistole zwingen will, antworten sie mit kläglicher Gebärde: „Ach ja, schießen Sie ruhig, Herr Leutnant, dann ist wenigstens alles rasch zu Ende." Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß die Häufung der Straffälle, die einer Nervenüberlastung entsprangen, auf die Rechtsprechung allmählich im Sinne einer Milderung einwirken mußte, weil es sehr schwer war, zu erkennen, wo das Nichtkönnen aufhörte und das Nichtwollen anfing. Man war immer mehr geneigt, die Handlungsweise des Angeklagten aus seiner Seelenstimmung zu verstehen und zu entschuldigen.

So menschlich verständlich und psychologisch gerechtfertigt diese Einstellung im Einzelfalle auch sein mochte, so barg jedes Entgegenkommen und jedes Zu-

geständnis an die demoralisierenden Einflüsse des Krieges eine große Gefahr in sich, weil es als Zeichen von Schwäche erschien und in gleicher Weise zu einer Minderung der Achtung vor Gesetz und Vorgesetzten wie zur Stärkung des Selbsterhaltungstriebes führte. Die notwendige Folge dieser Entwicklung war, daß die Furcht vor Strafe als Mittel zur Aufrechterhaltung der Disziplin immer mehr an Wirksamkeit einbüßte, und daher die Straftaten in schneller Steigerung zunahmen.

Begünstigt wurde die mildere Aburteilung der militärischen Vergehen im Weltkriege noch durch die große Spannung zwischen den Höchst- und Mindeststrafen bei den meisten Paragraphen des Militärstrafgesetzbuches. Sie ließ der persönlichen Auffassung der Richter weiten Spielraum und erleichterte dadurch ihr Abgleiten nach der Seite einer unangebrachten Milde. Um den Einfluß ihrer subjektiven Auffassung auf das Urteil möglichst einzuschränken, wäre eine engere Begrenzung des Strafmaßes bei den verschiedenen Vergehen und Verbrechen zweckmäßig gewesen.

Wie oben bereits erwähnt, bildete die Tatsache, daß Art und Vollzug der vorhandenen Strafen nicht mehr im Einklang zu den Erfordernissen des Krieges standen, die zweite Hauptursache für die Unmöglichkeit, mit Hilfe des Zwanges die Disziplin aufrechtzuerhalten. Der Weltkrieg brachte eine so grundlegende Änderung aller Verhältnisse mit sich, daß die geistigen Voraussetzungen, auf denen die Disziplinarstrafordnung und das Militärstrafgesetzbuch aufgebaut waren, nicht mehr zutrafen. Diese Vorschriften waren zugeschnitten auf die Bedingungen des Krieges 1870/71 und auf ein Heer von tadellosem Geiste und unerschütterter Disziplin. Eine psychologische Entwicklung des Heeres, wie sie im Weltkriege zur Wirklichkeit wurde, hätte man früher für undenkbar gehalten. Infolgedessen war ihre Möglichkeit in der Gesetzgebung auch gar nicht berücksichtigt worden.

Einer jeden Freiheitsstrafe liegt nicht nur der Gedanke der Strafe als entehrendes Moment an sich zugrunde, sondern auch einer Herabminderung des persönlichen Wohlbefindens durch Entziehung der Freiheit und Nichtgewährung aller der Bequemlichkeiten, an die der Mensch sonst gewöhnt ist. So wurde die Wirkung der militärischen Arreststrafen dadurch erhöht, daß die Gefangenen bei mittlerem Arrest eine harte Lagerstätte und als Verpflegung nur Wasser und Brot, mit Ausnahme am vierten und dann an jedem dritten Tage, erhielten. Bei strengem Arrest kam noch die Verdunkelung der Zelle hinzu. Diese für die Friedensverhältnisse rechte harte Strafe verlor aber im Weltkriege ihren Sinn, weil trotz der Freiheitsentziehung und aller Verschärfungsmaßnahmen der Aufenthalt im Arrest nicht nur viel angenehmer, sondern vor allem auch viel sicherer war als das ständig vom Tode bedrohte, mühselige und entbehrungsreiche Leben des unbestraften Frontkämpfers. Man kann sich unschwer die zersetzende Wirkung auf die Truppe vorstellen, wenn ein mit Arrest bestrafter Mann zur Bagage zurückgeführt wurde und sich dort, da die Strafvollstreckung nur behelfsmäßig erfolgen konnte, frei und ohne Lebensgefahr

bewegen durfte, während sie selbst im Kampfe weiter ihr Leben einsetzte. Noch schlimmer war es bei Gefängnisstrafen, deren Vollzug milder war und bei denen das persönliche Gefahrenmoment ganz wegfiel. Besonders unerträglich war es, wenn der gerichtlichen Bestrafung eine längere Untersuchungshaft voranging, während der der Angeklagte im Vergleich zu seinen Kameraden an der Front herrlich und in Freuden lebte.

Bei dieser Verdrehung der Begriffe von Schuld und Sühne konnte es nicht ausbleiben, daß eine Bestrafung das Entehrende verlor und sogar vielen als etwas Erstrebenswertes erschien. Bereits im Oktober 1917 sah sich denn auch das Kriegsministerium veranlaßt, auf den Mißstand hinzuweisen, daß schlechte Elemente es darauf anlegten, in Untersuchungshaft zu kommen. Die Strafvollstreckung wurde im Weltkriege zu einem immer schwierigeren psychologischen Problem. Man erstrebte seine Lösung schließlich durch Einführung besonderer Gefangenenkompanien, die schwierige Arbeiten zu verrichten hatten und auch sonst schärfer behandelt wurden. Auch dieses Mittel erwies sich als unzureichend. Die Unmöglichkeit, eine Regelung des Strafvollzugs zu finden, die dem allgemeinen Bedürfnis entsprochen hätte, hat in hervorragendem Maße zur Erschütterung der Disziplin beigetragen.

Eine Bestrafung im Kriege erfüllt nur dann ihren Zweck, wenn sie ihre abschreckende Wirkung beibehält. Um das zu erreichen, muß ihre Vollziehung für den Bestraften härtere Daseinsbedingungen schaffen als für die Masse der übrigen. Diese Tatsache macht die biegsame Anpassung der Strafen an die jeweiligen Sonderverhältnisse eines Krieges zu einer unabweisbaren Notwendigkeit. Je länger der Krieg dauert und je heftiger seine Erscheinungsform ist, um so drakonischer müssen die Strafen werden, wenn sie ihren Sinn als Mittel zur Aufrechterhaltung der Disziplin behalten sollen.

Ebenso notwendig ist es, den Offizier bei seiner Aufgabe der Aufrechterhaltung der Mannszucht gesetzlich so weitgehend wie möglich zu unterstützen. Auch hier reichten die Bestimmungen des Militärstrafgesetzbuches für die Bedürfnisse des Weltkrieges nicht mehr aus. So forderten sie den Waffengebrauch des Vorgesetzten zur Erzwingung des Gehorsams nicht als selbstverständliche Pflicht, sondern wählten eine negative Form, die besagte, daß der Waffengebrauch des Offiziers zur Erzwingung des Gehorsams in Fällen äußerster Not und dringendster Gefahr nicht als Mißbrauch der Dienstgewalt anzusehen wäre. Diese matte und schwächliche Fassung mit den einschränkenden und wenig klaren Begriffen der äußersten Not und dringendsten Gefahr setzte psychologisch eine hochstehende Truppe voraus, in der praktisch die Anwendung der Waffe zur Erzwingung des Gehorsams nicht vorkam und eher die Notwendigkeit bestand, den vortrefflichen Soldaten vor der Willkür des Vorgesetzten zu schützen. Es war erklärlich, daß bei der seelischen Wandlung des Heeres im Weltkriege auf Grund der bestehenden Vorschriften eine große Unklarheit und Unsicherheit in der Rechtsauffassung dieser ganzen Frage entstand.

Sie wurde noch verstärkt durch die scharfe Einstellung der oberen Dienst-

stellen gegen Soldatenmißhandlungen. Diese führte zu einer sehr engen Auslegung der Begriffe „äußerster Not und dringendster Gefahr“ und bei Konflikten zwischen Vorgesetzten und Untergebenen zu der Neigung, in Zweifelsfällen den Tatbestand der Mißhandlung als gegeben anzusehen. Hierdurch band man auf der einen Seite dem Offizier moralisch die Hände, während man ihn auf der anderen durch scharfe Erlasse für die Aufrechterhaltung der Disziplin verantwortlich machte. Die Folge hiervon war, daß aus Furcht, gegen die Gesetze zu verstoßen und dadurch Ehre und Stellung zu verlieren, so manchesmal der Unbotmäßigkeit gegenüber ein Auge zugedrückt, anstatt mit rücksichtsloser Energie durchgegriffen wurde. Daß hierdurch die Disziplin auf das nachteiligste beeinflußt werden mußte, bedarf keiner weiteren Frage.

F. Der vaterländische Unterricht.

Der sich seit dem Jahre 1916 immer stärker offenbarende Rückgang des Heeres an innerem Wertgehalt und der moralische Niedergang der Heimat hatten die O. H. L. schon frühzeitig veranlaßt, die Reichsregierung auf die Wichtigkeit der psychologischen Seite der Kriegführung hinzuweisen. Mit immer steigendem Nachdruck hatte sie dann positive Maßnahmen zur Erhaltung des Kriegswillens des Volkes gefordert. Da die Regierung nach Auffassung der O. H. L. sich der Lösung dieser Aufgabe nicht gewachsen zeigte, und es mit der inneren Widerstandskraft rasch bergab ging, entschloß sich die O. H. L. selbst zum Kampfe, um die Seele des Heeres vor den Zersetzungseinflüssen des Krieges, der Heimat und der feindlichen Propaganda zu retten. Mit dieser Absicht war ein Weg beschritten, der bisher einzig dastand in der deutschen Heeresgeschichte. Die Notwendigkeit des Ringens um die Seele des Heeres erkannt zu haben, war ein Beweis für das tiefe psychologische Verständnis der O. H. L. und bleibt ihr geschichtliches Verdienst.

Die praktische Auswirkung fand der Plan der O. H. L. in der Einführung des sogenannten vaterländischen Unterrichts in der Truppe. Es ist bekannt, daß dem genialen Grundgedanken der Erfolg versagt geblieben ist. Der vaterländische Unterricht hat den inneren Zerfall des Heeres nicht verhindert. Angesichts dieses Mißerfolges drängt sich die Frage nach den Ursachen hierfür auf. Sie lagen zweifellos nicht in den geistigen Richtlinien, nach denen die Aufklärungsarbeit bei der Truppe zu erfolgen hatte. In dem Soldaten sollte das Überlegenheitsgefühl über die Gegner durch das Bewußtsein der eigenen Leistung neu erweckt werden. Die abträgliche Wirkung des langen Krieges auf den Kampfgeist suchte man durch Erziehung zu rücksichtsloser Entschlossenheit und zum Pflichtgefühl zu überwinden. Die Folgen eines verlorenen Krieges, besonders für den Arbeiter, waren dem Manne vor Augen zu führen, so daß er von der Notwendigkeit der Fortsetzung des Kampfes überzeugt wurde, so lange, bis der Vernichtungswille des Feindes gebrochen und die Sicherheit für die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands geschaffen wäre.

Wichtige Antriebsmittel zum Kämpfen bildeten im Unterricht die Betonung der berechtigten Hoffnung auf den Sieg und die Wacherhaltung des Glaubens an die Gerechtigkeit der deutschen Sache durch Darstellung der Ursachen des Krieges. Als Kriegsziel wurde die Sicherstellung unserer Zukunft hingestellt.

Diese Richtlinien, deren zwingende Logik unbestreitbar war, wandten sich in gleicher Weise an das Gefühlsleben und die Einsicht des Soldaten. Sie waren also auf richtiger psychologischer Grundlage aufgebaut und hatten keine Schuld an dem Scheitern des ganzen Versuches. Hieran waren andere Ursachen maßgebend beteiligt. Sie lagen teils an der Organisation des vaterländischen Unterrichts, teils an der Unmöglichkeit, die durch ihn vermittelten Gedanken und Gefühle zu einer beherrschenden Macht in dem Seelenleben der Truppe zu machen.

Bezüglich der Organisation war schon der Name „Vaterländischer Unterricht“ nicht glücklich gewählt. Abgesehen davon, daß sich die mit diesem Wort verbundenen Begriffe gar nicht mit dem Zweck der ganzen Einrichtung deckten, hatte der Name den für erwachsene Menschen fatalen Beigeschmack trockener schulmeisterlicher Belehrung. Alles andere als das konnte aber der vaterländische Unterricht vertragen. Denn auf Erfolg war nur zu rechnen, wenn bei seiner Handhabung die Gesetze der Massenpsychologie berücksichtigt wurden. Die Massen werden aber nicht durch Unterweisung und sachliche Aufklärung beherrscht, sondern durch die Erregung ihrer Gefühle und Leidenschaften. Damit gewann die praktische Durchführung des Unterrichts eine entscheidende Bedeutung. Diese Notwendigkeit wurde nicht genügend erkannt. Man machte den Fehler, daß man den Unterricht den Offizieren übertrug und ihn damit auf der Grundlage der Autorität und des militärischen Zwanges aufbaute. Das war aus mehreren Gründen unzweckmäßig. Die Massen glauben und vertrauen am meisten den Führern, in denen sich das von ihnen vertretene geistige Prinzip am reinsten und stärksten offenbart. Bei der damaligen geistigen Einstellung der Truppe gegenüber den Offizieren ergab sich somit die Notwendigkeit, neben den Trägern der Kommandogewalt noch andere Persönlichkeiten mit der seelischen Beeinflussung der Soldaten zu betrauen. Gewiß konnten dadurch Schwierigkeiten aller Art entstehen. Diese waren aber überwindbar, wenn die betreffenden Persönlichkeiten ganz im Sinne der Kommandogewalt arbeiteten und ihre Tätigkeit sich nicht auf den militärischen Dienst erstreckte, sondern auf das Gebiet des Seelischen beschränkt blieb. Mit einer derartigen Regelung hätte die Kommandogewalt allerdings ihren Verlust an geistiger Macht über die Truppe indirekt eingestanden. Hierzu gehörte sicher eine große Selbstüberwindung, die aber im Interesse der Sache notwendig war. Nichts wäre schlimmer gewesen als eine Selbsttäuschung über die tatsächlichen Verhältnisse im Heere. Wenn überhaupt, so war nur mit Hilfe außerhalb der Kommandogewalt stehender Persönlichkeiten der Zweck des vaterländischen Unterrichtes zu erreichen. Den Offizier zu seinem Träger zu machen war nicht nur an sich, sondern auch mit Rücksicht auf die immer größere Ent-

fremdung zwischen Offizier und Truppe psychologisch unzweckmäßig. Bei dem zunehmenden Widerwillen gegen das militärische System und dem Mißtrauen gegen die Vorgesetzten geriet der Unterrichtsoffizier von vornherein in die größten Schwierigkeiten, wenn er für dieses System, dessen alleiniger Nutznießer er in den Augen der Truppe war, moralische Eroberungen machen sollte. Trotz besten Willens mußten seine Worte an der seelischen Widerstandsfront der Masse wirkungslos abprallen.

Die Mängel der Organisation bildeten aber nicht die Hauptursache für den Mißerfolg des vaterländischen Unterrichts. Das Ringen um die Seele des Heeres mußte in jedem Falle zuungunsten der O. H. L. auslaufen, weil die Grundideen des vaterländischen Unterrichts letzten Endes in der Forderung nach Opferbereitschaft, Pflichterfüllung, Gemeinschaftsgefühl und Selbstzucht gipfelten, während die auf die Zerstörung des Heeres gerichteten Bestrebungen mit ihrer Friedenspropaganda und der Betonung des Glückes und der Wohlfahrt des einzelnen besser den Sehnsüchten der Masse entgegenkamen. Während der vaterländische Unterricht weder lustbetonte Vorstellungen noch einen gemeinsamen Glauben zu erwecken vermochte, hatten die Gegenkräfte alle psychologischen Vorteile für sich.

Das Mißtrauen gegen den vaterländischen Unterricht erhielt noch eine weitere Nahrung durch die Angriffe, die gegen ihn im Oktober 1917 im Reichstage erhoben wurden. Die Anhänger der Verständigungspolitik erblickten in den Auswirkungen des Unterrichts eine Erschwerung in der Herbeiführung des von ihnen erträumten Friedens. Der Soldat an der Front erfuhr von diesen Angriffen aus seiner Heimatzeit ng. Da unzählige Menschen ihr Urteil und ihre Überzeugung nur aus ihrer Zeitung schöpfen, konnte es nicht ausbleiben, daß von vielen Soldaten die ganze Einrichtung des vaterländischen Unterrichts abgelehnt wurde. Das trug natürlich ebenfalls zur Abschwächung seiner Wirkung wesentlich bei.

G. Die Psychologie des Befehls.

Jeder militärische Befehl ist eine psychologische Handlung, mit deren Hilfe der Vorgesetzte seinen Willen dem Untergebenen gegenüber zum Ausdruck bringt. Form und Art der Befehlsgebung richten sich nach der Charakterbeschaffenheit des Volkes, dem das Heer jeweils angehört. Je stärker das Autoritätsgefühl der Bevölkerung ausgeprägt ist, um so absoluter und unbedingter wird sich die Befehlsform entwickeln.

Der Befehl hat nur praktischen Wert, wenn der Untergebene in jedem Fall, also mit oder ohne sein inneres Einverständnis, zu seiner Ausführung bereit ist. Die Wirkung des Befehls muß in seiner Seele stets so groß sein, daß alle dem Willen zur Ausführung entgegenstehenden Hemmungen unterdrückt werden. Die Erreichung dieses Zweckes ist von bestimmten psychologischen Bedingungen abhängig.

Zu ihnen gehört zunächst die Abstimmung des Befehls nach Ton und Form auf den Grundcharakter und den jeweiligen Gemütszustand der Menschen, an die er sich richtet. In dem Ton des Befehls ist ein großer Teil der Suggestivität des Vorgesetzten enthalten. Vergreift er sich darin, so kann großer Schaden angerichtet werden. So wirkt unnötige Schroffheit verbitternd und lähmt die Freude an der Ausführung des Befehls; schwierige Naturen werden zu Ungehorsam und zur Widersetzlichkeit gereizt. Dasselbe ist der Fall, wenn in dem Befehl Überheblichkeit oder gar nur die Lust am Kommandieren, lediglich, um dem Untergebenen seine Abhängigkeit fühlen zu lassen, zum Ausdruck kommt. Der Vorgesetzte wird mit seinen Befehlen um so größeren Erfolg haben, wenn er sich nur von sachlichen Gesichtspunkten leiten läßt und stets nur als ausführendes Organ eines höheren geistigen Prinzips, dem alle gemeinsam dienen, erscheint. Je mehr er den Befehlen den Charakter einer persönlichen Willenshandlung gibt, um so weniger überzeugend wirken sie, und um so stärker wird Mißstimmung und Mißtrauen gegen seine Person Platz greifen. Ganz abwegig ist es, unangenehme Befehle zur Unterstützung ihrer Wirkung von vornherein mit einer Drohung zu verbinden. Hierin äußert sich nichts anderes als eine innere Schwäche des Vorgesetzten, nämlich die Furcht vor einer möglichen Widerrede des Untergebenen. Ebenso darf der Befehl niemals als die Befriedigung des Vergeltungsbedürfnisses des Vorgesetzten an einem Mann erscheinen, der dessen Unwillen aus irgendeinem Grunde erregt hat. Ein Vorgesetzter, der seine dienstliche Macht derartig mißbraucht, kann gewiß sein, daß seine Befehle nur so lange ausgeführt werden, wie es äußerlich erzwungen werden kann.

Im deutschen Heere war die Kunst des Befehlens seit alters her zum Gegenstand des Studiums und der Unterweisung gemacht worden. Sowohl in mündlichen wie schriftlichen Befehlen wurden Kürze, Klarheit, Bestimmtheit und Vollständigkeit verlangt. Dies geschah mit vollem Recht, weil nach solchen Grundsätzen abgefaßte Befehle den Willen zum Gehorsam stärken. Je kürzer und klarer ein Befehl ist, um so schneller und richtiger wird er von dem Empfänger geistig erfaßt. Die Bestimmtheit übt einen geradezu wohltuenden Einfluß auf den Untergebenen aus, weil sie das Tragen der Verantwortung für die Ausführung des Befehls erleichtert und auch vorhandene Neigung zum Widerspruch herabmindert. Je entschlossener ein Befehl gegeben wird, um so mehr ist der Untergebene von seiner Richtigkeit überzeugt und zu seiner sofortigen Befolgung bereit. Ein zaghaft und unsicher gegebener Befehl erweckt von vornherein Mißtrauen und lähmt die Energie seiner Ausführung. Durch die Vollständigkeit eines Befehls werden dem Ausführenden die aus dem Gefühl des Zweifels entstehenden Anwandlungen von Schwäche zu einem großen Teil abgenommen. Es ergibt sich also, daß die oben angeführten Grundforderungen, die die deutschen Dienstvorschriften an einen Befehl stellten, nicht einem willkürlichen Verlangen entsprachen, sondern auf der Kenntnis der menschlichen Seele beruhten.

Auch die Notwendigkeit, bei der Befehlsgebung der Eigenart des Befehlsempfängers Rechnung zu tragen, war im deutschen Heere wohlbekannt. Die Vorschriften wiesen darauf hin, daß es nicht allein auf die Richtigkeit eines Befehls ankam, sondern hoben auch die Bedeutung des „Wie" besonders hervor. Das geschah in doppelter Weise. Einmal sollte der Befehl dem geistigen Verständnis der Untergebenen angepaßt sein und dann auf die Beschaffenheit seines Charakters Rücksicht nehmen. Man kann behaupten, daß die Erkenntnis dieser Notwendigkeit Allgemeingut aller Vorgesetzten war. Jeder wußte, daß der Draufgänger gezügelt und der Zögerer angetrieben werden mußte, daß auf diesen mehr Lob, auf jenen mehr Tadel Eindruck machte. Allerdings kamen diese Unterschiede im Frieden bei dem reibungslos arbeitenden Getriebe des Heeres für die Führung weniger zum Ausdruck. Dafür hatte sich durch die Gleichförmigkeit der Dienstverhältnisse vor dem Kriege ein gewisser Schematismus in der Befehlsgebung entwickelt und das übermäßige Streben nach Kürze häufig zu einer trockenen Schwunglosigkeit geführt.

Aber trotzdem gaben die in dem deutschen Befehlssystem enthaltenen Grundsätze ihm die nötige Biegsamkeit, um seine Anpassung an die seelische Veränderung des Soldaten in langen und schweren Kriegen zu ermöglichen. Wie das im einzelnen zu erfolgen hatte, darüber enthielten die Vorschriften natürlich nichts, weil es unmöglich war, die psychologische Wandlung eines Heeres im Kriege auch nur annähernd vorauszubestimmen. Die Vorschriften können sich daher nur auf die Angabe der psychologischen Grundbedingungen für die Befehlsgebung beschränken. Ihre Übertragung in die lebendige Wirklichkeit ist stets die Aufgabe der Truppenführer.

Die Lösung dieser Aufgabe wird in langen und opferreichen Kriegen um so schwieriger, je weiter der seelische Niedergang des Heeres und der Zerfall der Disziplin fortschreiten. Besonders kritisch wird es, wenn die innere Auflösung des Heeres so weit um sich gegriffen hat, daß der Wille zum Gehorsam durch Gewaltmittel nicht mehr erzwungen werden kann. Angesichts einer so tiefgreifenden Wandlung der Soldaten ist es mit dem einfachen Befehlen nicht mehr getan. Das Eigentümliche an der seelischen Verfassung der Leute ist, daß sie nur noch freiwillig gehorchen, wenn sie von der Notwendigkeit des Befehls überzeugt sind. Das zwingt zu einer Fassung der Befehle, die im Widerspruch zu der deutschen Auffassung steht, daß Begründungen niemals in einen Befehl gehören. Dieses Verlangen setzt eine Truppe voraus, die bestrebt ist, nach besten Kräften ihre Pflicht zu tun, bei der also der Wille zur Ausführung des Befehls von vornherein als feststehend angenommen wird. Aber selbst dann können sich Begründungen und Erläuterungen der Befehle empfehlen, um eine Leistungssteigerung zu erzielen. Denn die Bereitschaft des Soldaten zur Ertragung größter Anstrengungen und Opfer erhöht sich, wenn er weiß, zu welchem Zweck er sie bringen soll. Die Begründung des Befehls wird aber zu einer psychologischen Notwendigkeit, wenn die Truppe nicht mehr guten Willens ist. Hierfür bietet der Schlußakt des Weltkrieges und der Rückmarsch

der Truppen in die Heimat zahlreiche Beispiele. Von ihnen möge eins angeführt werden.

Der ehemalige Generalstabsoffizier[1]) der 85. Landwehrdivision schreibt: „Am 21. November 1918 stand die Division in Gegend Globokoje (etwa 200 km ostwärts Wilna). Ihre Aufgabe war es, Wilna für die aus der Ukraine nördlich um Polen herum in die Heimat zurückrollenden deutschen Truppen offen zu halten. Erst wenn unser letzter Soldat diesen wichtigen Eisenbahnknotenpunkt passiert hatte, kam für die 85. Landwehrdivision der ersehnte Rücktransport und die Auflösung in Frage. Der weitere Rückmarsch in Richtung Wilna wurde erst wieder für die Zeit vom 2. bis 15. Dezember vorgesehen. Die Gründe für das wiederholte Halten ostwärts Wilna waren den Truppenkommandeuren mehrfach bekanntgegeben worden.

Am 28. vormittags meldete ein Kommandeur, daß seine Mannschaften nicht mehr zu halten wären und besonders ein Bataillon sich entschlossen hätte, am nächsten Morgen auf eigene Faust in die Heimat zu marschieren. Noch an demselben Tage fuhr daraufhin der Divisionskommandeur mit seinem Generalstabsoffizier zu diesem Bataillon. Bei ihrem Eintreffen machte die Truppe den Eindruck, als wenn schon seit geraumer Zeit kein Vorgesetzter es mehr gewagt hätte, ihr einen Befehl zuzumuten und Gehorsam zu verlangen. Wenn sie jetzt langsam anfing, sich leidlich militärisch zu ordnen, so war das fraglos dem Erscheinen des Divisionskommandeurs zu danken, dessen persönliche Anwesenheit Respekt einflößte und den meuternden Soldaten ihre letzthin gezeigte unbotmäßige Sicherheit wieder nahm. Auch fragten sich die Leute vielleicht unbewußt: ‚Wir wollen doch mal hören, ob uns der Divisionskommandeur das Vertrauen zu unseren unfähigen und ängstlichen Vorgesetzten zurückgeben kann.‘ Ungehorsam und passiver Widerstand standen deutlich auf den unzufriedenen und mürrischen Gesichtern der Leute ausgeprägt.

Der Divisionskommandeur begründete dann mit seinem Generalstabsoffizier vor der Mannschaft in eingehender Weise an Hand von Karten die zwingende Notwendigkeit, die Befehle der Division auszuführen und insbesondere ostwärts Wilna stehenzubleiben. Es wurde hierbei festgestellt, daß die Truppenkommandeure ein Eingehen auf die Lage ihrer Mannschaft gegenüber versäumt hatten.

Im Laufe dieser Erläuterungen der gegebenen Befehle erhielt die Truppe zusehends ein anderes Aussehen. Die Gesichter der Leute nahmen wieder den bei Untergebenen gewohnten vertrauenden Ausdruck an. Ihnen war offenbar eine Zentnerlast vom Herzen genommen und sie schienen glücklich zu sein, weiter gehorchen zu können und das Gefühl des Geführtwerdens zu haben. ‚Ja, wenn uns doch einer mal so aufgeklärt und so mit uns gesprochen hätte‘, waren Äußerungen, die wiederholt fielen.

Nach diesem Eingreifen des Divisionskommandeurs war das fragliche Bataillon bis zu seiner Auflösung willig und gehorsam.“

[1]) Major, später General Schüßler.

Das richtige Befehlen wird zur Kunst, wenn der Geist der Unbotmäßigkeit im Heere so um sich gegriffen hat, daß die Kommandogewalt nur noch dem Schein nach besteht. Trotzdem sich der Offizier den aufsässigen Soldaten gegenüber in der geistigen Defensive befindet, muß er es verstehen, sie zur Ausführung der gegebenen Befehle zu bringen. Das kann nur gelingen, wenn er die Gabe hat, seine Befehle psychologisch so abzustimmen, daß der gute Wille des Soldaten trotz noch so großer innerer Hemmungen immer wieder angeregt wird. Da die Angst vor den Vorgesetzten und vor der Strafe verschwunden ist, wird mit leeren Drohungen und Schimpfen ebensowenig erreicht wie mit Weichheit und Ängstlichkeit. Dagegen besinnt sich der Soldat auf sein besseres Ich, wenn der Befehl so gehalten ist, daß die in jedem Menschen schlummernden Gefühle der Anständigkeit, der Ehre und Pflicht erweckt werden. Auch hierin zeigte sich Hindenburg als Meister, als er am 13. Oktober 1918 jenen denkwürdigen Befehl an das Heer erließ, in dem er die Erwartung aussprach, daß sich das Vertrauen, das ihm in guten Tagen entgegengebracht worden sei, auch jetzt betätige. Der ehrwürdige Feldherr wandte sich also unmittelbar an das Herz des Soldaten und erreichte damit eine außerordentliche Wirkung. Niemals hat die Anhänglichkeit der Truppe an seine Person auch nur einen Augenblick gewankt, trotz des Verlustes des Krieges und des deutschen Zusammenbruchs.

H. Die Psychologie des Offizierkorps im Weltkriege.

1. Innere Beschaffenheit und Leistung.

Die Überführung des deutschen Heeres auf Kriegsfuß zu Beginn der Mobilmachung und seine ständige Vergrößerung während des fünfjährigen Ringens brachten auch eine grundlegende Veränderung in der Zusammensetzung des Offizierkorps mit sich. Die erste große Wandlung trat mit der Einberufung des Reserve- und Landwehroffizierkorps zu den Waffen ein. Der Unterschied gegenüber den Friedensverhältnissen bestand in der Bedeutung, die damit der Offizier des Beurlaubtenstandes als Führer, Erzieher und Ausbildner der Truppe erhielt. Während seiner Friedensübungen war er von diesen Aufgaben im wesentlichen ausgeschlossen geblieben. Er fühlte sich selbst immer mehr als Lernender und als Gast. Mit Ausbruch des Krieges trat hierin ein grundlegender Wechsel ein. Jetzt hatte er das gleiche Maß an Verantwortung für seine Untergebenen wie sein aktiver Kamerad und dieselben Aufgaben und Pflichten auf sämtlichen anderen Gebieten. An sich war die Auflockerung des aktiven Offizierkorps, die durch das massenhafte Einströmen von Männern, die aus den verschiedensten Berufen und sozialen Schichten stammten, und deren Bildungsgrad und Lebensanschauung die größten Unterschiede aufwiesen, nicht unbedenklich, weil dadurch die Gefährdung der seelischen Einheit des ganzen Standes nicht ausgeschlossen war. Der Krieg bewies jedoch, daß alle derartigen Befürchtungen grundlos waren. Die Denkweise des Offiziers des

Beurlaubtenstandes hatte sich in allen wichtigen Fragen in hohem Maße an der Anschauungswelt des aktiven Offizierkorps orientiert, und die gewaltige formende geistige Kraft, die von diesem ausging, brachte es ohne Schwierigkeiten fertig, die Massen der nicht aktiven Offiziere in seine seelische Front einzugliedern. Sobald der Reserveoffizier von den Bindungen seines Berufes losgelöst war, fühlte er sich nur noch als Soldat. Die Einreihung der Offiziere des Beurlaubtenstandes führte also nicht zu einer Abschwächung des Gemeinschaftsbewußtseins des Offizierkorps, sondern eher zu einer Summierung der dieses Bewußtsein tragenden seelischen Kräfte.

Neben den Offizieren des Beurlaubtenstandes wurden auch in großem Umfange die inaktiven Offiziere wieder in das Heer eingestellt. Da ihre Masse mehr oder weniger in der Anschauungswelt ihres ehemaligen Berufes weitergelebt hatte, so machte die seelische Einordnung dieser Gruppe in das Ganze erst recht keine Schwierigkeiten. Allerdings befand sich unter dieser Zahl manche Persönlichkeit, die wegen dienstlicher oder menschlicher Mängel vorzeitig aus dem Heere hatte ausscheiden müssen, und deren Wiederverwendung besser unterblieben wäre.

Die größte Veränderung erfuhr das Bild des Offizierkorps aber durch die Menge der im Kriege neubeförderten Leutnante des aktiven und des Beurlaubtenstandes. Besonders die Zahl der letzteren erfuhr eine gewaltige Steigerung. 50 960 aktiven Offizieren und Fähnrichen, die am Kriege teilgenommen haben, standen 226 130 Reserveoffiziere gegenüber. Zwischen den während des Krieges beförderten aktiven und Reserveoffizieren bestand hinsichtlich ihrer militärischen Vorbildung und dementsprechend auch ihrer seelischen Bedeutung für das Gesamtoffizierkorps kein Unterschied. Sie können daher im Rahmen dieser Betrachtung als ein Ganzes angesehen werden.

Der gewaltige Bedarf des Krieges an Offizieren führte dazu, daß die Grenzen für den Ersatz in sozialer Beziehung immer weiter nach unten ausgedehnt werden mußten. Die Masse der Reserveoffiziere ergänzte sich bei den Kampftruppen und vor allem bei den Kriegsformationen mehr und mehr aus dem mittleren und dem kleinen Bürgertum. Unter ihnen befanden sich viele, die im Frieden nie daran gedacht hätten, Offizier zu werden und für ihre Stellung weder die innere noch die äußere Eignung mitbrachten. Mißgriffe waren in dem riesenhaften Betriebe des Heeres und im Drange der Kriegsverhältnisse unausbleiblich. Sie entstanden aber auch durch Fehler in der Organisation. So erhielt eine Anzahl von Regimentern im Jahre 1915 plötzlich Befehl, junge Leute mit höherer Schulbildung zu einer besonderen Ausbildung nach Deutschland zu kommandieren. Die nichtsahnenden Regimentskommandeure entsandten solche Leute, die dienstlich nicht recht genügten und eine nochmalige Ausbildung nötig hatten. Zum allgemeinen Erstaunen erschienen die Kursusteilnehmer nach verhältnismäßig kurzer Zeit wieder bei ihren Regimentern, und zwar als Offiziere. Sie waren in Deutschland nach Abschluß des Kursus befördert worden, während die tüchtigen Persönlichkeiten an der Front

verblieben waren und das Nachsehen hatten. Hier rächte sich also die übertriebene Geheimhaltung. Wäre den Regimentskommandeuren der Zweck der Ausbildungskurse mitgeteilt worden, dann wäre unzweifelhaft die Auswahl der Kommandierten nach anderen Grundsätzen erfolgt.

Nun entsteht die Frage, ob der geistige Inhalt des Offizierkorps durch den Hinzutritt der Kriegsoffiziere im Sinne einer Wandlung, Zersetzung oder Auflösung beeinflußt worden ist. Die Frage stellen heißt sie verneinen. Trotzdem im Kriege die Möglichkeiten einer sorgfältigen Erziehung und inneren Vorbereitung des Offiziernachwuchses auf die Standes- und Berufspflichten stark eingeschränkt waren, so zeigte sich doch überall das Bestreben der neubeförderten Offiziere, sich die Anschauungs- und Gedankenwelt ihrer älteren Kameraden zu eigen zu machen. Daß das Ziel oft hinter dem Wunsch zurückblieb, war bei der Masse der Kriegsleutnants aus den oben erwähnten Gründen nicht zu verwundern. Hierauf kam es in diesem Zusammenhange auch gar nicht an. Denn das Entscheidende war, daß die seelische Wirkung des Standesbewußtseins des Offizierkorps so groß war, daß es die überwältigende Mehrzahl dieser neuen und fremdartigen Bestandteile in seinen geistigen Rahmen preßte.

Freilich war am Ende des Krieges das Offizierkorps nicht mehr das alte. Wie überall, so hatte auch das Kriegsgeschehen in seiner Gemeinschaft seine Spuren hinterlassen. Äußerlich hatten unter den verwildernden Einflüssen des Feldlebens der Ton und die Umgangsformen eine Einbuße erlitten. Die Korrektheit im Denken und Handeln sowie die peinlich genaue Erfüllung der Dienstpflichten waren ebenfalls nicht mehr auf der früheren Höhe. Hier und da machten sich auch eine Lockerung des Sinnes für Kameradschaft bemerkbar und Anzeichen von Egoismus, die früher unmöglich gewesen wären. Der Gegensatz zwischen Truppe und Stäben, von dem die jüngeren Frontoffiziere nicht unberührt geblieben waren, hatte einen unverkennbaren Rückgang an Autorität den oberen Kommandobehörden gegenüber zur Folge gehabt. Er fand seinen Ausdruck in einer übertriebenen Neigung zur Kritik und zum Besserwissen. Die Eigentümlichkeiten des Stellungskrieges, der keinen Raum für selbständige taktische Handlungen ließ, hatten zu einer Regelung aller Einzelheiten der Kampfführung und des Dienstbetriebes durch die Divisionen geführt. Hieraus war ein System der Bevormundung der unteren Dienststellen entstanden, das auf ihre Entschlußkraft, Verantwortungsfreudigkeit und Selbständigkeit ungünstig einwirkte. Das war eine Abkehr von unseren alten bewährten Grundsätzen, die immer den Gedanken der Selbständigkeit des Denkens und Handelns in den Vordergrund gestellt hatten und dem Führer möglichste Freiheit in der Durchführung eines erhaltenen Auftrages ließen.

Doch unbeschadet dieser Wandlungen und Nachteile im einzelnen waren die großen Leitgedanken, Überzeugungen und Gefühle, die den Charakter der psychologischen Einheit des Offizierkorps begründete, unverändert geblieben. Trotz aller seelischen Erschütterungen, die das Heer im Kriege heimsuchten

und eine Änderung seines seelischen Gehaltes herbeiführten, blieb im Offizierkorps unverändert die Ehre der Mittelpunkt seines Standesbewußtseins und seiner Berufsethik. Die Ideen des Kaisertums und des Vaterlandes waren nach wie vor die geistigen Quellen, aus denen es immer wieder seine Kraft schöpfte.

Aus diesem Umstande erklärt sich allein die erstaunliche Tatsache, daß das Offizierkorps als Ganzes in unerschütterlicher Treue seine Pflicht bis zum Schluß des Krieges erfüllte. Im Gegensatz zur Truppe prallten an seiner inneren Geschlossenheit alle von der Heimat ausgehenden Zersetzungsbestrebungen wirkungslos ab. Ebenso vermochte die feindliche Propaganda nirgends einen Erfolg zu erzielen. Nur die Erhaltung seiner Gemeinsamkeitsseele befähigte das Offizierkorps zu seinen unvergleichlichen Leistungen im Kriege, deren Größe immer leuchtender hervortreten wird, je mehr der zeitliche Abstand an Stelle von Haß und Verleumdung Sachlichkeit und Gerechtigkeit des Urteils treten läßt. Niemals ist ein Heer von einem besseren Offizierkorps geführt worden als das deutsche im Weltkriege. Nur seinen hohen moralischen Eigenschaften war es zu danken, daß trotz der feindlichen Übermacht der Zusammenhalt der Front bis zum Schluß gewahrt blieb und die deutschen Truppen im Augenblick des Waffenstillstandes noch tief in Feindesland standen. Einen ewigen Beweis für das Heldentum des Offizierkorps bilden die erschütternden Zahlen seiner Verluste. An aktiven Offizieren blieben 11 357 und an inaktiven und Offizieren des Beurlaubtenstandes 37 152 im Kriege. 24,8 v. H. an Toten verlor das aktive Offizierkorps und 15,7 v. H. die Offiziere des Beurlaubtenstandes. Rund 40 v. H. der 1914 ins Feld gerückten aktiven preußischen Offiziere sind auf dem Felde der Ehre gefallen. Sehr ungleich war der Anteil der verschiedenen Waffen an den Verlusten. Bei weitem an erster Stelle stand die Infanterie, auf die allein 75,3 v. H. der gesamten Offizierverluste entfielen. Das Exerzierreglement hatte von dieser Waffe gesagt: „Die Hauptwaffe ist die Infanterie. Sie bringt die größten Opfer, dafür winkt ihr auch der höchste Ruhm."

2. Offizier und Zersetzung der Truppe.

Im deutschen Heere hatte die geistige Beschäftigung mit dem Problem der Zersetzung und ihren Folgen keine Rolle gespielt. Die Autorität des Staates war derartig gefestigt und die Kommandogewalt so tief gegründet, daß der Gedanke, die Truppe könnte der Hand der Vorgesetzten entgleiten oder gar zur offenen Empörung schreiten, überhaupt nicht aufkam. Diese Auffassung wurde noch bekräftigt durch den vortrefflichen Geist des Heeres und dessen einzig dastehende Disziplin, die im Laufe der Geschichte niemals wankend geworden war. Das waren alles Umstände, die ein Studium der Zersetzungserscheinungen unnötig erscheinen ließen, weil dafür ein praktisches Bedürfnis nicht vorlag. Aus diesem Grunde fehlten auch amtliche Weisungen und Richtlinien in dieser Frage. Lediglich im Militärstrafgesetzbuch war ein

Abschnitt den strafbaren Handlungen gegen die Pflichten der militärischen Unterordnung gewidmet. Der Offizier fand hier die näheren Begriffsbestimmungen über die verschiedenen Arten des Ungehorsams und deren strafrechtliche Folgen. Auf die für die Praxis wichtigsten Fragen aber nach den psychologischen Ursachen von Zersetzungserscheinungen, ihrem Wesen und den Mitteln zu ihrer Bekämpfung fand er nirgends eine erschöpfende und befriedigende Antwort.

Der Weltkrieg hat erwiesen, daß auch das beste Heer nicht gegen Zersetzung gefeit ist und deshalb in der psychologischen Ausbildung des Offiziers in dieser Frage unzweifelhaft eine Lücke bestand. So kam es, daß sich bei der seelischen Wandlung der Truppe im Weltkriege für den Offizier oft Lagen ergaben, denen er infolge mangelnder Schulung und Vorbereitung nicht gewachsen war. Da sich seine eigene Einstellung zu den sittlichen Grundsätzen des Soldatentums nicht geändert hatte, war sein Blick für die seelische Veränderung, die allmählich mit seinen Leuten vor sich ging, nicht immer scharf genug. Gewohnt, sich die Soldaten so vorzustellen, wie sie sein sollten, konnte er nicht begreifen, daß sie plötzlich ganz anders waren. Die Folge hiervon war so manches Mal ein nicht ausreichendes Verständnis für die Gedanken- und Empfindungswelt der Leute und Fehler im persönlichen Verhalten und der Behandlung der Untergebenen. Derartige Mißgriffe haben unter normalen Verhältnissen bei einer innerlich gefestigten Truppe nicht allzu viel zu sagen, wenn sie sich in mäßigen Grenzen halten. Jeder einzelne Fall führt aber zu schweren Nachteilen, wenn die beginnende Zersetzung bereits den Keim des Mißtrauens zwischen Offizier und Mann gepflanzt hat.

Andererseits wird es in einem allzu langen Volkskriege immer vorkommen, daß trotz bester Führer minderwertige Elemente einen zerstörenden Einfluß auf die Disziplin auszuüben suchen. Es ist die Aufgabe der verantwortlichen Führer, solche Leute rechtzeitig zu erkennen und sie so überwachen zu lassen, daß ihre Straffälligkeit nachgewiesen werden kann. Anders ist zu verfahren, wenn die geheime Wühlarbeit schon in größerem Umfange Erfolge aufzuweisen hat, bevor sie zur Kenntnis des Führers kommt. Die typischen Kennzeichen einer derartig beeinflußten Truppe bestehen in einer eigentümlichen Verdrossenheit der Mannschaften, im Ausüben passiven Widerstandes und im Vorbringen von ungerechtfertigten Wünschen und Forderungen in mehr oder weniger unmilitärischer Form. In solcher Lage spielt die persönliche Festigkeit und der psychologische Takt des Führers eine große Rolle. Neben vernünftiger Belehrung und Aufklärung seiner Leute muß er rasch und energisch zupacken, um die Bewegung im Keime zu ersticken. Vor allem müssen die Rädelsführer sofort festgesetzt und unter größter Beschleunigung einer scharfen Bestrafung zugeführt werden.

Der Offizier, der Anzeichen von Zersetzungserscheinungen in seiner Truppe bemerkt, muß vor allem die Dinge so sehen, wie sie wirklich sind. Nichts wäre verkehrter, als die Augen vor der Wirklichkeit zu verschließen und so zu tun,

als ob alles in bester Ordnung wäre. Geschieht nichts, so gebärden sich die umstürzlerischen Elemente immer dreister und radikaler. Die Zahl ihrer Anhänger wächst rasch, weil sich das allgemeine Rechtsbewußtsein trübt. Denn das Nichteingreifen der zuständigen Vorgesetzten muß als indirekte Billigung der umstürzlerischen Bestrebungen aufgefaßt werden.

Ein besonders gutes Mittel, um die Truppe gegen das Eindringen von Zersetzungseinflüssen zu bewahren, besteht in der Schaffung und Erhaltung eines guten Unteroffizierkorps. Notwendig zur Erreichung dieses Zweckes ist die Stärkung seines Ansehens, die Erweckung eines gesunden Standesbewußtseins und Hebung seiner Dienstfreudigkeit. Es war ein besonderer Nachteil für das Heer, daß es im Weltkriege nicht gelang, die Eigenart des Unteroffizierkorps zu erhalten. Schon 1914 trat nach der Mobilmachung eine starke Verwässerung durch das massenhafte Einströmen der Unteroffiziere des Beurlaubtenstandes ein. Bald stellte sich heraus, daß die überwältigende Mehrzahl dieser Unteroffiziere bei den Mannschaften so gut wie gar keine Autorität besaß. Die im Heere übliche Anrede in der dritten Person wurde ihnen gegenüber nicht gebraucht. Bald fiel auch die vorgeschriebene Bezeichnung „Herr" vor dem Dienstgrade weg.

Es rächte sich das im Frieden üblich gewesene System der Ernennung der Reserveunteroffiziere, nach dem geeignete Leute erst bei der Entlassung zu Unteroffizieren befördert werden konnten. Sie wurden zwar zu den Übungen als Unteroffiziere eingezogen, die kurze Zeit genügte aber bei weitem nicht, um in ihnen einen besonderen Korpsgeist großzuziehen. Das wäre nur möglich gewesen, wenn sie bereits im letzten Teil ihrer aktiven Dienstzeit verantwortlich als Unteroffiziere Dienst getan hätten und so ausgebildet worden wären, daß sie sich in ihrem militärischen Wissen und Können den Mannschaften auch später im Reserveverhältnis überlegen gefühlt hätten.

Auch im Weltkriege erkannte man nicht mit genügender Schärfe die psychologische Bedeutung des Unteroffizierkorps für die Erhaltung des Heeres. So kam es, daß es als ein in sich geschlossenes Korps dahin schwand. Schon Anfang 1917 befanden sich an der Front bei den Friedenstruppenteilen außer den Kompaniefeldwebeln nur noch ganz wenige Unteroffiziere des aktiven Dienststandes. Bei den zahllosen Neuformationen waren überhaupt keine aktiven Friedensunteroffiziere, so daß der Aufbau eines Unteroffizierkorps mit eigenem Standesbewußtsein von vornherein so gut wie ausgeschlossen war. Zur Ausbildung der während des Krieges Neubeförderten wurden wohl hier und da bei den Divisionen Kurse eingerichtet, im großen geschah aber zur Erhaltung des Standes nichts. Die während des Krieges Beförderten unterschieden sich immer weniger von den Mannschaften. Man redete sie wie seinesgleichen mit „Du" an und erkannte sie innerlich nicht als richtige Vorgesetzte an. Sie selbst erhoben auch — von Ausnahmen abgesehen — gar nicht recht den Anspruch darauf, weil sich ihre Bewußtseinsebene nicht von der der Mannschaften unterschied. Befördert wurde dieser seelische Angleichungs-

vorgang noch durch den Umstand, daß sie die Mannschaften weder an Alter noch an Diensterfahrung übertrafen.

Die innere Auflösung des Unteroffizierkorps im Kriege hat in doppelter Weise für das Heer Schaden gebracht: einmal in der Erschütterung der allgemeinen Auffassung der Truppe von Disziplin, die stets mit dem sichtbaren Rückgang der Autorität von Vorgesetzten verbunden ist. Dann fehlte durch das Aufhören des Unteroffizierkorps das organische Bindeglied zwischen den Offizieren und den Mannschaften. Infolge dieser Lücke erschien die Stellung des Offizierkorps zu isoliert. Auf einen kleinen Kreis von Männern beschränkten sich die weithin sichtbare Kommandogewalt und alle dienstlichen und wirtschaftlichen Vorteile. Dadurch mußte sich von selbst das Bild einer einseitigen und übermäßigen Bevorzugung eines Standes ergeben, dem die große Masse sozusagen rechtloser Menschen gegenüberstand. Diese ungleiche Verteilung der Lasten und Vorteile wurde in der Öffentlichkeit als eine Ungerechtigkeit des militärischen Systems empfunden. Damit trug die Auflösung des Unteroffizierkorps im Kriege mittelbar zur Verschärfung des Hasses gegen die Offiziere bei.

Je vollendeter die Moral eines Heeres ist, um so weniger braucht die Stimmung der Truppe als ein besonderer Faktor berücksichtigt werden. Aus diesem Grunde spielte die Frage der jeweiligen Stimmung der Truppe im deutschen Heere überhaupt keine Rolle. Der Soldat gehorchte ohne zu murren und ertrug bereitwillig die größten Anstrengungen. So blieb es bekanntlich bis weit in den Weltkrieg hinein. Da es dem ganzen militärischen System in Deutschland ferngelegen hatte, die Stimmung der Truppe besonders zu berücksichtigen[1]), war im Kriege das Aufgeben dieses Standpunktes natürlich außerordentlich schwierig, als der Zustand der Truppe eine vermehrte Berücksichtigung ihrer Stimmung verlangte. Man kann vielleicht behaupten, daß die Bedeutung der Stimmung der Truppe für die Erhaltung des Kriegswillens überhaupt nicht gebührend eingeschätzt wurde. Man verfuhr immer so, als ob man noch ein seelisch und disziplinmäßig unerschüttertes Heer vor sich gehabt hätte und erkannte nicht genügend die Veränderung seiner inneren Beschaffenheit. In dieser Starrheit, die nur eine Folge mangelnder Erfahrung war, mag ein gewisser Mangel an psychologischer Zielsicherheit während des Krieges zugegeben werden. Wenn das mit dieser Einschränkung geschieht, so muß um so nachdrücklicher gegen eine mißgünstige und oberflächliche Kritik Stellung genommen werden, die den Vorwurf allgemein ungenügenden psychologischen Verständnisses des Offiziers erheben zu können glaubt und hierin die Hauptursache für den Haß gegen die Gesamtheit des Offizier-

[1]) Die Tatsache, daß in dem Muster für die Erfahrungsberichte der Divisionen auch die Ziffer „Stimmung der Truppe" enthalten war, ist kein Widerspruch zu dem oben Gesagten. Das Wesentliche bleibt, daß die Stimmung der Truppe in der Regel nur mit einigen allgemeinen Worten abgetan wurde und ihre eingehende psychologische Auswertung unterblieb.

korps erblickt. Ja es ist sogar die Behauptung aufgestellt worden, daß der „preußische Militarismus“ im ganzen unpsychologisch gewesen sei und dieser Umstand nicht zum wenigsten zum Verlust des Krieges beigetragen habe. Wir glauben im zweiten Teile dieses Buches die wirklichen Ursachen für die allmähliche seelische Auflösung des Heeres nachgewiesen zu haben und folgern daraus, daß jene Kritiker Ursache und Wirkung miteinander verwechseln. Die Dinge lagen doch so, daß sich als natürliche Folge der Erschütterung der Gemeinsamkeitsseele der Truppe das Mißtrauen gegen das Offizierkorps ergeben mußte. Es steigerte sich zum Haß, je mehr der Geist des Offizierkorps sich unverändert erhielt und auf der anderen Seite die seelische Wandlung der Mannschaften im kriegs- und wehrfeindlichen Sinne Fortschritte machte. In den Augen der Masse mußte bei dieser Auseinanderentwicklung der Offiziere als Kriegsgewinnler und Ausbeuter erscheinen. Schon allein die Tatsache seines Daseins wirkte verbitternd und aufreizend, ganz zu schweigen von den Vorzügen und Vorteilen, die mit seiner Dienststellung verbunden waren. Da der Offizier nur kollektiv empfunden wurde, konnte es bei dieser Einstellung der Massen nicht ausbleiben, daß Ungeschicklichkeiten und Verfehlungen einzelner verallgemeinert wurden und als Ungeschicklichkeiten und Verfehlungen des ganzen Standes erschienen.

Die oben erwähnten Kritiker kommen zu ihrem Werturteil über das angeblich mangelnde psychologische Verständnis des deutschen militärischen Systems entweder unter dem Eindruck des revolutionären Zusammenbruchs des Heeres, von dem aus sie fehlerhafterweise ihre Beweisführung beginnen, anstatt ihn als den Endpunkt eines langen psychologischen Entwicklungsvorganges zu betrachten; oder das Ergebnis ihrer Untersuchungen stützt sich auf einseitig gewonnenes und verwertetes Material. So wird mit Vorliebe auf die zahlreichen Kriegsneurosen hingewiesen, als deren Ursachen der innere Protest des Soldaten gegen die ihm im Heere zugemutete Rolle und die lieblose Behandlung bezeichnet werden. Es soll nicht bestritten werden, daß in dem riesigen Rahmen eines Volksheeres sich viele Persönlichkeiten befanden, die seelisch so empfindlich waren, daß sie den rauhen Soldatenton, die unbedingte Unterordnung und Einordnung der Individualität in das Ganze sowie die ständige Lebensgefahr nicht zu ertragen vermochten. Das wird immer so sein. Ein Fehler ist es aber, lediglich auf Grund von Aussagen der sich in den Lazaretten und sonstigen Krankenanstalten zusammendrängenden, soldatisch nicht vollwertigen Menschen ein absprechendes Urteil über die im Heere geübte psychologische Praxis zu fällen.

Um zu einem einwandfreien Ergebnis zu kommen, muß vielmehr die Gesamtheit der Kämpfer betrachtet werden. Dann ergibt sich sofort ein grundlegend anderes Bild. Mit überwältigender Wucht drängen sich dann die ungeheuren Leistungen der Truppe im Weltkriege auf, ihr einzig dastehender Kampfwille und ihre großartige Opferbereitschaft. Niemals hätte der gigan-

tische Kampf bis zur völligen Erschöpfung des Volkes durchgeführt werden können, wenn nicht das militärische System auf den Grundsätzen höchster psychologischer Weisheit beruht hätte.

Richtig ist, daß es im deutschen Heere kein theoretisches System der Militärpsychologie gegeben hat. Manche wollen hierin eine Vernachlässigung des psychologischen Momentes erblicken. Sie vergessen dabei, daß dessen Wert nur gering ist, weil im Leben der Truppe das praktische Können allein entscheidet, und ein Offizier, der kein seelisches Verständnis oder kein Herz für seine Leute hat, auch durch das fleißigste Studium der Militärpsychologie kein guter Vorgesetzter wird. An Stelle blutloser theoretischer Betrachtungen wurde im Heere dafür um so mehr praktische Psychologie getrieben. Denn für den Wert der Militärpsychologie gilt mehr als anderswo das Wort: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Es ist kein Widerspruch zu obigen Ausführungen, wenn nunmehr eine Anzahl von Faktoren besprochen wird, die im Kriege Gegenstand heftiger Kritik waren und der Zersetzungspropaganda gegen das Offizierkorps besonders Vorschub geleistet haben. Es handelt sich hierbei um einzelne Erscheinungen, die teils in den Kriegsverhältnissen begründet, teils aber auch auf fehlerhafte Anordnungen, Einrichtungen und Maßnahmen zurückzuführen waren. Ohne ihre Erwähnung würde die Behandlung des Themas „Offizier und Zersetzungserscheinungen in der Truppe" nicht vollständig behandelt sein. Es ist unausbleiblich, daß bei der Unvollkommenheit der Menschen und den vielen neuen Problemen des Weltkrieges Fehler, Mißverständnisse und Mißstände aller Art vorkamen. Natürlich kann es sich hier nur um solche Angelegenheiten handeln, die allgemeinere Bedeutung erlangten und deren psychologische Auswertung für die Zukunft von Nutzen ist.

Schon mehrfach ist auf den Nachteil hingewiesen worden, der sich aus der Besetzung der Kompanieführerstellen mit jungen Kriegsleutnanten ergab. So hervorragend sie ihre Aufgabe im allgemeinen im Kampfe erfüllten, so gewiß waren auch die Mängel, die ihre Jugend und Unerfahrenheit im Gefolge hatten. Die Kommandobehörden klagten darüber, daß sie nicht immer das richtige Verständnis für die nötige Fürsorge der Leute zeigten. Aus dem Gefühl innerer Unsicherheit waren sie in der Handhabung des Dienstbetriebes häufig entweder zu hart oder zu weich. Den immer mehr um sich greifenden Verstößen gegen die militärische Zucht und Ordnung standen sie vielfach gleichgültig gegenüber, weil ihnen selbst die Schule fehlte und sie daher nicht die richtigen Vorstellungen von dem Wesen der Disziplin und ihrer Bedeutung für die Kampfkraft des Heeres hatten. Auch war das moralische Übergewicht der jungen Offiziere bisweilen so gering, daß die Mannschaften ihnen nicht das nötige Vertrauen und die Achtung entgegenbringen konnten, auf denen die innere Disziplin beruht. Ganz besonders schwer war für den jungen Offizier die richtige Aufklärung seiner Leute über den Sinn des Krieges und

die Notwendigkeit der Fortsetzung des Kampfes. In dieser entscheidend wichtigen Frage fehlten teils eine klare Zielangabe und allgemeine Richtlinien für die Unterweisung der Mannschaften, teils war aber auch die Gleichgültigkeit allen Fragen gegenüber, die außerhalb des Dienstes lagen, hieran Schuld. Tatsächlich war auch der Offizier durch den Dienst, die dauernde Verantwortung und die ununterbrochene Todesnähe seelisch so belastet, daß die Spannkraft zur Beschäftigung mit den schwierigen politischen und wirtschaftlichen Problemen beim besten Willen nicht mehr ausreichte. Aber trotz allem wäre der Kompanieführer auch in diesen Fragen in erster Linie der Berater seiner Leute gewesen. Bezeichnend für das Verlangen der Mannschaften für die Führung auch auf dem Gebiet der Anschauungen und Überzeugungen war die Erklärung einer Gruppe Soldaten, die im Frieden Bergleute waren. Sie sagten, im Frieden hätten sie ihre Führer, die ihnen sagten, was sie denken und was sie zu verurteilen hätten. Jetzt im Kriege fehlten ihnen diese Führer, da wüßten sie nicht Bescheid. Deshalb sei ihnen die Frage der Kriegsziele gleichgültig.

Aber ebenso wie die jungen Offiziere ließen es nicht selten auch die älteren an Verständnis für die Notwendigkeiten des Krieges und die Wesensart der Truppe fehlen. Man fand bei ihnen die Neigung, den Soldaten nur mit dem Maßstabe des Friedens zu messen. Der schroffe und kalte Ton des Friedens paßte nicht mehr für ältere Menschen und Familienväter, die freudig für die Verteidigung der Heimat kämpfen sollten. Ebenso wurden bisweilen Befehle und Anordnungen getroffen, die den kriegsmäßigen Bedürfnissen der Truppe nicht gerecht wurden, sondern als „Friedensmätzchen“ störend und verbitternd wirkten. Für das Ansehen der höheren Vorgesetzten in den Augen der Frontkämpfer war ihr weit hinter der vorderen Kampflinie gelegener Platz nachteilig. Aus führungstechnischen Gründen konnten sie sich in gefährlichen Gefechtsmomenten erst recht nicht vorn zeigen, wenn aus moralischen Gründen ihre Anwesenheit dort gerade erwünscht gewesen wäre. Die Masse der Truppe lernte ihre höheren Vorgesetzten nur kennen, wenn sie in Ruhe lag. Dann pflegten sie auf dem Exerzierplatz zu erscheinen, um sich von den dienstlichen Leistungen der Bataillone zu überzeugen und Besichtigungen abzuhalten. Hierdurch entstand eine ganz falsche Vorstellung von der Tätigkeit und den Aufgaben der höheren Führer. Man empfand sie als lästige Störenfriede, die hinter der Front ihre Daseinsberechtigung nachzuweisen suchten. Verstärkt wurde diese Abneigung noch, wenn die Vorgesetzten bei ihren Besprechungen einen unnötig schroffen Ton anschlugen und die jungen Kompanieführer verprellten, anstatt sie verständnisvoll anzuleiten. Die Truppe war außerordentlich empfänglich für jedes freundliche Wort und empfand Ansprachen, die sie aufrichtete und stärkte, geradezu als Herzensbedürfnis. Natürlich durfte hierin auch nicht zu weit gegangen werden. Denn ein Vorgesetzter, der zu viel lobt, trägt ebensowenig zur Hebung der Dienstfreudigkeit bei wie einer, der nur

tadelt. Die eine Übertreibung stumpft ebenso ab wie die andere. Die gerechte Verteilung von Lob und Tadel gehört mit zur Kunst der Führung.

Eine ganz besondere Zuspitzung hatte die Verpflegungsfrage erlangt. Und zwar waren es die Unterschiede in der Art der Zubereitung des Essens zwischen Offizier und Mann, die den Mittelpunkt der Erregung bildeten. Es war gebräuchlich, daß nicht nur die Stäbe, sondern auch die Truppenoffiziere, sobald es die Lage gestattete, nicht aus der Feldküche aßen, sondern sich ihre Verpflegung besonders zubereiten ließen. Diese Tatsache hatte der Auffassung Tür und Tor geöffnet, die Offiziere lebten besser auf Kosten der Mannschaften, ein Irrtum, der aber zu einem unausrottbaren Glauben der Masse geworden war. Im Gegensatz zu festen Herdanlagen konnte aus der Feldküche nur zusammengekochtes Essen verabreicht werden, das in den Augen der Soldaten niemals als vollwertig erscheint und daher mit Vorliebe als „Suppe" bezeichnet wird. Die im Bewegungskriege so segensreiche Feldküche hatte sich schließlich geradezu zu einem Fluch für den Geist der Truppe entwickelt. Die Feldküchenfrage wurde schließlich so brennend, daß sie sich nicht nur auf das Heer beschränkte, sondern auch die öffentliche Meinung der Heimat in Bewegung setzte. Der sichtbarste Beweis für ihre Wichtigkeit war es, daß sogar der Reichskanzler Prinz Max von Baden an General Ludendorff das Ansinnen stellte, auch den Stab der O. H. L. aus der Feldküche verpflegen zu lassen. Bekanntlich erklärte sich Ludendorff damit einverstanden, unter der Bedingung, daß sämtliche Staatssekretäre und ganz Berlin ebenfalls aus der Feldküche äßen. Die Verpflegung der nur geistig arbeitenden höheren Stäbe aus der Feldküche wäre eine unnötige und unzuträgliche Belastung gewesen. Dagegen war sie für die Truppenoffiziere eine psychologische Notwendigkeit. Überall, wo das erkannt und danach gehandelt wurde, bestanden die Voraussetzungen für ein besonders gutes Einvernehmen zwischen Vorgesetzten und Untergebenen.

Die O. H. L. war unablässig bemüht, durch Ermahnungen und Belehrungen den im Heere vorhandenen Erfahrungsschatz an praktischer Psychologie zu erhalten und dem Offiziernachwuchs zu vermitteln. Noch am 22. Oktober 1918 nahm sie Gelegenheit, um in eindringlicher Form dem Offizier die Grundsätze vor Augen zu führen, die er befolgen müßte, um sich das Vertrauen seiner Untergebenen zu erhalten. Von ihm wurden in erhöhtem Maße die soldatischen Tugenden als Ausdrucksform der Standespflichten verlangt. Strenge Selbstzucht, Enthaltsamkeit und sittlich einwandfreies Leben wären von jedem Offizier zu fordern, ebenso die Fürsorge für die Truppe und die größte Sorgfalt bei der Erledigung von Beschwerden der Mannschaften, da nur so Vertrauen denkbar wäre. Hervorgehoben wurde, daß der Krieg noch mehr als der Frieden das Eingehen auf die Psyche des Mannes verlangte. An ordnungsmäßiges Erwidern des Grußes und Gerechtigkeit in der Beurlaubung wurde erinnert und schließlich noch verlangt, daß der Offizier nicht besser lebte als der Mann, dessen Ruhe und Erholung nach Kämpfen sich der Vorgesetzte ganz besonders angelegen sein lassen müßte.

3. Offizier und Revolution.

Späteren Generationen wird es unfaßbar sein, daß das seiner monarchischen Gesinnung und seinen sonstigen Überzeugungen treu gebliebene Offizierkorps nicht den Versuch einer gewaltsamen Auflehnung gegen die Revolution gemacht, sondern sich widerstandslos den Mächten des Umsturzes gebeugt hat. Diese Tatsache hat vielfach Anlaß zu mißgünstiger Kritik gegeben und wird sicherlich noch zu manchem Fehlurteil über Wert und Charakter der Offiziere — ähnlich wie nach der Katastrophe von Jena und Auerstädt — führen. Im Interesse geschichtlicher Wahrheit ist es daher geboten, den Ursachen für ihr Verhalten im November 1918 nachzugehen. Eine so grundlegende Erscheinung wie die damalige Haltung des Offizierkorps, die im Widerspruch zu den geistigen Grundlagen seines Daseins zu stehen schien und von größter Tragweite für die innerdeutsche Entwicklung werden sollte, wurde natürlich nicht durch eine, sondern durch eine ganze Anzahl psychologischer Faktoren bedingt.

Ihren allgemeinen seelischen Hintergrund bildete die innere Einstellung des Offiziers zu dem Wesen der Revolution. Es gibt kaum zwei Dinge, die sich gegenseitig so ausschließen wie Soldatentum und Revolution. Der Sinn des Soldatentums besteht in der Anerkennung der Autorität und der Tradition, in bedingungsloser Unterordnung und Pflichterfüllung sowie in der Erhaltung der geschichtlich gewordenen Zustände unter Einsatz des Lebens. Im Gegensatz dazu ist der geistige Inhalt der Revolution: Zerstörung der Autorität und der Tradition, Unterordnung der Person nur, soweit der revolutionäre Zweck anerkannt wird, Willkür und Vernichtung des geschichtlich Gewordenen. Bei der scharfen geistigen Ausrichtung des Offiziers auf seine Berufspflichten hatte er weder Verständnis noch Interesse für die revolutionären Strömungen und Bestrebungen, die später den deutschen Volkskörper erkranken ließen.

Die durch Beruf und Erziehung begründete Fremdheit des Offiziers mit revolutionärer Psychologie hatte eine weitere Stütze in den staatlichen Verhältnissen Deutschlands und dem Charakter seiner Einwohner gefunden. In dem wohlgeordneten Reiche mit seiner musterhaften Verwaltung und der unerschütterlichen Staatsautorität schien der Gedanke einer Revolution außerhalb der Wirklichkeit zu liegen. Für die Beschäftigung mit ihren Problemen lag also kein praktisches Bedürfnis vor. Der Deutsche selbst war nach allgemeiner Ansicht viel zu diszipliniert und zu ruhiger Beharrlichkeit geneigt, als daß er jemals das Wagnis eines gewaltsamen Umsturzes unternehmen könnte. Der Offizier war hiervon ganz besonders fest überzeugt, weil er den deutschen Mann immer nur in der Rolle des stets willigen und zuverlässigen Untergebenen kennengelernt hatte, dem man, wie die Kriegsgeschichte lehrte, jederzeit die größten Anstrengungen und Opfer zumuten konnte. Aus dem Umstande, daß die revolutionäre Frage keine Rolle in der Gedankenwelt des Offiziers gespielt hatte, erklärte es sich, daß er dem Ausbruch der Revolution noch unvorbereiteter

gegenüberstand als vorher den Zersetzungserscheinungen. Nicht nur die Truppenoffiziere, sondern auch die leitenden Stellen des Heeres wurden von dem Ausbruch und dem Umfang der Revolution überrascht und hatten keinerlei ausreichende ideelle oder materielle Gegenmaßnahmen zum Niederschlagen der Umsturzbewegung getroffen.

Der Gedanke der Revolution erschien so wenig mit den Grundbegriffen des Soldatentums vereinbar, daß schon die Erwähnung ihrer Möglichkeit den Mannschaften gegenüber fast einem Verbrechen gleichkam. Daher unterließ man eine rechtzeitige und wirksame Aufklärung der Leute über die verderblichen Folgen einer Revolution, besonders in außenpolitischer Beziehung. Lieber spielte man Vogelstraußpolitik und wollte das Gespenst des Umsturzes, das seit dem Spätsommer 1918 immer deutlicher erkennbar wurde, nicht sehen. Ebenso verhielten sich die höheren Kommandobehörden. Auch bei ihnen glaubte niemand an die Möglichkeit einer Revolution. Ein Untergebener, der es gewagt hätte, mit aller Deutlichkeit auf ihr Herannahen hinzuweisen und in diesem Zusammenhang vor unzweckmäßigen Anordnungen oder Einrichtungen zu warnen, wäre sicherlich wegen unsoldatischer Auffassung und falscher psychologischer Einschätzung seiner Leute scharf getadelt worden.

Von entscheidender Bedeutung für die Haltung des Offizierkorps gegenüber der Revolution war es, daß der Kaiser ohne Widerstand auf die Krone verzichtet und in einem Erlasse die Offiziere von dem ihm geleisteten Treueide entbunden hatte. Durch die vollendete Tatsache seines Übertritts nach Holland fehlte der Mittelpunkt, um den sich die Getreuen hätten sammeln und eine Gegenbewegung zur Erhaltung der Monarchie in die Wege leiten können. Das war um so mehr der Fall, als auch der Kronprinz auf seine Rechte verzichtet und Deutschland verlassen hatte. Alle Versuche zur Hervorbringung einer von der Idee des Kaisertums getragenen Massenbewegung waren von vornherein zur Erfolglosigkeit verurteilt, wenn keine Persönlichkeiten, die diese Idee verkörperten, vorhanden waren. Denn die Massenseele verlangt stets nach konkreten Formen, sei es in Gestalt von Bildern, Symbolen oder Personen, um ihr Gaubensbedürfnis zu befriedigen. So ist kein religiöses Erlebnis der Massen ohne „heilige" Einrichtungen oder Gegenstände denkbar; ohne den Glauben an Karl Marx gäbe es keine Sozialdemokratie und ohne einen solchen an Lenin keinen Bolschewismus.

Es ist bereits erwähnt worden, daß der Entschluß des Feldmarschalls von Hindenburg richtunggebend für das ganze Offizierkorps wurde. Er bewies im November 1918, als er an der Spitze des Heeres verblieb, ein Höchstmaß von Selbstüberwindung und innerer Disziplin. Trotz aller inneren Erschütterung gehorchte das Offizierkorps seinem Befehl vom 18. November, der folgenden Wortlaut hatte: „Damit angesichts der dem Vaterlande durch den Bolschewismus drohenden Gefahr des Bürgerkrieges das Heer in Festigkeit und Ordnung zurückgeführt werden kann, sind alle Offiziere und Mannschaften ver-

pflichtet, alle mit Recht bestehenden Gewissensbedenken bezüglich des Sr. Majestät dem Kaiser und Könige geleisteten Fahneneides zurückzustellen und unvermindert ihre Pflicht zu tun zur Rettung des deutschen Landes aus größter Gefahr." Die Ausführung dieses Befehls war weder ein Zeichen minderwertiger Gesinnung noch von Charakterschwäche des Offizierkorps, sondern höchster Selbstaufopferung und Disziplin. Das Vaterland über das persönliche Gefühl und die Interessen des Standes gestellt zu haben, bleibt ein unvergänglicher Ruhm für den tiefen sittlichen Ernst und das Verständnis für die staatspolitischen Notwendigkeiten des alten deutschen Offizierkorps.